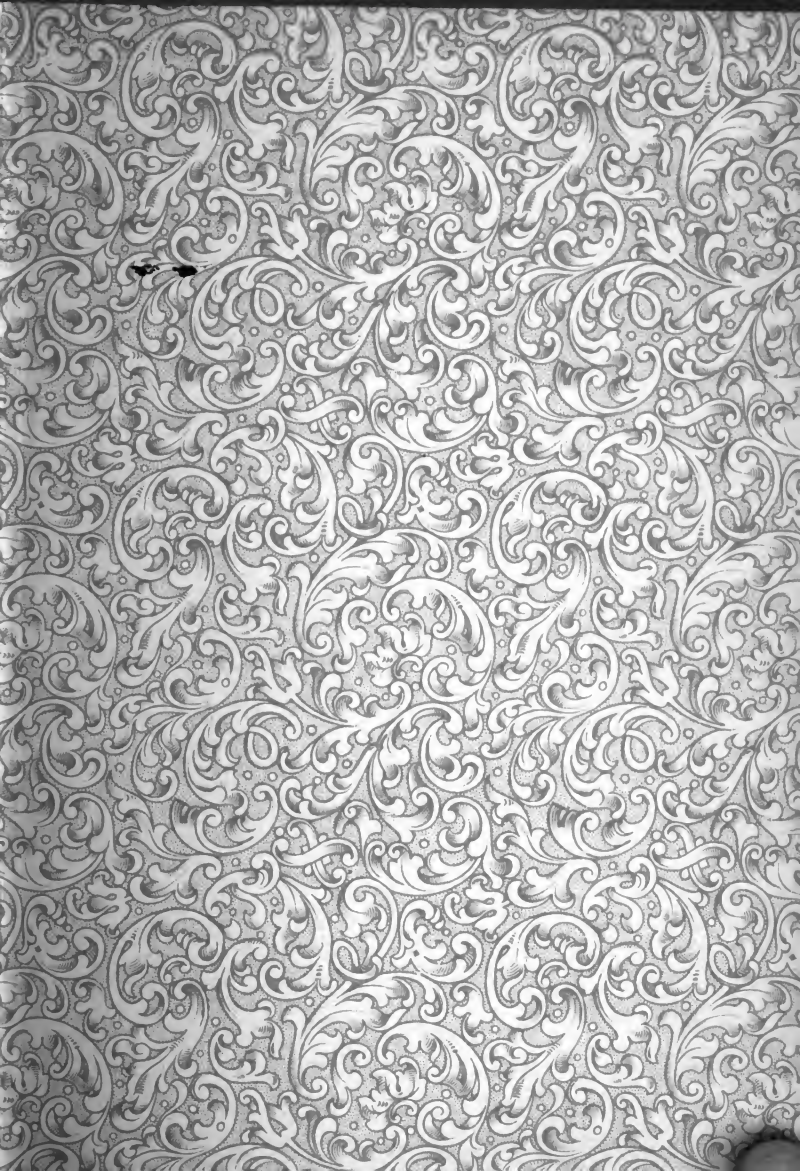
P. K. Rosegger's Schriften

Volks-Ausgabe

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.



№ IV 12

Das

Buch der Novellen.

Von

P. K. Rosegger.

Zweiter Band.

Zehnte Auflage.

Volks-Ausgabe.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1897.

(Alle Rechte vorbehalten.)

LITERARISCHE GESELLSCHAFT,
MOKRISANIA.

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

mem
PT
2458
R4
A6
1895
v.13
7210182

Der Höllbart.

Im oberen Thale der Enns, wo an den felsigen Hängen des Grimming die alte Heeresstraße vorüberzieht, steht auf einem grauen tannenumragten Anger unter dem Gewände das Bild des gekreuzigten Jesus.

Hoch auf ragt der roth angestrichene Holzpfahl, und das Antlitz des Gekreuzigten ist halb erschlossenen Auges empor zu dem kahlen Gewände gerichtet. Die Steine mögen erweichen, da der Menschen Herzen zu Stein geworden, einander in Haß und Wuth gegenüberstehen, sich martern und morden. Ein wilder Krieg des Gekreuzigten wegen ist ausgebrochen. Die Gemüther brennen, wahnwitziger Religionskampf wüthet in dem sonst so friedlichen Volke der Alpen.

Zu den Füßen des Gekreuzigten war vielleicht gestern noch das Marienbild mit den sieben Schwertern in der Brust gestanden; heute lag es zertrümmert am Hange. Mitten in dieser Zeit der begeisterten Marienminne hatte sich eine tolle Hand nach dem geweihten Bildnisse ausgestreckt — da war das Unerhörte geschehen. Alle Ordnung war aus Rand und Band, und die Empörung wogte durch die waldschattigen Thäler.

Warum, wenn solche Gräuel geschehen an Mariens heiligem Bildniß, warum stürzen die Berge nicht ein? Warum schmelzen die Gletscher nicht vor Gottes Zorn? Grimming, du grimmiger Berg mit deinem erhabenen schneeweißen Haupte, wie kannst du so still und sonnig lächeln im Abendfrieden? Warum speiest du nicht deine finsteren Nebel aus, daß sie die Klarheit des tiefblauen Himmels bedecken und mit Blitz und Hagel niederfahren auf die gottverlassene Welt, die in diesen unglückseligen Tagen Schaaren von Ketzern geboren hat?

O siehe das uralte heilige Bildniß der Gottesmutter Maria, das am Fuße deiner Felsen seit Jahrhunderten brünstig verehrt, mit Kränzen geschmückt, mit Thränen begossen worden, das hat eine frevelnde Hand vom Kreuzesstamm gerissen, zerschlagen, in den Abgrund geschleudert! —

So wurde geklagt und gebetet bei den kirchlichen Umgängen im Thale. Aber der Grimming, der muß einen wunderlichen Glauben haben, der feiert zu dieser Abendstunde den wilden Aufstand und die Zerstörung der Bildsäule durch ein schönes Alpenglühen. Und an seinen Riffen hüpfen lustige Gemsen; die sind froh, daß die neuen, gar gefährlichen Schußwaffen der Menschen zu dieser Zeit nur gegen Menschen gerichtet sind.

Am Fuße des Kreuzbildes liegt ein breiter Stein, die Kniee der Andächtigen haben Mulden in denselben gedrückt.

Die Heeresstraße ist heute still und völlig verlassen. Der Dietrichsteiner hält die salzburgischen Päße besetzt. Die Haufen des Volkes haben sich gen Schladming gezogen. Nur ein einziger Mann wandelt langsam, schier gebeugt die Straße heran. Er trägt einen langen weiten Mantel aus Lodentuch, seine Füße treten unsicher auf den Schuttsand — sie scheinen wund zu sein. Der Mann stützt sich auf einen

Pilgerſtab und trägt einen grauen Hut mit breiter, niederhängender Krempe. Auf ſeinen Rücken hat er ein Bündel geſchnallt; ich halte, da drin liegt ein hartgebacken Stück Brot, und ein Thonkrüglein, um an kühlen Quellen zu trinken. Mag ein Pilgersmann ſein, der aus fernem Lande kommt und zur Gnadenmutter wallt gen Zell. Wohl dürfte er ganz ſo alt und hinfällig nicht ſein, als das mühſelige Wandern ihn erſcheinen läßt, denn die Locken, die unter dem großen Hute hervorwallen, ſind dicht und dunkelbraun, und der zarte Bart um Kinn und Lippen iſt durch das Scheermeſſer ſo oft noch nicht beſchnitten worden. Wohl iſt das Antlitz ein wenig blaß, aber die Augen blicken hell und entſchloſſen. Die Hand, die den Stab hält, mag von innen wohl Schwielen haben; von außen iſt ſie glatt und runzellos, nur gebräunt von der Sonne.

Als dieſer Mann nun zum Kreuze kam, ſtand er ſtill und blickte träumeriſch empor zu ſeines Erlöſers Bild. Als hierauf der Blick auf die zertrümmerte Statue fiel, da betrübten ſich ſeine Züge.

Jetzt ließ er ſich nieder auf den Raſen am Fuße des Kreuzes, athmete hoch auf und ſtützte ſein Haupt auf die Hand. Tiefernſt, traurig ſaß er da, als hätte er nachzuſinnen über ſchwere Tage der Drangſal. — Oben auf dem linken Arm des Kreuzes ſaß ein kleiner Vogel, ein Zaunkönig, der pickte wohl ein Inſect aus der Spalte des Holzes. Der Mann hob raſch ſeinen Kopf empor — ihm war, als habe da oben von Chriſti angehefteter Hand ein Finger geklopft an das Kreuzholz.

Bald darauf wurde die abendliche Stille auf eine andere Weiſe unterbrochen. Ein Eſel trabte gemächlich heran und auf dem Eſel ſaß ein Mönchlein mit einer Blechbüchſe. Bei jedem Schritte des Thieres raſſelte es in der Büchſe.

Kaum sah der Mönch den Wanderer, so rief er ihm zu: „Euch komme der Segen des Herrn, Ihr seid ein frommer Mann, Ihr gebt gerne einen Heller für den heiligen Vater!"

Da blickte der Wanderer auf und sagte: „Geht Eueres Weges. Bin selber ein Bettelmann." Dann wollte er sein Haupt wieder senken zur Rast auf die Hand. Aber das Mönchlein ließ ihm keine Ruhe. „Ho, ho," lachte es, „die Witwe im Evangelio ist ein Bettelweib gewesen und hat doch einen Pfennig gegeben. Eueren Pilgerstab, den seh' ich wohl; Ihr seid auf Wallfahrtswegen und gedenkt demüthigen Sinnes Sündenvergebung oder eine sonstige Gnad' von Gott zu erbitten. Ihr seid müd' und matt und Euere Füße thun Euch weh. Wär's nicht verständiger, in dieser bösen Zeit die weite Wander zu unterlassen, Euch aber dafür der göttlichen Gnadenmittel des Ablasses theilhaftig zu machen? Menschenbruder, ich seh' ein Leid auf Euerem Angesichte; etwa drückt Euch eine schwere Schuld, oder Ihr gedenkt eines lieben Blutsverwandten Seele, die in Fegfeuersgluth muß schmachten. Gottes Gnadenborn ist offen. Zu seiner Ehr', zum Heile der Christenheit und zum Lobe des heiligen Petrus wird in Rom ein herrlich Gotteshaus gebaut, und selig Jeder, der nach gutem Wollen und Können einen Stein dazu beiträgt."

Der Mönch hob seine Büchse und schellte und sein Gesichtchen war geröthet und strahlte, und der Esel zog die Ohren nieder, als hätte er des Rasselns nun endlich einmal genug.

Plötzlich verstummte das Schellen und auf den Straßensand gekollert wäre die Büchse, wenn sie nicht durch eine rothe Schnur am Mönchlein befestigt gewesen.

„Heilige Veronika!" stotterte dieses mit verdrehten Augen. „Jetzt sind sie auch da schon gewesen!" Dann gegen den

Pilgersmann gewendet: „Und Du menſchgewordene Trägheit kannſt daſitzen und willſt die Schmach verſchlafen auf der Stätte der Schandthat! Biſt Du mit Blindheit geſchlagen? Siehſt Du denn nicht, die ganze ſchmerzhafte Mutter iſt zertrümmert in tauſend Scherben! Wahrlich, wahrlich, die Zeit iſt erfüllt, losgekettet iſt der Drache. Wer auf dem Felde iſt, der kehre nicht zurück, und wer auf dem Dache iſt, der ſteige nicht herab, denn ſiehe, die Sterne fallen vom Himmel und der Richter wird erſcheinen in den Wolken. Ach, Fremdling, weine mit mir, da die ſchrecklichen Tage ſind gekommen, und gieb einen Pfennig."

So ſprach der Alte mit gebrochener Stimme und hielt die Büchſe vom Eſel herunter.

Aber der Pilgersmann weinte nicht und gab auch keinen Pfennig. Darüber wurde das eben noch in tiefer Schwermuth ſchwebende Mönchlein ſchier erbittert. Es wiſchte ſich mit dem weiten Aermel die Thränen und that bei dieſer Gelegenheit auch ſeiner Naſe ein Gutes. Dann aber richtete es ſich auf und ſagte: „Etwan ſeid Ihr ſelber ein Ketzer und habt das Bildniß zerſtört!"

Da antwortete der Pilgersmann: „Ich lege nicht mein Herz an ein Bildniß und auch nicht meine Hand. Ich bete Gott im Geiſte an, denn ſein iſt die Macht und die Herrlichkeit."

„Richtig," rief der Mönch, „ſo hat auch der Ketzerhauptmann Luther geſprochen; ſo hat auch ſein gottloſer Nachfolger, der ſalzburgiſche Pfarrer Matthäus Hellbert, genannt der Höllbart, gepredigt. Wißt Ihr aber auch, daß Beide der Teufel geholt hat?"

„Nicht möglich!" verſetzte der Pilger raſch.

„Bei Gott iſt Alles möglich!"

„Aber Ihr ſpracht ja juſt vom Teufel."

„Gott hat kein Erbarmen mit den hoffärtigen Engeln gehabt, er hat auch keines mit den Prieſtern, die ſich gegen ſeine heilige Kirche empören. Uns zum Heile hat er davon ein neues Beiſpiel gegeben an dieſem Höllbart."

„Nun, wie iſt das zugegangen?" fragte der Wandersmann, den die Sache zu bewegen anfing.

„Ja, der Matthäus Höllbart," ſagte der Mönch eifrigen Tones, „der hat in unſerer Diöceſe den kleinen Luther ſpielen wollen. Im Hauſe Gottes hat er ſich erfrecht, gegen den göttlichen Gnadenquell des heiligen Ablaſſes zu predigen. Der Ablaß wäre nur gegen weltliche Vergehen an der Kirche, hat er geſagt — verzeih' mir's Gott! Aber der Sündenvergebung wegen hätte ſich der Sünder geradewegs an Gott zu wenden. Hätt' Einer die Menſchen beleidigt, ſo läge Strafe oder Vergebung bei den Menſchen; wer aber Gott betrübt, den könne die Welt nicht richten. — Der Verblendete! Als ob Gottes Barmherzigkeit zur Vermittlerin zwiſchen Gott und den Menſchen nicht die Kirche hingeſtellt hätte! — So hat der Pfarrer Höllbart an der Kirche und ihren Heiligthümern gefrevelt. Auch die Eheloſigkeit der Prieſter hat er bekämpft, auch die kirchlichen Reliquien hat er beſchimpft. Darum iſt ihm ſein Recht angethan worden."

„Was geſchah dem Manne?" fragte der Pilger. „Erzählt, Ehrwürden."

„Seine erzbiſchöfliche Gnaden, der hochwürdigſte Matthäus Lang, der Salzburger Diöceſe Oberer, hat den Irrlehrer für ewige Zeiten auf die Burg Mitterſill ſetzen laſſen. Wir haben gebetet, daß der Herr ſeinen gefallenen Diener erleuchte und zur Buße führe, allein in Gottes gerechtem Rathſchluſſe war es anders beſchloſſen. Drei Bauernburſche aus Höllbart's Pfarre haben ſich frevelnd unterſtanden, ihren

ketzerischen Pfarrer aus dem Gefängnisse zu befreien. Dieser aber ist kaum außer den schützenden Mauern der bischöflichen Burg gestanden, als er schon der Macht des Bösen verfallen war. O, es sind Merkmale da: der versengte Rasen, halbverbrannte Haarlocken. Mit Leib und Seelen ist er der Höllen zugefahren. Uns schirme Gott in seiner heiligen Kirche, und Ihr, Mann Gottes — gebt einen Heller!"

„Weiter, weiter, erzählt!" rief der Pilgersmann — „Die Burschen, die den Mann aus dem Gefängnisse befreit haben?"

„Hei, die Burschen," rief der Alte, „wohl ihnen, daß sie auf Erden ihre Schuld haben abwaschen können. Der Erzbischof hat ihnen ihre ketzerischen Schädel vor die Füße legen lassen."

Bei diesen Worten war der Pilgersmann emporgesprungen; seine Augen glühten, er ballte die Hände.

Dunkel war es schon geworden. Da fand es der Mönch nicht geheuer, er wendete seinen Esel und trabte hin gen Irdning.

Der Mann am Fuße des Kreuzes bebte und knirschte. — Enthauptet! Enthauptet, die guten, braven Leute, die ausgingen, ihren Seelsorger zu retten. Von diesem Tyrann getödtet!

„Ja, Dich, Du heiliger Gottmensch, haben sie auch getödtet!" rief der Mann zum Kreuzbilde auf. „Bei Deinem Andenken und bei dem Märtyrtode meiner Freunde schwöre ich es hier vor den ewigen Bergen: Auf immerdar trenne ich mich los von dieser beispiellos zelotischen Gemeine. — Luther, wohin bist Du gezogen, wo ist das Land des echten Menschenthums?" —

In dunkler Nacht eilte er davon und ostwärts zog er an den Ufern der Enns.

Wir mögen den Wandersmann wohl nennen; es ist der aus der Burg zu Mittersill befreite fliehende Priester Matthäus Höllbart.

Am Fuße des schroffspitzigen Hochtausing, im Waldesdunkel, abseits des Weges, hatte sich der müde Flüchtling auf die Erde gelegt, um ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen.

Aus dem Thale her drang der Lärm der aufständigen Rotten. Nicht allein der Schein ihrer Fackeln war es, der die nächtlichen Nebel röthete. Hier war ein Dorf angezündet worden, um den Truppen des verhaßten Dietrichsteiners eine Verschanzung abzubrechen; dort war der Brand in ein einschichtig Gehöfte geworfen worden, weil dessen Besitzer der lutherischen Lehre huldigte.

An den Hängen des Tausing bellten Wölfe. Höllbart wußte wohl, diese Thiere waren ihm nicht gefährlich, sie fanden ihre Nahrung an den todten Körpern der Wahlstätten. Aber ein erquickend Ruhen war es nicht; und kaum über dem Gewände des Hexenthurmes noch der Morgenstern schimmerte, erhob sich Höllbart und trachtete auf Umwegen über Pirn und Hall dem Thale von Admont zu.

In der Hütte eines Hirten erfuhr er, in Admont sei es gar nicht geheuer. Die Bauern der Umgebung, die vom Stifte schon seit lange hart bedrückt zu sein glaubten, hätten gesehen, wie jetzt Alles auf sei, wie allenthalben das Landvolk gegen die Soldaten, der Bauer gegen seinen Pfarrer und Priester gegen Priester in den Krieg gingen. Und da hätten sie gedacht, wenn jetzt wieder die Zeit angebrochen sei, in der der Stärkere das Recht habe, so könnten sie wohl auch ihre hart erworbene Sache, die in den Stiftsspeichern aufbewahrt liege, wieder zurücknehmen.

Ein baumstarker Mann kam in die Hütte, der hatte eine Keule über der Achsel. Er trug keine Kopfbedeckung, und seine Haare waren wüst und gelb wie Stroh.

„Jetzunder rühren wir uns auch, wir vom Berg herab!" rief er. „Wir schlagen der Welt ein Loch. Sind heut' im heiligen Admont gewesen. Ich sag' Euch's, Josu, die Pfaffen sind alle davon, alle. Und ihre goldenen Kelche und Kreuze und Monstranzen haben sie mit sich geschleppt, die Sacramenter. Im Felsenthal hinter dem Kalbling sollen sie sich verkrochen haben. Glaub's wohl, schuldig Mann geht Grausen an. Sie fürchten das feine Schladminger Halsband, den Strick. Ihr heiliger Blasius in der Stiftskirche ist wohl gegen Halsentzündung ein guter Patron, aber gegen Luftröhrenverengung hilft er nicht."

„Lästermaul!" lachte Josue, der Hirt.

„Oh!" rief der Gelbhaarige ernsthaft, „ich kann davon schon reden! Hätt' ja selber Pfaff werden sollen. Hab' aber zu früh angehebt mit dem Kunststückel, hab' im Wirthshaus schon den Wein in Blut verwandelt. Je nu, den Abt hab' ich im Rausch gottsmörderisch geprügelt."

„Spaßvogel! Du," sagte der Hirt. „Deinen Strohschädel halt her und schau mich an. Du bist auch beim Bilderstürmen dabei gewesen. Ich wett' meinen Schnappsack dafür!"

„Was ist denn drinn?" schmunzelte der Strohhaarige.

„Heumehl für die Rinder."

„Heumehl?" entgegnete der Andere bedenklich. „Du, Josu, da hat's beim Bilderstürzen mehr abgegeben. Da lug'!" Er zerrte eine Perlenschnur aus seinem Brustfleck hervor, verbarg dieselbe aber sogleich wieder mit Hast und zwinkerte: „Hat die Mutter Gottes zu Strechau um den Hals getragen!"

„Du bist' ein Rab'!" rief der Hirt. „Das weiß ich, Du stirbst nicht auf der Erde."

„Wo denn?"

„Ein paar Fuß über derselben."

Mehr mochte der vor der Thüre ausruhende Wanderer nicht hören. Er zog weiter. Dem empörten Orte Admont wich er aus.

Eine Stunde hinter Admont, wo sich das Thal schließt und der Ennsfluß hinein in jene Felsenschluchten braust, die das Gesäuse genannt sind, wo sich die kegeligen Vorberge des gewaltigen Buchsteines erheben, stand zur Zeit dieser Geschichte eine berüchtigte Schenke. Sie war halb in Felsen gehauen, halb aus rohen Holzstämmen des Urwaldes gezimmert. Eine Art von Meth aus wildem Obst und Honig und Branntwein wurde in ihr gebraut und getrunken. Sie war das Obdach von Menschen, die sonst kein Heim hatten und vor denen sie oben im Flecken und in allen Bergen und Höfen die Thüre zuschlossen.

Es war spät Abends, als Höllbart zu diesem Hause kam und um Nachtlager bat. Der Wirth, welcher ein braunes Gesicht, rothe Haare und einen Lederschurz trug, brachte dem fremden Gaste sofort von seinem Branntwein. Aber Höllbart erklärte zugleich, daß er kein Geld besitze, um den Trank zu bezahlen, er bitte nur um Gottes Willen.

Brummend goß der Wirth das Glas in seine eigene Gurgel; aber sein Weib war so gut und stellte dem Pilgersmanne ein Schüsselchen brauner Suppe vor, auf daß, wenn er am Ziele seiner Pilgerfahrt vor dem Gnadenbilde liege, er im Gebete der Geberin gedenke. Die Schenkin gab zu diesem Zwecke gerne Almosen, sie konnte dafür um so viel mehr Wasser in ihren Keller rinnen lassen, und um so ge-

wissensruhiger die Hehlerei betreiben. Sie verließ sich ganz auf den Vergeltsgott der Armen.

Im Dachraume ober der Schenke lag Moorheu und Waldmoos geschichtet. Hier wurde unserm Wandersmann die Schlafstätte angewiesen. Höllbart war müde und erschöpft bis in die Seele hinein. Die letztvergangenen Nächte hatte er in finsteren Wäldern und auf unsicheren Haiden zugebracht. Das war ein Anderes gewesen, als das sanfte Linnenbett in seinem traulichen Pfarrhofe, aber auch ein Anderes, als das herbe Mattengeflecht auf dem düsteren Thurme zu Mitterfill.

In dieser entlegenen Hütte wähnte er sich geborgen, und so wollte er wieder einmal unter einem menschlichen Dache friedlich ruhen.

Allein eine Schenke wie die am Fuße des Buchstein bleibt Nachts und zu so einer bewegten, störrischen Zeit nicht ruhig. Wildbärtige Männer und zerlumpte, gluthäugige Weiber fanden sich ein; die meisten von ihnen waren scharf bewaffnet mit Hacken, Aexten, Sensen und Morgensternen. — Einer und der Andere schwang sein Wehrbeil kampflustig in die leere finstere Luft hinein. Und sie zankten, fluchten, sangen Lieder, die zu halb geistlichen Inhaltes, zu halb Zote waren. Und sie tranken Branntwein.

Einer von den Gesellen hatte gar einen Rohrtiegel, in welchem zur Verwunderung Aller ein braunes Kraut glimmte, und der Mann sog den Rauch durch das Rohr und blies ihn toll in die Menge hinein. Der Rauch hatte einen starken Geruch, und Jeder und Jeder wollte versuchen ihn zu saugen. Das Kraut aus der neuen Welt war's, das zu dieser Zeit schier so viel von sich reden machte, als die neue lutherische Lehre.

Bald war die ganze Kammer angedampft, die Weiber hüstelten, und das arme Talglicht wollte schier erblinden.

Da ging die Thüre auf; das Mönchlein mit der Blechbüchse trat ein. Der Esel war draußen geblieben, fraß sein Heu in Frieden und schüttelte dabei seine Ohren. Einmal ohne Pfaffenlast und Sammelbüchsengeraffel sein Heu verzehren, das that ihm wohl.

Bruder Jonas, wie sie den Eintretenden benannten, wurde derb und lustig begrüßt. Einen Mann, wie den Bruder Jonas kann man brauchen. Kann man brauchen immer und überall, insonderheit zur Kriegszeit, wo es trotz landesfürstlicher Satzung allerorts zu erhaschen und zu naschen giebt. Das ist ein gut Ding, daß die heilige Mutter Kirche einen Ablaß spendet, durch den jeglich Hehl und Fehl ausgelöscht und durch den zu allen Unternehmen die Gnade Gottes kann erworben werden. Macht man tausend Thaler Beute, so spendet man gerne fünfhundert in den Pfennigbeutel, daß des kleinen Seitenangriffes nach des Nächsten Gut des Weiteren nicht soll gedacht werden. Und kreuzt, was leicht geschieht, ein Feind die frommen Wege oder ist ein solcher sonst hinderlich an der Erlangung eines sehnlichst Gewünschten, so findet sich ein Mittel, ihn aus dem Wege zu räumen. Was weiter? Man flieht in den Arm der Kirche, vergießt silberne Thränen der Reue, und — Gott ist barmherzig.

So schön war's zur Zeit dieser Geschichte eingerichtet. Zwar geben solche Dinge der Erzählung einen unerquicklichen Hintergrund; aber sie lassen sich nicht leugnen, nicht verschweigen; Luther hat ja dagegen den wuchtigen Protest in die Welt geschleudert. Und unseres Helden Geschicke sind aus solchen Zuständen hervorgegangen.

Nach Obigem nun war es kein Wunder, wenn der wackere Ablaßkrämer in der Schenke höchst willkommen geheißen wurde.

Aber auf den sonst so freundlichen Zügen des Bruder Jonas war heute hohe Entrüstung zu spüren.

„Unglückselig Haus, dess' Dach Ketzer und Lutheraner beherbergt!" rief er aus.

Da erhob sich Alles: „Ketzer! Lutheraner! In diesem Hause! Hochwürdiger Herr, wir sind gute katholische Christen, und ist etwan Einer unter uns, der —" Sie machten die Geberde des Niederschlagens und sie fuhren wild durcheinander.

„Der entsprungene Lutherpfarrer aus dem Salzburgischen, der Matthäus Höllbart ist dahier!" sagte der Mönch halb drohenden und halb ängstlichen Tones. „Von Steckbriefen verfolgt, ist er gesehen worden, wie er zur Dämmerung in dieses Haus geschlichen. Der leidig' Teufel muß auf ihm sitzen; hab' ich den Höllbart gestern doch selber gesehen, wie er unter dem Kreuze gehockt, am Platze der Gottesmutter, die er hat zertrümmert. Hab' ihn nicht erkannt, gleichwohl er sich für keinen einzigen Heller Ablaß hat erworben. Heut' erst, wie ich den Steckbrief gelesen, hab' ich den Wolf im Schafspelz gewahrt: Einen Pilgermantel trägt der Heid'!"

Da rief die Schenkin schon ihr: „Jesus, Maria und Josef!" und schlug die Schüssel, aus welcher der Ketzer die Suppe gelöffelt, in den Herd hinein, daß die Scherben stoben. Des Wirthes braunes Gesicht war blaß geworden; er leugnete es nicht, daß auf seinem Heuboden ein Mann im Pilgerkleide ruhe.

Sofort wurde Alles geheimnißvoll still. Man flüsterte, bekreuzte sich und machte Anstalten, den Höllbart aus der Heukammer hervorzufangen, um ihm sein Recht anzuthun.

Die Leiter wurde angelehnt, zwei kernfeste Männer mit Knitteln und Aexten stiegen im Finstern zum Dachboden empor. Sie tasteten und schlugen und stachen im Heu herum; da gellte plötzlich unter ihren Hieben ein gräßlich Gewinsel

und Gestöhne. Bald war Alles wieder still. Einem der Männer war, als sehe er durch die dicken Dachbretter die Sterne des Himmels funkeln. Da faßte sie Entsetzen, sie polterten die Leiter herab in die Stube und erzählten mit gesträubten Haaren, was sie gesehen und gehört.

Und als sie hierauf mit dem Talglichte den Oberraum durchforschten, da fanden sie im Heu keinen Pilgersmann, sondern eine schwarze, in Todeskämpfen zuckende Katze. Wohl erneuerte sich nun das Entsetzen. — In eine Katze hat er sich verwandelt, aber das Strafgericht hat ihn doch ereilt, die Katze ist todt. — Diese Ansicht wurde sogleich entkräftet, als die Schenkin in dem erschlagenen Thiere nicht den gottlosen Höllbart verfluchte, sondern ihre liebe, treue Hauskatze beweinte. Da sahen sie am Dache auch die Lücke eines ausgehobenen Brettes.

Und als sie so gewahrt hatten, daß es doch ein Mensch war, der nicht durch eine Fuge und nicht durch ein Schlüsselloch entschlüpfen konnte, sondern wie auch alle andern einer bedeutend großen Bretterlücke bedurfte, um durch das Dach zu entkommen, da ging frischen Muthes die Verfolgung von Neuem an. Alle Gebüsche und Schlupfwinkel um das Haus wurden durchstöbert; aber keine Spur vom falschen Pilgersmanne.

Die Schenkin klagte über ihr todtes Thier; die anderen Weiber keiften und schwätzten von Hexen und Teufelsgeschichten; die Männer fluchten in den Bart, und der Bruder Jonas ordnete für das Früheste des nächsten Morgens die Durchsuchung der Gegend an.

Als sich hierauf der Mönch anschickte, seiner Herberge im Flecken zuzureiten, da fand sich im Hofe wohl der Heubarren vor, aber das Eselein nicht.

Das Eselein war mit dem Pilgersmann gegangen.

Ist man zu ermüdet, so schläft sich's nicht gut. Auch war das Gejohle in der Schenke arg. Höllbart konnte die erwünschte Ruhe nicht finden. Als er nun unter sich in der Stube seinen Namen hörte, und wie man auf war, ihn zu fangen, da verspürte er keine Müdigkeit mehr. Er hob ein Brett aus und sprang vom niedrigen Dach in den Hof. Dort stieß er unversehens an's Eselein.

Sogleich kam ihm der Gedanke: Vier Füße traben besser denn zwei — da saß er schon auf dem Rücken des Langohrs.

In der Schenke war noch die Verwirrung der schwarzen Katze wegen, als Höllbart schon über den Moorboden hin der Straße zuritt. Der Esel ließ sich's schleunen, er merkte es gleich, sein neuer Herr war um Einiges leichter als der alte — ganz abgesehen von der Blechbüchse, die indeß auch stets um so leichter gewesen war, je mehr sie gerasselt hatte.

Auf der Moorhaide begegneten unserem Eselsreiter zwei Männer, der erste kauerte auf dem Boden und bat den Vorübertrabenden um einen vollkommenen Ablaß von hundert Tagen; denn im Falle Einer in dieser Zeit sterben müsse, könne er weder das Buß-, noch das Altarssacrament empfangen; die Priester seien jetzunder alle verjagt.

Der zweite Mann sprang weiterhin aus einem Gebüsch hervor, hielt den Esel an, hob gegen Höllbart eine Keule und forderte die Blechbüchse. Als er sein Versehen inne wurde, huschte er kichernd davon. Der Strohhaarige vom Berge war's gewesen.

Als Höllbart hinab zur Straße kam, stieg er vom Esel und ließ diesen allein gegen Admont traben, auf daß dessen Spur im Straßenstaube die Verfolger irre führen sollte. Er

ſelbſt aber eilte über die Haide dem Ennsfluſſe zu und wand ſich an deſſen unwirthlichen Ufern die bewachſenen Felshänge hinab in die wilden Schluchten.

Hier war nicht mehr das Land der Menſchen; hier hatte kein Weg und kein Steg Raum an den Ufern des tobenden Fluſſes, hier ragte das zerriſſene Gewände auf in die Nebel der Alpen. Kein Menſch hatte damals die Höhen dieſer Felsrieſen gemeſſen, ihre Zinnen je beſtiegen. In dieſen Oeden, nur von dem Sauſen der Gewäſſer und dem Brauſen der Stürme durchdonnert, hatte damals Niemand was zu holen. Selbſt den Gemſen war das kahle, überhängende Gewände zu wüſt, und der tollkühne Steinbock wählte ſich die bequemeren Hochwarten an der oberen Enns. Thiere, die in den Höhlen kriechen und in den Lüften fliegen konnten, waren die Bewohner dieſer ſchauerlichen Schluchten. Keine Wildniß gab es im ſteieriſchen Alpenlande, die von den Menſchen ſo ſpät und ſo ſchwer überwunden wurde, als dieſes gewaltige Kalkgebirge an der Enns.

Stundenweit kletterte Höllbart mit Gefahr des Lebens in die Felſenwüſte hinein. Sein Pilgermantel war durchnäßt von dem Staube des giſchtenden Stromes und ſein Ohr war betäubt von dem Toſen des Fluſſes, der — wie ſtill und ſtattlich breit er auch durch die oberen Thäler rinnt — hier wieder zum reißenden Wildbache wird, als welcher er weit oben die Salzburger Alpen durchwüthet.

Und als nun der Mond aufging und die Nebelfetzen zerriſſen hoch in den bleichen, ſchründigen Wänden wallten und die weißen Bänder der Waſſerfälle niedergingen von Hang zu Hang, und die Wogen der Enns zwiſchen den ſchwarzen Steinklötzen wie ein Schneelahnenſtrom flutheten, und als ſo in dem ſteten Rauſchen und in dem blaſſen

Dämmerlichte die Schauer der Einsamkeit zogen, da hub unserem Wandersmanne an zu grauen.

Und dort, wo die Schlucht sich ein wenig weitet, wo der Strom nur flüstert und an seinem Gestade schwarzer Tann dämmert, verkroch sich Höllbart in eine Felsenkluft. Er schlang den Mantel fest um seine schauernden Glieder und kauerte sich hin an die Wand, auf daß er endlich ein wenig ruhe.

Doppelt schwer lag zu dieser Stunde gewaltiger Majestät das Bewußtsein seines Schicksals auf seinem Gemüthe. Er war noch jung an Jahren und in seiner Seele hellten gerne liebliche Bilder. Der Sohn eines Landmannes, hatte er am stillen See und auf grünender Au die Kindheit verjubelt. Sein Sinn ging stets nach dem Schönen und Milden, er liebte die Erde ihrer Blumen, den Himmel seiner Sonne wegen. Da wurde er von seinen glaubenseifrigen Eltern für das Priesterthum bestimmt und in seinen ersten Jünglingsjahren dem Bischof von Salzburg überliefert. Am Tage seiner Abreise von daheim hatten die Tauben ein wirres Geflatter und ein ängstliches Gegirre über dem Hof gehabt; seine Mutter wollte darin ein böses Vorbedeuten sehen und den einzigen Sohn nicht ziehen lassen. Aber der Vater behauptete, das sei Teufelsspuk und sein Sohn müsse ein Kirchenlicht werden.

Er war ein Kirchenlicht geworden — aber ein zu helles; im Gottesreiche standen Gestalten, die warfen lange Schatten. Doch hatte er sich nicht selbst hervorgedrängt in die Reihe der Streiter, er war gedrängt worden. Still und anspruchslos war sein Wirken gewesen in dem Sprengel, dem er als Priester nur wenige Jahre angehört hatte. Sein Gewissen machte ihm keinen Vorwurf, daß er gegen einige der grellsten kirchlichen Mißbräuche sein Wort erhoben. Er hatte seine

Prieſterpflicht gethan und hoffte nach den Tagen der Prüfung auf liebfreundlichen Wegen zu wandeln.

Heute aber, es war eine milde Sommernacht, und doch ſagte ſich Höllbart im Angeſichte der wildgewaltigen Erhabenheit: Wie groß und furchtbar muß ein Gott ſein, der eine ſolche Welt erſchuf! Ich bin hinausgetreten aus der Gemeinſchaft, habe verzichtet auf die Gnaden, habe ſtolz meine Sach' auf mich ſelbſt geſtellt. Wird ein Beſtehen ſein vor dem, deß Herrlichkeit Himmel und Erde erfüllt?

Zur troſtreichen Beruhigung kam der Schlaf, des Gerechten Ruhe in Gott.

— — — — — — — — — — — —

Als er nach mehreren Stunden erwachte, war er geſtärkt. Auf den Tafeln der Hochwände lag die ſtille Morgengluth. Eine herbkalte Quelle ſprudelte aus dem Geſtein. Höllbart trank, wuſch ſich die Augen und die Stirne, dann zog er weiter.

Durch Geſtrüppe mußte er ſich winden, über Felſen mußte er klettern, den Fluß mußte er unzählige Male überſchreiten; Stürme und Lahnen hatten ihm Baumſtämme als Stege über das Waſſer geworfen. Auch über Schründe und Schuttrieſen mußte er ſetzen, durch Löcher und Ueberhänge mußte er kriechen, bis er nach vielen Stunden die Wildniß hinter ſich hatte und in das Kohlenbrennerdorf Hieflau kam. Hier wendet ſich die Enns gegen Mitternacht, um nach dem wüſten Fiebertraume in der Wildniß ſtill und ruheſam den Geländen der Donau zuzufließen.

Höllbart ſehnte ſich nicht nach bewohnteren Gegenden; ihm ſchien es im Hochgebirge bei Köhlern, Wurzelſtechern und Wilderern ſicherer. Er wendete ſeinen Lauf dem Erzgebirge zu.

Vor der Bergkirche zu Eisenerz waren Menschenmassen versammelt. Der Kirchenraum konnte die Menge nicht fassen.

Der Priester stand auf einer grauen Felswand und predigte dem aufgeregten Volke. Heute predigte er nicht von den Sacramenten und anderen kirchlichen Glaubenslehren, heute hielt er die Hände gefaltet und rief: „Brüder, haltet Friede untereinander; seid gehorsam, unterthan der Obrigkeit. Die Obrigkeit kommt von Gott!"

„O nein!" schrie eine Stimme aus der Menge. „Unsere Obrigkeit kommt vom Teufel; Gott besegnet das Feld, aber unser Edelmann stampft mit seinen Jägerbanden das Korn in die Erden! Gott besegnet die Fruchtkammer, unser Edelmann leert sie aus. Die Obrigkeit tritt uns mit Füßen. Die Obrigkeit ist vom Teufel!"

Tausendstimmiger wild erregter Beifall. Der Priester konnte nicht mehr weiter sprechen; mit Fichtenzapfen wurde er beworfen.

Ein derber eckiger Mann, dessen finsteres Haupt mit den langen scharlachrothen Locken über alle Köpfe emporragte, wurde nun jubelnd umringt: „Der ist unser König! Der Sabin lebe!"

Der „rothhaarige Sabin" war er genannt, ein verachteter, blutarmer Teufel bis zu den Tagen des Aufruhrs. Da war der Sabin der Erste gewesen, der zutiefst bedrückt von den geistlichen und weltlichen Herren das Wort ausstieß: „Niederbrennen die Schlösser und Klöster! Die Ketten brechen! Uns gehört die Welt!"

Der Sabin war's gewesen, der mit viertausend Bauern den Landeshauptmann Dietrichstein bis in das Ennsthal verfolgte, vor Schladming ihn umringte, sich vor den Hauptmann hinstete und ihm die Worte in's Gesicht schleuderte: „Dieser

Dietrichsteiner hat uns Brüder am meisten verfolgt, vertrieben, spießen und mit Rossen auseinanderreißen lassen. Ist Einer im Ring herum, der anders weiß? Der trete herfür!"

Es trat Keiner herfür.

„So hab' ich meine Klag' genugsam bewiesen und sprech' zu Recht: Er soll gespießt werden! Und welcher der Meinung ist, der recke eine Hand auf!"

Viertausend Hände wurden aufgereckt.

Sie sind aber den heranmarschirenden, ihnen zehnfach überlegenen Söldnern gewichen. Doch nur bis auf Weiteres.

Der rothhaarig' Sabin war dabei, als auf dem Schladmingerplatz ein Dutzend Edelleutköpfe in den Sand kugelten. Der Sabin hatte die Pechfackel geschleudert in das Gebälke des prächtigen Schlosses Teuffenbach. Der Sabin hatte es vor den Zinnen Steinachs gerufen: „Haben sie das Recht, unsere Saaten zu verwüsten, so haben wir das Recht auf den Wald und das Wild! Brauchen wir einen Herrn, so werden wir uns einen machen! Brauchen wir einen Pfaffen, so werden wir uns einen erwählen. Wir Bauern können das Land ernähren, aber wir können es auch verheeren! Wir Bauern sind die Ersten und die Letzten!"

Räuber und Mörder hatte der Salzburger Erzbischof die Rebellen geheißen. „Wohlan!" rief der Sabin, „der Bischof soll seiner Tag ein wahres Wort gesagt haben!"

Der Sabin hatte das Volk der Alpen von Sonnenaufgang und Mittag mit dem Donner seiner Rede zusammengerufen vor die Mauern der Bischofsburg und mit dem Sturme seines Athems gleichsam die Gluthen der brennenden Stadt entfacht.

Erst als der gewaltige Salm mit seinen Alles niederwerfenden Heeresmassen nahte, floh er zurück in die Heimat. —

Das war die Vergangenheit des Mannes, der heute vor der Bergkirche zu Eisenerz den Prediger unterbrochen hatte. Ein kühnerer Recke, als dieser Sabin, war im Lande Steier nicht geboren worden, und sein wild genialischer Schwung riß die Massen mit sich fort.

So war es kein Wunder, daß die Menge jetzt den alten Priester, welcher eine Obrigkeit gepredigt, die eigentlich des Teufels war, verhöhnte und zuletzt mit Steinen bewarf. Der Prediger wollte fliehen, da stürzten ihm ein paar Bursche nach und warfen ihn johlend nieder.

So trat denn ein noch junger Pilgersmann hervor, um den Greis zu schützen. „Hintan, Ihr Buben!" rief er entrüstet. „Ist Euch der Priester nicht heilig, so sei es der Mensch, der arme, hilflose Greis. Ehret die Obrigkeit! Das ist eine große Satzung Gottes; aber — ehret das Alter! Das ist eine noch größere. Nach den Vorschriften der Gebote zu predigen und zu lehren, das ist des Priesters Amt. Ihn steinigen, weil er seine Pflicht erfüllt? Machet nur die Augen auf und seht den alten Mann; er ist arm und verlassen, wie Ihr selbander; auch er schmachtet unter dem Drucke geistlicher und weltlicher Obern, so tief gedrückt, wie Ihr selbander! Erbärmliche Creaturen, die den hilflosen Knecht steinigen, weil sie dessen Herr mit Füßen hat getreten. Einigt Euch, Ihr Knechte alle, statt Zwiespalt zu stiften; es giebt andere Mittel, die Ketten zu sprengen!"

Sie waren betroffen zurückgewichen, aber der Sabin trat hervor. „Was sagt dieser Mensch? Der predigt Euch ja an, wie ein Pfaff! Bist etwan auch eine von Gott gesandte Obrigkeit? Wir kennen keinen Herrn als uns selber. Bei

uns herrſcht die Stimme der Gemeine. Soll ich Dir's beweiſen? Soll ich abſtimmen laſſen über Deinen Kopf?"

„Abſtimmen laſſen!" ſagte Höllbart, der junge Pilgersmann mit ruhigem Nachdruck; „Wer biſt Du, daß Du gebieten willſt? Wer gab Dir Vollmacht? Beſtehſt Du zu Recht nach dem Willen der Gemeinde? Biſt Du gewählt zum Oberhaupt?"

„Nein!" riefen mehrere Stimmen, „er iſt nicht gewählt. Er hat ſich vorgedrängt. Er will die Herren erſchlagen, um ſelbſt zu herrſchen, der Wildling mit den rothen Haaren. Nieder der Sabin! Der Fremdling im Pilgermantel ſoll unſer Führer ſein!"

Hundert Stimmen riefen es.

„Deß bewahre mich Gott!" ſagte Höllbart, „Ihr ſeid nicht die treuen Streiter gegen die Knechtſchaft; Ihr ſeid ein loſer Haufe; Euer Geſetz heißt Wankelmuth, Euer Recht heißt Gewaltthat. Gebt Acht, Ihr ſchmiedet Euch ſchwerere Ketten, als Euere Vorfahren haben geſchleppt!"

Ein einziger Beifallsruf erſcholl, und der ihn ausgeſtoßen, das war der Sabin.

Wilde Bewegung gährte in den Menſchenmaſſen. Höllbart, durch Zufall in dieſen unheimlichen Kreis verſchlagen, hatte Mühe zu entkommen.

Er wanderte, ein Flüchtling ſtets, gegen die Gebirgsgruppe des Hochſchwab.

— — — — — — — — — — — —

Es war ſchon Abend, als Höllbart an den ſchönen, wald- und felsbegrenzten See kam.

Eine letzte Hütte kauerte hier am Waldhange, die nahm den Wanderer auf. Die einzige Bewohnerin der Hütte war

eine alte Frau; dieſe ſchnitt ſich eben ihre weißen Locken ab, als der Wanderer eintrat. Nun konnte ſie ihr Dienſtherr nicht mehr an den Haaren zerren, wenn ſie ihm aus dem See zu wenig Fiſche lieferte. Die Locken begrub ſie unter grünem Raſen, denn — „in der Nähe wohnt eine Hexe, die hat über Jeden Gewalt, von dem ſie ein Haar weiß zu kriegen".

„Wer biſt Du und wo gehſt Du hin?" fragte die alte Frau den Pilgersmann. Er aß und trank mit ihr, ſchlief unter ihrem gaſtlichen Dach; er blieb neun Stunden in ihrer Hütte, aber er konnte ihr auf obige Frage keine Antwort geben.

Wer biſt Du und wo gehſt Du hin? das fragte er ſich ja ſelber hundertmal. Er war ein Flüchtling und ging dem Oſten, dem Sonnenaufgang zu. Nach dem Niedergange zieht der Menſchheit endloſer Strom; nur Wenige giebt es, die dem Strome entgegen, einſam dem Aufgange zuſtreben.

Das Mütterlein erzählte ſeinem Gaſte, es habe einen Sohn, der hätte Prieſter werden ſollen, aber er ſei es, Gottlob, nicht geworden. Er ſei viel verlacht geweſen, denn Gott habe ihm lichtgelbe Haare erſchaffen, und ſo hätten ſie ihn fortweg den „Strohſchädel" geſcholten. Aber er habe Grütze im Kopf und ſei ein gar braver Junge, und jetzt ſei er oben im Admontiſchen und helfe wacker mit, den Herrentrotz zu brechen.

Höllbart ſtarrte in die Wand hinein und konnte dem Mütterlein nicht in das Geſicht ſehen. Er kannte ja ihren Sohn, den braven Jungen, der war Kirchenſchänder und Straßenräuber.

„Hätte geiſtlich werden ſollen," wiederholte die Alte, „iſt es aber, Gottlob, nicht geworden."

Als Höllbart die Fiſcherhütte verließ, ſpiegelte ſich die morgenſonnige Seemauer in der dunklen Waſſerfläche. Der

Wandersmann, neu erfrischt, schritt rüstig fürbaß. — Ein Pilgersmann, der gen Zell reist, dachten sich die Waldleut', denen er begegnete, und sie grüßten ihn ehrerbietig und empfahlen sich seiner Andacht.

Ein Pilgersmann ist er freilich, aber wo ist sein Zell, sein Gezelt, das heimatlich schützend sich über ihn spannt? Wo ist seine Zelle, in die er den Honig sammelt, so er aus den Blumen und Disteln der Welt gesogen?

Unsteten Sinnes, zuvörderst nur auf Flucht bedacht, zog er durch Schluchten und bewaldete Hochthäler. Immer höher und höher stieg sein Fuß, immer einsamer und stiller wurde die Gegend. Endlich war kein Waldschatten, kein Wildbach mehr; Wachholdergesträuch, Knieholz zog seine bläulich grünen Filze über Lehnen, Mulden und Kuppen. Hier ragte das fahle Gerippe einer abgestorbenen Tanne auf, dort stand ein grauer Fels empor, weithin zogen sich kahle Schuttlehnen, an welchen abgerutschtes Erdreich das Urgestein bloßgelegt hatte. Und die Höhen zogen sich hin und hin, theils Almmatten, theils pflanzenlose Felskuppen mit Schneemulden. Und in den Fernen ragten Spitzen und Kanten und weiße Zinnen mit schier senkrechten Abgründen.

Gegen Morgen und Mittag hin aber lag das weite, weite Waldland, von welchem kaum zu sagen, ob Mensch oder Thier es beherrsche.

Und über all' dem lag das ungeheure Meer des Aethers, endlos tief in seiner Höhe, in welcher am sonnigen Tage jeder Blick ertrinkt, der etwa ausfliegt nach einem Gesims oder nach der goldenen Pforte des Himmelreiches, die dort oben gesucht wurde.

Und in den fernsten Fernen verschwimmt der Himmel und das sanfte Blau des Waldlandes in einander, und wenn

sich daraus in matten Umrissen Wolken erheben, so vermeint das Auge eine neue gigantische Alpenwelt ersteigen zu sehen.

Höllbart stand auf dem hohen Berge und sann. Es war ihm, als stehe er im Urquell des Lichtes und von hier aus flössen das Leben und das Sterben und alle Geschicke nieder zu den Menschen.

Es war ihm, als stehe er in Gott. Und hatten ihn die nächtigen Schluchten der Enns mit Grauen erfüllt, so zitterte nun seine Seele in Zuversicht, Liebe und Begeisterung. Wie schön und rein und treu muß ein Gott sein, der eine solche Welt erschuf! —

Die Sonne sank dem Untergange zu; eine scharfe Luft strich über die felsigen Höhen. Wenn dort am weit abliegenden Hange das Rudel Gemsen Steinchen zum Rieseln brachte, so trug die Luft dieses Rieseln treu und klar herüber, als müsse sie in solchen Oeden auch den leisesten Schall sorglich wahren und pflegen.

Noch einmal wendete Höllbart sein Auge zurück nach dem wildzerrissenen Berglande der Enns, nach den leuchtenden Schneefeldern des Dachstein, hinter welchen das liebe Salzburgerland liegt. Seine Heimat, wo er Vater und Mutter in die Erde gesenkt, wo er sein Schwesterlein getraut mit dem Herzerwählten, wo er den Landsleuten zu Trost und Frieden das Wort Gottes gepredigt. — Seine Heimat, die ihn verdammt hatte zu ewigen Ketten.

Höllbart stützte sich auf seinen Wanderstab und weinte.

Er blickte nicht mehr zurück; an den östlichen Hängen des Gebirgsstockes stieg er nieder.

— — — — — — — — — — — —

Auf den Almweiden der Niederung unter einer Gruppe hoher dichtästiger Fichten stand ein kleines Haus — das einzige

weit und breit. Es war gezimmert aus Stämmen, an denen noch die Rinde klebte, und sein flaches Dach war beschwert mit Steinen. Ein kleiner Heerdenstall stand daneben, der war ähnlich gebaut.

Es war allmählich die Nacht heraufgestiegen aus dem weiten Osten.

Als Höllbart niederwärts zu diesem Hause kam, drang schon der rothe Schein des Herdes aus den Fensterchen und fiel zitternd an die Stämme der Fichten.

Und als Höllbart in das Haus trat und seinen Gruß bot, da dankten sie dafür mit einer traurigen Stimme.

Bei der knisternden Flamme des Herdes war Niemand; die wirbelte für sich allein. Mann und Weib und Kind saßen still um ein Lager herum, und auf dieser Stätte ruhte ein Greis, der hatte die Hände über der Brust gefaltet und lag auf einem Kissen, und seine spärlichen lichtweißen Locken wallten über das Kissen nieder.

Der Mann, der neben den Anderen bei dem Ruhenden gesessen war, erhob sich nun und ging dem Eintretenden entgegen. Wortlos faßte er ihn an der Hand und leitete ihn gegen den Herd hin.

Am Herde flüsterte er dem Pilgersmann zu: „Wenn Ihr bei uns übernachten wollt, so seid gerne willkommen. Aber frohe Gastlichkeit können wir Euch nicht geben. Es ist gestern der Vater gestorben, morgen soll er in die Erden. So haben wir ihn nur mehr die einzige Nacht im Hause."

Ein Hafermus setzten sie dem Wandersmanne vor. Dann führte ihn der Hausvater auf den Stallboden und sagte: „Hier schlafet. Das ist mein Bett ansonsten, aber ich bleib wach. Ich bin jetzunder der Aelteste im Haus."

Höllbart war allein. Er that die Augen zu. Aber seine Seele sah doch den Mond durch die Dachspalten zucken. Er spann sich auf Mondfäden empor zu Himmelshöhen; ein ewiges Uhrwerk sah er stehen auf dem Grunde der Welt und jedes Gestirn war ein Rad und das tickte und tickte . . . .

Er schlug die Augen auf, er wendete sich, er war wach, aber das Ticken hörte er fort und fort. Da erhob er sich und stieg hinab in das Freie.

Thaunaß war der Rasen und der Mond stand hoch. Es war Mitternacht.

Auf einer der Fichten saß Jemand und hieb Aeste herab; das war das Ticken. Die Aeste fielen rauschend zu Boden. Höllbart trat in's Haus. Am Herde brannte eine Spanlunte. Um das Lager des Todten saßen sie noch beisammen, wie sie am Abend beisammengesessen waren. Keines sagte ein Wort. Der Hausvater hatte Geäste vor sich, wie es draußen vom Baume fiel; das flocht er ineinander. Zwei halb erwachsene Mädchen blickten den Todten schier unbeweglich an. Das Weib hielt einen schlummernden Säugling auf dem Schoß.

Als Höllbart eingetreten war, stand der Hausvater wieder auf und ging ihm entgegen.

Höllbart sagte, er wolle nicht schlafen, er wolle, wenn sie es erlauben, auch im Hause sein und an der Leiche wachen.

Da führte ihn der Hausvater zu einem Holzstöckel, das zu Haupten des Todten stand, auf daß er dort Platz nehme. Dann nahm er wieder die Aeste vor und flocht.

Höllbart konnte sich nicht enthalten, leise zu fragen, was aus diesen grünen Fichtenzweigen werden sollte.

Der Hausvater antwortete: „Das wird die Truhen," und flocht weiter

Und nachdem wieder eine Weile die Stille geweſen war, als ob des Schläfers Ruhe nicht geſtört werden dürfe, legte der Hausvater das Flechtwerk beiſeite, ließ die beiden Hände über die Kniee hinabhängen und murmelte in den Boden hinein: „So iſt es gekommen und ſo hängen die alten Zeiten zuſammen mit dem heutigen Tag.“

Da drängte es Höllbart wieder zu einem Worte, und auf den Todten deutend, ſagte er: „Der Mann muß ſchon alt geweſen ſein.“

„Alt?“ entgegnete der Hausvater und blickte auf. „Sein Großvater — gar iſt er's nicht geweſen, aber ſo mögen wir ihn Alle wohl heißen — der hat das Kreuz auf der Bruſt getragen und iſt mit den Heerſchaaren in's heilige Land gezogen.“

Höllbart hob ſein Haupt.

„Wohl,“ fuhr der Mann fort, „der iſt Burgknappe geweſen zu Bruck. In einer großen Sterb' hat er Weib und Kind verloren; ſo iſt er auf und mit den Kreuzfahrern gezogen. Hat ihn ſchon gar nichts mehr gefreut, ſo hätt' er doch zum guten End' ſein Blut mögen einſetzen für eine gute Sach' — wenn's eine gute Sach' geweſen iſt. Nu, wie der Will'. Nach vielen Tagen iſt er wiederum zurückgekommen, abgezehrt bis an die Knochen und in den Lappen ſeines Kleides hat er ein Knäblein getragen.

„Wir auf der Bergeshöh' mögen uns das nicht ſo vorſtellen, aber grauſamlich müſſen die Unſern im Morgenland geſchlachtet haben. Wie das friedſame Gottesgrab einen Chriſtenmenſchen nur ſo wild machen kann! Gerauft haben ſie ſelbander ſchon wie die wilden Thier', und die Unſer'n, die in's Morgenland gefahren, weil ſie alldorten die heilige Chriſtuslehr' wollten verbreiten, das Grab wollten befreien. — die haben — ah, 's iſt eine wilde Geſchichte.“

Der Erzähler hatte unwirsch abgebrochen, und erst nach einer Weile ergriff er wieder das Wort:

„Schaut, und da hat mein Urgroßvater das Schwert gar nach einem Kinde ausgestreckt. Das hat unter einem Zederbaum mit Zweigen gespielt, ist hilflos und 'leicht wohl verwaist gewesen, hat meinen Urgroßvater lieblich angelächelt. — Lasset die Kleinen zu mir kommen! hat der Mann gesagt, deswillen jetzt der blutige Krieg entbrennt .. So hat zur selbigen Stund' mein Ahn gedacht, hat das Schwert in die Scheide gethan, hat das Kind auf seinen Arm genommen. Nimmer ist er seinen Genossen gefolgt, nimmer hat er gestritten um des Erlösers Grab — da der Herr ja von Todten erstanden, wer soll noch streiten um sein Grab? — Des Kindes Vater und Mutter haben die Christen erschlagen, so hatt' unser Ahn als Christ gedacht: Kind, ich nehme Dich und will Dein Vater sein. Bist Du ein Juden- oder ein Heidenknab', so ist ja der Herr Jesu Christ' auch ein Jud' gewesen.

Er ist davon. Wie es ihm unterwegs ist ergangen, das soll er niemalen gesagt haben. Das Kind hat er mit in unser Land gebracht, ist aber nicht mehr verblieben als Burgknapp zu Bruck. Die große Schmach hat er gesehen, so ist ihm aller Glauben an die Menschheit vergangen. Aber er ist selber so Einer gewesen, und das kann er nimmer aus sich herausreißen, da muß ein anderes, ein ganz anderes Leben angefangen werden. Und hat er den Knaben schon zu sich genommen, so will er ein Ordentliches aus ihm machen, ein Besseres, als was er selber ist gewesen. Das soll nicht in Leibeigenschaft sein, das soll nicht sengen und brennen und Menschenbrüder umbringen. Viel lieber in tiefen Einöden sorgen und graben und ein freier Mann sein. — So hat er's vermeint und

ist mit dem Kinde heraufgestiegen in dieses Gebirge, das dermalen 'leicht noch von keinem Menschenfuß ist betreten worden."

Der Hausvater brach ab und sann. Und dann murmelte er wieder vor sich hin: „So hängen die alten Zeiten zusammen mit dem heutigen Tage."

Dann fuhr er fort:

„Diese Niederung, die rings wohl eingeburgt ist von Bergen und durch das Schwabengewände vor Wetterstürmen geschützt und auf welcher gutes Weidegelände zu finden — hat der Urgroßvater erkoren. Hier hat er sich aus Steinen und Rinden eine Hütte gebaut, und hier hat er sieben Fichten gepflanzt, auf daß seine Nachkommen die Heimatsstätte erkennen sollten, wäre die Hütte auch längst zerfallen. Das Denkmal hat sich der Ahn gesetzt; er ruht längst unter den Fichten. Der Knabe aus dem Morgenlande ist gediehen, groß gewachsen, hat als Hirt gelebt wie sein Ziehvater und wie seine Stammeltern im Morgenland auch als Hirten haben gelebt. Aus dem grünen Tragösthal hat er sich die Gesponsin genommen, und nach vielen Jahren einer friedsamen Lebenszeit, da sein Sohn schon erwachsen, ist er zur Ruhe gegangen unter die Fichten. Sein Sohn ist alt geworden an die neunzig Jahre, allfort gesund, allfort frohsam, hat dieses Haus gebaut, hat darin Kind und Kindeskinder gesehen, jetzunder ist er gestorben vor zwei Tagen."

„Die Fichten stehen noch," setzte der Mann nach einer Weile bei, und mein Aelterer, der Lindolf, schlägt Aeste ab. Auch Großvater und Urgroßvater haben einen solchen Sarg gehabt." —

Als Höllbart diese Erzählung gehört hatte, war es ihm, als müsse er reden, vermochte aber kein Wort zu sagen. Er

erhob sich und ging hinaus in die kühle Mondnacht. Er kannte nicht, was mit ihm war. — So oft, wenn er am Altare geopfert, hatte er zu seinem Erlöser gefleht um den Frieden des Herzens, um die Ruhe in Gott. — Und hier war Beides, und er empfand Beides, und er meinte er sei verstorben; und liege gleich sein Leib unten im Jammerthale und werde geschändet von den Feinden, so sei doch seine Seele eingegangen in den ewigen Frieden der Auserwählten.

Unten Knechtschaft und Haß und Fluch und Kampf und Streit „um Gottes willen"; und hier oben Frieden und stille Entsagung und Freiheit und weltumfassende Liebe. — Hier auf diese rauhen Felsen ist ein Körnlein der göttlichen Lehre gefallen. Hier ist kein Feind, der Unkraut säet, hier gedeiht der echte Same und bringt hundertfältige Frucht.

Da entstand in Höllbart's Seele der Gedanke: Verbannter Wanderer, bleibe hier auf diesen Höhen, diene wie diese Menschen in Arbeit und Entsagung Deinem Gott, bis sie auch Dich begraben unter den Fichten.

Aber eine andere Stimme in ihm war laut und warnte: Du kommst geradewegs von der Welt, die Seuche der Unzufriedenheit, Zerfahrenheit und Leidenschaften steckt noch in Dir, in allen Fäden Deiner Kleider. Dein Mund will predigen den Dornenweg, vor dem Deine eigenen Füße sich sträuben; Deine Ohren horchen aus nach fremden Sünden, da Du Dir kaum Deine eigenen gestehen magst; Deine Hände sind gewohnt die Hostie als Gottesleib zu tragen, in der Du selbst nur das geweihte Brot von der Pflanze vermagst zu erkennen. Kein Lippengebet und kein geschnitztes Bild hast Du hier noch wahrgenommen, und in Dir steckt der Priester und vielleicht auch der Pharisäer. Zieh' weg. — O, ich hätte

mich allem entſchlagen, als Einſiedler hätte ich gelebt wie der heilige Antonius, als Büßer wie Auguſtinus, als Märtyrer wie Paulus.

Aus ſolchen Träumen fuhr er erſchreckt empor. „Matthäus Hellbert," ſagte er zu ſich ſelbſt, „in Dir ſteckt noch der Fanatiker, der römiſch-katholiſche Scholaſtiker. Du gehörſt noch dem Wahnwitze an. Du entweihe hier den heiligen Gottesfrieden nicht."

Aber Höllbart empfand doch die Wandlung, die ſeit Tagen in ihm vorging. Ein Anderer wollte er wieder hinabſteigen zu den Menſchen. Er war noch jung, konnte als treuer Friedensbote doch vielleicht manche nach dem Rechten ringende Seelen ſtärken und beruhigen. Er konnte im Volksaufruhr mäßigend, in Leidenſchaften roher Gemüther beſänftigend wirken. Und es empfand der lebenskräftige Mann ja auch an ſich ſelbſt die Sehnſucht nach Genugthuung für ſein Leiden, nach Erfüllung des menſchlichen Glücks, nach der wohl Jeder ringen darf und ſoll.

Als der Morgenſtern aufging und im fernen Oſten hinter Wolkenbänken die Gluthnadeln der Morgenröthe ſtrahlten, da war der aus lebendigen Fichtenzweigen geflochtene Sarg fertig. Ohne ein Wort und ohne eine Thräne legten die Männer, Vater und Sohn, den Todten hinein. Das Weib legte noch einmal ihre Hand auf ſeine kalten Finger, die Kinder legten ihm ein hellrothes Dornröschen auf die Bruſt zu ſeinem Herzen. Dann krochen ſie hinter den Herd und huben an ſich zu fürchten. Die Männer hoben den Sarg und trugen ihn hinaus zu den Fichten und ſenkten ihn ſtill in das bereitete Grab.

Höllbart war mit dem Gedanken umgegangen, den Leuten dadurch einen Liebesdienſt zu erweiſen, daß er dem alten

Manne nach den Gebräuchen der christlichen Religion den Segen in das Grab spreche. Schon im Laufe der Nacht hatte er sich als Priester zu erkennen gegeben. Nun stand er unweit vom Grabe, sie konnten ihn leicht bemerken, aber sie thaten nichts desgleichen, und sie baten nicht um den Segen.

Jedes warf eine Handvoll Erde hinab, dann legten sie das Grab zu. Und der Hausvater nahm das jüngste Kind aus den Armen der Mutter und stellte es über den Hügel, daß die nackten Füßchen die Erde berührten. Als dieses geschehen, gab er den Kleinen der Mutter und sagte: „Nimm, Weib, da hast Du den Großvater jung und frisch wieder zurück."

So weiß urwüchsige Herzenseinfalt die Botschaft von der Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben zu deuten. —

Erbaut und erschüttert zugleich verließ Höllbart das Hirtenhaus auf der Alpenhöhe. Lindolf, des Aelplers ältester Sohn, begleitete ihn, um ihm den Pfad zu weisen. Es war ein schöner, schlanker Bursche, in dessen dunkelfarbigem und gluthäugigem Antlitze die Eigenart des Morgenländers spielte.

„Willst Du niemals in die weite Welt hinausgehen?" fragte Höllbart seinen Begleiter.

Da hob Lindolf seine Hand, wies gegen die Morgensonne und sagte: „Alle Tag' steigt eine Sonne aus meinem Heimatlande herauf. Ja, ich werde einmal hinausgehen und das schöne Land aufsuchen."

Nach Kurzem kehrte er um. Höllbart stieg nieder über die weichen Matten, auf welchen die kleine Heerde weidete. Ein paar Rinder grasten emsig, und man sah ihnen den Genuß an den Augen an. Andere saßen und kauten und thaten, als ob sie vergnüglich in sich hineindächten; wieder

andere ſtanden umher und beleckten ſich gegenſeitig den Kopf und das Genick.

„Da herauf iſt der Fluch nicht gedrungen. Selbſt die Thiere ſind hier glücklich und zufrieden.“

Kaum hatte der Grübler das gedacht, als ſich eine Kuh gegen ihre Genoſſin auflehnte. Dieſe war ihr ſtreichelnd und leckend mit der Zunge in's Auge gefahren. Das vergalt die Beleidigte mit einem unwilligen Horngegaukel. Die andere gab den Stoß mit den Hörnern zurück. Da ſtemmte die erſte ihre Vorderfüße aus, zog ihre Schnauze unter die Bruſt und zeigte ihrer Gegnerin die Stirne. Im nächſten Augenblicke fuhren ſie zuſammen, daß die Knochen gellten. Nach einem heißen Kampfe, wobei die Thiere wild ſchnoben und die Erde aufwühlten, lag das eine Rind am Boden, ſtreckte die Viere von ſich und flehte mit einem kläglichen Gebrüll um Gnade. Mit einem Liebesdienſte hub es an, mit einem Kampfe auf Leben und Tod ging es voran und der Schwächere unterlag dem Stärkeren. Ewig das alte Lied.

Noch einmal ſah Höllbart auf das Haus zurück, das im Hochthale ſtand unter der Fichtengruppe. Dann wendete er ſich raſch und ſchritt fürbaß.

Er ging durch Zirmgeſträuche und junge Lärchen hinab, bis er in die Hochwälder kam, die ihm ſtundenlang die weißen Felswände und den blauen Himmel verdeckten.

Da nirgends Weg noch Steg zu erkennen war, ſo folgte er einem Bächlein, das von dem Gebirgsſtock niederkam, und dieſem ging er entlang, und ſein Pilgerſtab that ihm im Klettern und Ueberſetzen gute Dienſte. Das Bächlein wuchs raſch, kam nach und nach auf ebenes Gelände. Endlich rann es an einer elenden Menſchenhütte vorüber, ſpäter

an einem größeren Gehöfte, wie sie zu dieser Zeit anhuben, außerhalb der Wälle zu erstehen. Und endlich kam der Bach und unser Wandersmann an einen Flecken — Aveländ genannt.

Hinter diesem Orte, wo sich das Thal wieder einengt, stand ein Eisenhammer, in welchem emsig an neuen Schußwaffen, als Doppelarmbrüsten, Hakenbüchsen, und sogar an centnerschweren Rohrgeschossen gearbeitet wurde.

Auf einem Felshügel stand eine völlig neue Burg. Sie war wenige Jahre früher zur Abwehr gegen die Türken erbaut worden. Sie war mit Mannen besetzt, und als Höllbart zum Thore kam, das den Weg abschnitt und kaum das Wasser unter sich durchließ, mußte er dem Wart sehr artige Worte sagen, daß er weiter ziehen durfte.

„Seid Ihr ein Pilgersmann, so ist hier hinaus nicht der Weg nach Zell!" hatte der Wart gesagt.

„Nicht nach Zell, nach Neustadt gedenke ich zu ziehen," antwortete Höllbart, „ich gehe zu den Landsöldnern und will gegen die Ungarn oder Türken kämpfen."

Das gute Vorhaben leuchtete dem Pförtner ein und er ließ die Angeln des Thores knarren.

Höllbart war selbst überrascht von dem kühnen Worte, so ihm über die Zunge gegangen. Zu den Landsöldnern und gegen die Türken kämpfen? fragte er sich nun, als er durch die dämmernden Waldschluchten hinzog; ja, im Grunde, was kannst Du Besseres thun? Einen Feldpater werden sie wohl brauchen. So hilf gegen die fremden Horden Dein Vaterland zu schützen und die abendländische Gesittung zu wahren. Eben rüstet sich der Osmane wieder.

Mit Gewalt — verheerend, sengend, mordend — eine wahre Geißel Gottes, hat der Türke wiederholt die deutschen

Gelände der Ostmark überfluthet. Wie macht die Weltgeschichte Alles quitt! Wenige Jahrhunderte früher sind die Heerschaaren aus dem Abendlande in den Orient eingefallen, sind die Plage und die Schrecken Kleinasiens gewesen. Heute geht es verkehrt.

Aehnlich waren die Gedanken Höllbart's, als er in der abendlichen Kühle und im Rieseln und im Rauschen des neben ihm fließenden Wassers dahinschritt.

Und als der Abend dämmerte, traten beiderseits die Waldberge zurück.

Ein breites, schönes Thal that sich auf, durch welches vom Aufgang gegen Niedergang ein klarer, stattlicher Fluß zog, reich umflochten und umfriedet von Erlen und Weiden. Und dem Flusse entlang ging die breite weiße Reichsstraße mit ihrem beständigen Wagengerassel, Fuhrmannsgeschrei, Peitschengeknatter, Pferdegewieher und all' dem lauten und bewegten Lebensstrom, der die Länder damals noch solcher Gestalt durchwogte. Auf Wiesen und Feldern arbeitete spät noch das Landvolk an der Ernte. Von der Burg auf der Bergeshöhe aber strahlten zahlreiche Fenster. Die Stubenberger saßen vermuthlich bei fröhlichem Mahle.

Höllbart wagte es nicht, den belebten Ort Kapfenberg zu berühren. Von einem Landmanne erbat er sich ein Stück Brot, dann übernachtete er auf freiem Felde unter Weizengarben.

Wie ist das Feld so gut! Sein Korn ernährt, sein Stroh erwärmt. Aber die Heimchen kamen herbei und zirpten und flüsterten dem müden Wandersmanne in's Ohr: Das Feld sei schon recht, aber das Beste von ihm bekäme nicht der fleißige Landmann, das Beste bekäme Der dort oben im Schlosse. —

Ein Vogel saß auf dem Garbendeckel und pickte Körner aus den Aehren. Da erwachte Höllbart, erhob sich und zog weiter. Goldlichte Morgendämmerung lag auf den Waldbergen. Die wiegenden Weiden am Wasser waren wie reifig angehaucht, und Alles war thauig und frisch.

Höllbart wandelte im Thale der Mürz.

Seiner Richtung treu bleibend, zog er gegen Morgen. Er mied die Straße und ging im Gebüsche am Ufer des Wassers. Da konnte er trinken, wenn ihn dürstete, und konnte trinken, wenn ihn hungerte. Oft wölbten sich die Weiden über dem Flusse zusammen. Das Wasser zog still, und in seiner Tiefe lagen die runden goldbraunen Steine, und darüber hin in kreuz und krumm und auf und nieder glitten roth-besternte Forellen und sie fächelten anmuthig mit den Flossen.

So war Höllbart an dem alten Marein und am lieblichen Kinperg vorübergekommen. Er blickte zu der umwaldeten Vestenruine Kinperg empor, an welcher noch die wilden Spuren des Erdbebens waren, das dreihundert Jahre früher diese stille Gegend heimgesucht hatte.

Von der Bergkirche Sanct Georg klang schon das Mittagsglöcklein nieder, als Höllbart weiter gegen die freundliche Anhöhe des Wartberges schritt. Auf dieser Anhöhe stand damals eine Warte der Lichtenegger, das obere und das untere Thal beherrschend.

An der Warte blieb unser Wanderer lange stehen und blickte still entzückt in das obere Thal — eine schöne grüne Au, von dämmernden Waldbergen umgossen. Nahe zu seinen Füßen durch den Tann herauf schimmerte die Burg Lichtenegg.

Ein Hirtenknabe stand da, der erklärte das Bild: dort der Berggraben, links hinein ist das Veitschthal. Weiter rückwärts rechts die Bergschneide hin ist der Gölk und die roth-

graue Mauer davor mit dem Keildache ist der alte Heidenthurm zu Krieglach, an welchen sie jetzt eine Kirche gebaut haben. Und weiter rückwärts an den Abfällen des Kaiser- und Königskogels steht die Burg Hohenwang. Seht, jetzt fällt gerade so schön die Sonne drauf, daß die Fenster funkeln. — Ja, und noch weiter zurück sind die Alpen von Spital und der Semmeringsattel, wo die Straße über den Berg in's Oesterreichische geht.

„Und dahinter liegt Wiener-Neustadt, mein Ziel," ergänzte Höllbart, sagte dem Burschen ein Dankeswort und stieg den Berg hinab in's obere Thal der Mürz.

Es hungerte ihn; Lichtenegg winkte gastlich. Aber in den Burgen lauern leicht die Steckbriefe auf den Flüchtling. Höllbart ging weiter und suchte im Gesträuche nach Haselnüssen; sie waren noch lange nicht reif. Am Ufer des Flusses, auf Steinhaufen wuchs der Himbeerstrauch; aber Höllbart fahndete vergebens nach Beeren. Und als er im Gebüsche so herumkroch, da flog vor seinen Augen plötzlich eine Forelle aus der Luft, fiel auf den Boden und zappelte im Laubwerk.

Welch' ein Wunderland! Nicht Manna, sondern lebende Fische fallen aus dem trockenen Himmel! — Höchlich überrascht war unser Wanderer, aber sogleich griff er nach dem verschmachtenden weißbauchigen Thiere, welches unter den Blättern schlingelte. Da stand aber auch schon der Fischer mit der Angelstange vor ihm und that das Fischlein in die Wasserlagel.

Und siehe, mehr noch als über den vom Himmel gefallenen Fisch staunte Höllbart über den Fischer. Der war ein schlankes blühendes Mädchen mit großen nußbraunen Augen. Seine dunklen Locken waren als ein Kranz um das Barhäuptchen geschlungen; seine Arme und sein Busen waren

nur mit einem weißen Linnenkleide bedeckt; sein Röcklein war ziemlich hoch geschürzt gewesen, glitt jetzund aber nieder bis zu den Barfüßchen.

Höllbart erröthete. Das Mädchen erröthete nicht, sondern bekannte lachend ihre Ungeschicklichkeit, daß sie die Forelle mit der Schnur aus dem Wasser in das Dickicht geschnellt habe.

„Ihr suchet Himbeeren," sagte sie dann, „die hab' ich Euch vor einer halben Stunde weggegessen."

„Gesegne sie Gott."

„Ja, und Ihr habt etwan noch gar kein Mittagsmahl gehabt?" fragte das Mädchen, „Ihr kommt gewiß von Zell her?"

„Ich komme von weit," bemerkte Höllbart, der gar nicht wußte, was er sagen sollte.

„Von weit? Und Ihr mögt etwan im Wirthshaus nichts essen? Seid auch sonst ganz fremd dahier und seid müde? Ihr sollt in's Pfarrhaus gehen."

„Mein Kind," entgegnete Höllbart, „wie kannst Du mich erkennen und hast mich noch niemalen gesehen?"

„Ihr Närrchen," lachte das Mädchen, „wer wird Euch denn kennen, wenn Ihr so von weit kommt! Fremde Leut' giebt's mehr auf der Welt als bekannte. Ja, brave Leut' giebt's auch mehr als böse, und so besinn' ich mich gar nicht. Wir brauchen dieweilen kein Wirthshaus und kein Pfarrhaus. Dort unter der Esche liegt ein Stein, darauf mögt Ihr sitzen, bis das Mahl fertig ist. Heut' ist Freitag, da bekommt Ihr nur Fische."

So die junge Fischerin. Und wo ein emsig Weib schafft, ist das Haus bald fertig. Zuerst ging das Mädchen und trug Reisig zusammen. Dann suchte es aus seinem Kleide Schwamm und Stein hervor und schlug Feuer und kniete

hin vor das Reisig und blies es an — und wo aus rosigem Mündchen warmer Athemhauch wehet, da wird das Fünklein leicht zur lodernden Flamme.

Höllbart saß unter der Esche. „Siehe nun," sagte er mit dem König David, „Jehova hat Dich erwählet, ein Haus zu bauen zum Heiligthum."

Seine Wange glühte.

Und als das Feuer nun brannte, da fing das Mädchen Fische aus der Lagel, bog jedem kunstgerecht den Kopf über, daß er sich nicht mehr rührte, weidete ihn am Wasser aus und legte ihn sorglich in die Gluth. Hierauf kauerte es etwa fünf Minuten vor dem Feuer und schürte die Kohlen. Und bald kündete es die Fischerin mit heller, lustiger Stimme, das Essen sei fertig. Dann pflückte sie das Blatt eines Wasserampfers ab, legte mit zwei Fingerchen zierlich die Brätlinge darauf und überreichte sie so dem Manne, der unter der Esche saß.

Höllbart hatte in seinem Pfarrhofe selbst guten Tisch gepflogen; er hatte viel in Klöstern gegessen und in seiner Studentenzeit sogar mehrmals an der Bischofstafel des prachtliebenden und verschwenderischen Matthäus Lang gespeist. Gut war's gewesen, aber an ein solch' köstliches Mahl konnte er sich nicht erinnern, als das heute war, am buschigen Ufer der Mürz.

„Was kann ich Dir geben für dieses kostbare Tischmahl?" sagte Höllbart.

„Ist es Euch eines Gotteslohnes werth, so mag es mich freuen," entgegnete das Mädchen. „Ich habe es Euch nicht gegeben. Das Wasser gehört meinem Oheim, der hat mich geschickt, daß ich fische. Morgen kommen geistliche Herren, da ist große Tafel. Aber die Herren haben die Fische im

Waſſer nicht gezählt, ſowie die Ochſen und Schweine und das Geflügel im Hofe, denen ſie ſich im Speiſeſaale gerne geſellen. Die Fiſche hat Gott gezählt, und mit dem läßt's ſich leicht handeln, der hat ſelber mit zwei Fiſchen und fünf Broten fünftauſend hungerige Leute geſpeiſt. Brot hab' ich keines — aber etwan mögt Ihr ein Schlücklein Waſſer?" ſetzte ſie raſch bei, als ſchäme ſie ſich, gleichwie der Pfarrer ſo naſeweis von Gott geredet zu haben. Auch wollte ſie nicht, daß der Fremde meine, ſie habe ihm die Fiſche nur Gott zuliebe gebraten.

Nicht aus der Mürz ſchöpfte ſie den Trunk, ſondern aus einer kleinen Quelle, die unter Sträuchen heute noch murmelt. Während Höllbart trank, ruhte ſein Blick im Antlitze ſeiner jungen Wirthin.

„Mein Kind," ſagte er hierauf, „das iſt gut, daß Du der Fiſcher biſt, aber mich dünkt, es iſt Mühe und Gefahr dabei. Warum ſchickt Dein Oheim nicht einen Knecht zum Waſſer?"

Da legte das Mädchen den Zeigefinger der rechten Hand auf den Zeigefinger der linken und ſprach: „Erſtens hat mein Oheim keinen Knecht. Jetzt geht Alles, was nicht für die Gutsherren arbeiten muß, zu den Soldaten; und ſonſt auch, für ſo einen Dienſt, wie bei uns, iſt ſicher keiner zu kriegen. Und zweitens, hätte mein Oheim auch einen Knecht, er ſchickte ihn nicht gerne mit der Angelſchnur. So einer ſtiehlt von den Fiſchen die Halbſcheid und verthut ſie in der Schenke."

Dem Wandersmanne that die Ruhe wohl unter der Eſche. Im dichten Laub flüſterte es auch ſo heimlich.

„Ihr kommt weit herum," ſagte ferner das Mädchen, „etwan wiſſet Ihr für uns einen Knecht, ſo ſaget es redlich."

Höllbart ſpielte mit dem Blatte des Ampfer, er verfolgte die zahlloſen Aederchen, ſie alle kamen aus dem Herzpunkte und ſtrebten dem Rande zu und der Rand war ſehr ſchön gerundet und das Blatt war ein Ganzes für ſich. Und doch war es todt und hub ſchon an zu welken, denn es war ja losgeriſſen von ſeinem Stamme. Aber das Welken des Blattes war ſchon wieder das Regen eines jungen Lebens, das über's Jahr in einer andern Geſtalt im Gebüſche wuchert.

„Und wenn ich einen wüßte?" murmelte Höllbart in das Blatt hinein.

„Ja, dann müßte ich nicht mehr ſo ſchwere Arbeit thun und könnte in Küche und Garten thaten." So entgegnete die Fiſcherin.

Da erhob ſich Höllbart und ſagte: „Du gutes Kind, ich bin aus weiten Landen her. Ich hab' auch wollen zu den Soldaten gehen. Wenn ich aber das gleich wohl ließe und hinginge zu Deinem Oheim und ihm ſagte, ich wollte ſein Knecht ſein — meinſt Du, daß er mich nähme?"

„Euch nehme er," verſetzte das Mädchen raſch, aber allſogleich wurde es kleinlaut und flüſterte: „Wenn Ihr Euch gut anlaßt."

Der Rauch des erſterbenden Feuers zog matt durch das Weidengeſträuche. Höllbart und die junge Fiſcherin gingen dem Ufer entlang. Er wollte ihr die ſchwere Laſt tragen, aber ſie gab es nicht zu; noch ſei er nicht des Oheims Knecht.

Nach einer Stunde gingen ſie in den Ort Krieglach ein.

Das war ein kleines, theilweiſe waldumfriedetes Dorf. Unter den wenigen Häuſern und Hütten ſtand die aus alten Mauern neu erbaute Kirche, deren röthlichen Thurm Höllbart

vom Wartberge aus gesehen hatte. Hinter der Kirche, die mitsammt dem Gottesacker durch eine Holzbrüstung gefriedet war, stand ein burgähnliches Gebäude.

Diesem gingen sie zu und das Mädchen sagte: „Da bin ich daheim. Jetzt, wenn Ihr wollt, werd' ich Euch zu meinem Oheim führen und ihm sagen, daß Ihr müd' und hungrig zu mir gekommen seid. Darauf mögt Ihr selber mit ihm reden."

Und als sie vor dem Oheim standen, da wäre Höllbart am liebsten wieder davongegangen. Der Oheim war der Pfarrer des Ortes. Er war eine schwerfällige, eckige Gestalt und trug einen weiten Talar. Er lud den Ankömmling nicht zum Sitzen ein. In herrischer und wohlwollender Weise zugleich unterhielt er sich mit ihm, und es wurde verhandelt.

„Du schaust brav und just nicht dumm aus," sagte der Pfarrer, „wenn Du willst und fleißig bist, so kannst es gut haben bei mir. Wo bist bislang gewesen?"

„Im Salzburgerland. Habe auch in einem Pfarrhof gedient," entgegnete Höllbart.

„Brav!" sagte der Pfarrer, „so kannst Du hübsch die Küsterei versehen?"

„Werd' es wohl können."

„Weißt auch in Haus und Hof Bescheid?"

„Ich denke."

„Und kannst bei Gastmählern dienen?"

Höllbart nickte bejahend.

„Gut, das schickt sich," sagte der Pfarrer, sich zufrieden die Hände reibend. „Wir haben morgen Gäste, da magst gleich eine Probe ablegen, mit dem Liedlohn wirst Du zufrieden sein."

Als Höllbart an demſelbigen Abend im Pfarrhof zur Ruhe gegangen war, that ihm wohl das friſche Bett gut, aber in ſeinem Herzen war kein Frieden.

Warum hatte er ſich wieder unter Prieſter begeben? Da war für ihn doch am wenigſten Sicherheit. Warum war er abgewichen von ſeinem Plane und hatte ſich verdungen in einen Dienſt, den der erſtbeſte Burſche zu erfüllen im Stande war? Warum? — Ja, das fragte er ſich ſelbſt. Er ſann auf Antwort und fand ſie nicht. Hätte er die Antwort unter Himbeer- und Weidengebüſchen geſucht und am Uferrande, wo die Fiſcher ſtehen . . . .

Freilich, lange genug iſt er gewandert. Hier iſt das Salzburger Bisthum nicht mehr, hier iſt er fremd, hier will er eine kurze Zeit bleiben und ſich ſammeln. — Dann mag die Reiſe ja wieder weiter gehen gegen Neuſtadt.

Den Weidenbüſchen aber war ſein Gedanke ausgewichen.

Höllbart hat nicht gut geſchlafen im guten Bett. Träume kommen nicht immer von Gott. Sie können auch vom Teufel ſein, dachte er, als er am frühen Morgen erwachte.

Aber die Welt hat Gott erſchaffen, das ſah er an dieſem Morgen wieder von Neuem. Er ſah das ſchöne, weite Thal, ringsum begrenzt von tiefſchattigem Tann. Und aus den Waldſchluchten rieſelten klare Bäche und dieſelben durchzogen die grünen Auen. Und unter hohen Eichen und Linden ſtanden Menſchenwohnungen. Hirten begleiteten ihre ſchellenden Heerden auf die Weiden, und ſie ſangen dabei wortloſe Lieder nach Aelplerart oder bliesen die Schalmei; Roß und Wagen waren auch ſchon auf den Wegen und der Pflug durchſchnitt das thauige Feld.

Des Pfarrers Nichte hieß Sanna. Sanna hüpfte ſchon im Garten umher, die war heute befreit von läſtiger Männer-

arbeit. Der neue Knecht wußte es, daß seine Arbeit nun diesem Mädchen zugute kam, so ging er froh in seine Knechtschaft. Der Spaten und der Glockenstrick und der Kirchenbesen und die Axt harrten seiner Hand, die der Pilgerstab vorbereitend mit Schwielen bedacht hatte.

Des Pfarrers Haushälterin war gar keine unfreundliche Person. Sie hatte ihr schon ein wenig in's Graue spielendes Haupthaar sehr hübsch geordnet und trug eine schneeweiße Schürze. Sie kochte und schmorte und briet in der geräumigen Küche und nährte und beschäftigte zwei Feuer auf dem Herde — ein hell und hochflammendes für das Kochen und ein stillglühendes für das Braten und Rösten. Fleischkammer und Backstube, Garten und Keller verbanden sich hier zum schönsten Verein, um dem Herrn zu dienen.

Sanna stand der Haushälterin in Allem bei, und Beide drückten dem neuen Knechte für die Abhilfe ihre Dankbarkeit aus, indem sie schon um zehn Uhr Vormittags ein Tischchen deckten, um ihm darauf eine erkleckliche Probe ihres segensvollen Schaffens darzulegen.

Höllbart hatte seinen weiten Lodenmantel mit einer blauen Meßnerjacke vertauscht und hatte sich überhaupt durch Beihilfe Sannens zu einem Manne herausgeputzt, der sich vor den Herren im Speisesaale wohl sehen lassen konnte. Sanna wußte, dieser Mann war ihr Schützling; aber dem Knechte ging es heiß und kalt über den Rücken, so oft sich das schöne, heitere Mädchen mit ihm zu schaffen machte. Das wird so nicht gehen, sagte er zu sich, es wird vernünftiger sein, ich nehme morgen wieder meinen Wanderstab zur Hand. Dann war aber plötzlich wieder die Frage in ihm: Warum den Wanderstab? Siehst Du sie gern und mag sie Dich leiden, so bleib'! —

Der Speiſesaal war bereitet, die Tafel war gedeckt. Höllbart rückte die hochlehnigen Lederſeſſel zurecht und gedachte im Stillen der Zeit, in welcher er ſelbſt genießend an vollen Tafeln geſeſſen.

Zur Mittagszeit fuhren Wagen an; Gäſte ſtiegen aus. Andere kamen hoch zu Roß. Da waren der ehrwürdige Pfarrer von Kinperg, der geiſtliche Herr Ulrich von Hohenwang, der Pfarrer von Sanct Veit, von dem die Chronik berichtet, daß ſein Bäuchlein der Bäuchlein letztes nicht geweſen. Es zogen an: der Abt von Neuperg und der hagere Beneficiant von Spital, der nach der Schrift einen gebogenen Blick hatte und zu jeglicher Zeit ſonder Beſchwerde um die Kirchenecke lugen konnte.

Es kam der Capellan von Marein, deſſen Haare nicht blos der Herr gezählt, ſondern auch der Menſch — es waren deren fünfzehn, nach Anderer Rechnung ſiebzehn. Und es nahte der wohlbeleibte Bruder Franciscus von Bruck und der kurzweilige Herr von Stanz und andere Welt- und Ordenspriester. Sie wollten ſich heute in dem Pfarrhauſe zu Krieglach verſammeln, um über Fragen und Zeichen der Zeit ein Concilium zu halten.

Es waren wirre Fragen und böſe Zeichen. Vom Untergange her drohte das Lutherthum, vom Aufgange drängte wieder der gräßliche Türke. Und im oberen Lande ſelbſt wüthete der Volksaufruhr. Da war guter und ſchneller Rath theuer — ja, für's Geld gar nicht zu haben. Der Pfarrherr von Kinperg machte den Amtsbrüdern ſofort den Vorſchlag, ſich allſogleich an den Berathungstiſch zu ſetzen.

Allein der würdige Herr von Sanct Veit war der maßgebenden Anſicht, körperliche Stärkung thäte zur Förderung eines weiſen kräftigen Geiſtes vor Allem noth, und ſei erſt

die Zunge gelöst durch ein erwärmend Tröpflein, so kämen die Worte des Rathes und manch' guter Gedanke schon selber hervor; er — der würdige Herr von Sanct Veit — sei überhaupt geneigt, die feurigen Zungen des heiligen Geistes, welche aus einfältigen Fischern weise Apostel gemacht, mit den Tropfen eines feurigen Weines als vergleichbar zu halten.

Gleichwohl sothane Erklärung der feurigen Zungen noch in keinem Kirchenvater vorgefunden worden, so entschied sich doch dafür sofort die Mehrzahl der Priester. Und die Herren gingen zur Tafel. Höllbart reichte die Teller mit der schmackhaften Krebssuppe; dann präsentirte er die Forellen, die in einem Kranze von Gewürzkräutern sinnig eingerahmt waren. Und die Fischlein thaten noch ihre Augen auf, als wollten sie Jemandem zublinzelnd an eine freundliche Fischerstunde erinnern. Es war gut, daß die geistlichen Herren bald in eine lebhafte Unterhaltung kamen, denn der neue Knecht war der Bedienten geschicktester nicht. Indeß hielt er hübsch die Augen auf und den Mund zu, obwohl er in den herrschenden Gesprächen wohl mitzureden verstanden hätte.

Bis zum zweiten Braten mit Zwiebeln und Weinsauce gab der Türke Gesprächsstoff.

Kaum über zwanzig Jahre waren seit dem letzten fürchterlichen Einfall der Barbaren vergangen, und kaum hatten sich die Leute wieder Hütten gebaut auf den Ruinen, da ging es neuerdings von Mund zu Mund: der Türke rüste und sein jetziger Ansturm werde schrecklicher sein als alle früheren, und der Feind werde diesmal nicht eher weichen, als bis der Ostmark Söhne Blut bis auf den letzten Tropfen die Donau hinab in das türkische Meer werde geflossen sein.

„Und es muß so kommen!" sagte der Herr aus Spital. „Wo stehen Rebellen gegen die heilige Kirche auf, als in

den deutſchen Landen? Wer ſchützt die Aufſtändigen und huldigt zuvörderſt der neuen Lehre des Antichriſt, als die deutſchen Fürſten? Iſt unſer Herzog ausgenommen?"

„Ja, ja!" ſtimmte der Pfarrer von Krieglach als Gaſtherr bei, „es wird noch böſe Zeiten geben. Wir müſſen auf eigenen Füßen ſtehen."

„Jede kleinſte, antikirchliche Bewegung muß ſcharf geahndet werden," ſagte der Capellan von Marein und ſtemmte ſeine Fauſt auf den Tiſch, „ſtrenger als je müſſen wir feſthalten an der heiligen Sybille. Gott ſchütze ſeine Kirche."

Aehnliches ſagte der ehrwürdige Bruder Franciscus und die Anderen.

Nur der Herr von Sanct Veit überließ vorläufig ſolche Angelegenheiten noch dem lieben, grundgütigen Gott. Seine Sorge war der feine, weißgeſcheuerte Lindenholzteller, ſo vor ihm ſtand und niemals genug haben wollte. Höllbart hatte mit dem Hirſchbratengericht ſchon das dritte Mal davor mit Erfolg angehalten.

Bereits an die ſechs Flaſchen des edlen Weines aus dem Wendenlande waren zur Entkorkung gekommen, als die eine Frage entſchieden war:

Wir halten feſt — der Herr wird die Seinen ſchirmen!

Nun kam die Sprache auf jene wackeren Bauern im oberen Lande, die im Verbande mit den Truppen des Landeshauptmannes gegen die Lutheriſchen kämpften.

„So lange die heilige Kirche ſolche Streiter hat," meinte der Spitaler und bog ſeinen Blick einer inhaltreichen Flaſche zu, „ſo lange zittere ich vor keinem Soliman und vor keinem Martin Luther." Da erhaſchte er die Flaſche.

„Allerdings, gegen Luther heißt es auf der Hut ſein," ſagte der Pfarrer aus Kinperg, „gleichwohl wir jetzunder

nichts von ihm hören; paßt auf, er spielt Versteckens. Plötzlich kann er kühner und mächtiger hervorbrechen. Sein Anhang ist groß."

„Man sagt, daß der aus dem Gefängniß entsprungene Salzburger Pfarrer Höllbart sich auch zu ihm geschlagen habe," bemerkte der von Marein, „die sitzen, weiß Gott, in welchem Winkel der Welt und brüten Pläne."

„Der Höllbart!" rief der Herr aus Spital, „ei, der ist weg und hin wie des Juden Seel'. Was man auch schwätzen mag von seiner Flucht; der ist lang' erwürgt, den hat der Teufel mit Haut und Haar."

Auf dieses Wort lächelten Einige ungläubig und tranken.

Der Diener war schon eine Weile bescheiden mit seiner Buttertorte hinter dem Sprechenden gestanden. Dieser nahm es endlich wahr, dachte, zu einem guten Trunk gehört ein guter Bissen, und nahm sich ein erkleckliech Stück.

Der Capellan von Marein fuhr mit seinem blauen Sacktuche über das Gesicht und weit, weit über seine freundliche Glatze zurück. Dann meinte er, die Zeiten seien schwer, er traue dem Höllbart oder vielmehr dem Teufel nicht; der Teufel hole keinen in die Höllen, den er auf Erden so gut brauchen könne.

In demselben Augenblicke kam Höllbart mit seiner freilich schon arg zerrissenen Torte auch zum Herrn Capellan.

Dieser nahm, und als er bemerkte, daß für den Augenblick die Haushälterin in der Nähe, lobte er die Küche.

„Der Höllbart, höre ich, wird steckbrieflich verfolgt," sagte der Gastherr, „aber das allein thut's nicht, auf diesen Mann muß ein Preis gesetzt werden. Hundert Ducaten auf den Kopf des salzburgischen Luther! Was sagt Ihr dazu?"

„Bravo!" riefen mehrere Stimmen.

„Die Summe ist aufzutreiben."

„Vom Ablaßgeld nehmen!"

„Wie könnten Ablaßgelder besser verwendet werden, als zur Verfolgung der Ketzer?"

„Als zum Preise für den Kopf dessen, der den Ablaß geschändet hat!"

„Hundert Ducaten für den Kopf des Höllbart!"

So schrieen sie durcheinander.

Höllbart stand am Geschirrkasten und ordnete die Erdbeerengefäße für den Nachtisch.

Am späten Nachmittag war's, als die geistlichen Herren auseinandergingen.

Der Abt von Neuperg saß selbstzufrieden in seinem Wagen und ließ die Rappen traben. „Wir halten fest," summte er vor sich hin. Der Kutscher hörte es, und als er durch den Schlagbaum von Mürzzuschlag fuhr und ihn der Zöllner höflich an seine Pflicht erinnerte, rief er: „Wir halten fest," und sprengte davon.

Der Herr von Spital saß auf seinem Schimmel, bog seinen Blick um jede Ecke und um jedes Gebüsch, und er vermeinte, er müsse den gräßlichen Höllbart irgendwo entdecken. Hundert Ducaten, wie viel sind das heilige Messen?

Der Pfarrer von Sanct Veit erwachte spät Abends daheim in seiner Stube und zerbrach sich den Kopf, wie er doch nach Hause gekommen sein mochte.

Höllbart aber verlangte noch an demselben Abende von Sanna seinen Pilgermantel.

„Ihr geht wieder davon?" fragte das Mädchen leise; was sie noch beisetzen wollte, das behielt sie im Busen, wo es eine Weile wogte und brannte.

„Bin dahier nicht daheim", murmelte der Knecht. Er hätte nur noch fragen mögen, wo Sanna daheim.

Wo Sanna daheim? Das war ja die Herzwehfrage des Mädchens selbst. Sanna wußte nicht, wo sie geboren war. Andere Leute wußten es auch nicht. Der Pfarrer war schon viele Jahre im Ort, er hatte die Haushälterin als Verwandte bei sich und mit ihr stets in Frieden gelebt. Da hatte die Haushälterin einmal von einer Reise ein kleines Kind mit heimgebracht. Sie war im Mährenlande bei ihren Angehörigen gewesen und hatte die Waise aus Barmherzigkeit aufgenommen. Das Mädchen wurde brav erzogen und nannte den Herrn Pfarrer stets ihren Oheim.

So viel wußten die Leute im Ort, und so viel wußte auch Sanna. — Aber Sanna möchte doch einmal ihre Eltern sehen. — Mein Kind, die sind nicht mehr, sagte ihr die Haushälterin und blickte sie liebevoll an. — Aber Sanna möchte einmal auf der Grabstätte ihrer Eltern knieen und beten. Wer weiß, wie gut sie gewesen waren und was sie gelitten. Doch, wer soll sie führen? — Ei, kann ein Mann den Pilgerstab tragen und wandern, warum nicht auch ein frisches, starkes Mädchen? Will gar schon ein Knecht nicht verbleiben in der Fremde — warum das just eine brave Magd?

Aber die Zeit geht hin und verrückt die Pläne der Menschen, gleichwie ein Alpenstrom die Kieselsteine. Höllbart nahm sich an jedem Abende vor, am nächsten Morgen weiterzuziehen. Aber des Morgens entschloß er sich immer wieder, dem Mädchen noch einen Tag die Bürde der Arbeit zu tragen. Ohne die Geschäfte, die ihm oblagen, gelernt zu haben, wußte er sie doch zufriedenstellend zu verrichten. Freilich, rauhere Handarbeiten gingen dem „Mathes" nicht sonderlich von statten, aber zurecht kam er mit ihnen doch.

Dabei war ihm zuweilen ein wenig wirr. Er suchte gerne des Mädchens Nähe, wich ihr aber immer wieder aus. Sein früheres Leben war ihm wie in einen Abgrund versunken. Er hatte oft den letzten Knecht in der Bauernhütte um seine Sorglosigkeit und Einfalt und um seine Liebesfreudigkeit beneidet. Nun war er selbst der Knecht ...

Der Pfarrer war mit dem Manne mehr als zufrieden. Diese Gewissenhaftigkeit und Emsigkeit und Anspruchslosigkeit war ihm unter Dienstboten noch nicht vorgekommen. Es ging nicht lange hin, so behauptete der Pfarrer, der Mathes sei wahrhaftig für was Besseres geboren, als für Hof und Stall. Und zur Messe läuten und Hostien backen, das könne jeder Nachbarsbub. Im Pfarrhause gab es allerlei Schreibereien, und die Buchführung über Zehent, Kirchenstiftungen, Einsammlungen u. s. f. war so einfach nicht. Dazu war denn Mathes prächtig zu verwenden.

Eines Tages langte in die Pfarrkanzlei der Steckbrief ein nach dem entsprungenen salzburgischen Pfarrer Matthäus Hellbert, genannt der Höllbart. Das Schriftstück machte viel Arbeit; Mathes saß tagelang an dem Schreibpult und nahm von dem Steckbrief unzählige Abschriften. Er that es getrost und mit heimlichem Humor, die Beschreibung paßte lange nicht mehr auf sein Aussehen. Die beschwerliche Reise hatte sein Antlitz verwildert; die knechtlichen Arbeiten und die Kleidung, in der er nun stak, und die Güte und Gelassenheit, oft fast an Einfalt grenzend, ließen in Mathes nichts weniger vermuthen als den entsprungenen Lutherpriester, den bereits im ganzen Lande berüchtigten „Höllbart".

Getrost schrieb Höllbart auf jedes Schriftstück die von der glaubenseifrigen Priesterschaft des Mürzthales aufgelegten Zeilen: „Jedermann, sei er wer immer, so er den Höllbart

lebendig oder todt einer hochw. geistlichen Behörde überbringt, soll mit hundert Ducaten in Gold belohnt werden."

Der Pfarrer blickte wohlgefällig über die Achsel des emsigen Schreibers, klopfte demselben auf die Schulter und sagte: „So, mein lieber Mathes, und nun sieh zu, daß Du Dir selber die hundert Goldfüchse gewinnst!"

Höllbart hob über dieses Wort ein wenig rasch den Kopf. —

„Hernach kannst Du heiraten," — setzte der Pfarrer launig bei, „wer weiß, ob nicht Eine im Ort ist!"

Da lugte der Knecht. — Merkt er etwas? Weiß er etwas? — Zur selben Stunde keimte unserem Freunde das erste Blatt der Hoffnung.

Als hierauf der Sonntag kam, wurde der Steckbrief an die Kirchenthüre geschlagen. Des Pfarrers Knecht that dies und gedachte dabei der fünfundneunzig Thesen, die wenige Jahre früher Luther an das Kirchenthor zu Wittenberg geheftet.

In der Gemeinde aber waren doch nur Wenige, die zu lesen verstanden, und so mußte Mathes auf das Geheiß des Pfarrers die Schrift auf öffentlichem Platze vortragen.

Wie sich da die Leute zu ihm herandrängten! Da war ja vom Antichrist die Rede, der losgeworden, durch die Welt zieht, wie ein brüllender Löwe, zu sehen, wen er verschlinge. Vielen graute vor diesem Höllbart und sie trachteten dem Weihwasserbecken an der Kirche in die Nähe zu kommen. Andere zeigten viel Muth und ballten die Fäuste und knirschten: „Ha, soll nur kommen, der Höllbart; das wäre ein Fressen! Lebendig in die Erde müßt' man ihn vergraben! — Oho, der ging auf wie das Unkraut und brächt' hundertfältige Frucht. Lebendig in die freie Luft muß man ihn hängen, auf

daß die Vögel des Himmels ihn verzehren. — Die Vögel sind unschuldig. In's Wasser mit ihm! — Ha, daß er die Mürz und alle Brunnen thät' vergiften! Den Höllenbraten muß man verbrennen!"

Es war eine Erregung in der Menge, als wollten sie schon den Scheiterhaufen schichten.

Unseren Höllbart faßte ein Grauen. — Fliehe, Du Tollkühner, rief in ihm eine warnende Stimme.

An der Thüre des Pfarrhauses stand Sanna und kicherte.

„Du bist heiter!" sagte ihr Mathes im Vorübergehen.

„Ja, über Dich lach' ich," rief sie dem Knechte zu, „bist ja selber der ganze Höllbart gewesen, wie Du im großen Mantel mit dem langen Stecken bei der Mürz unten daher bist gekommen!"

Der Knecht antwortete nicht. Er hastete durch den Hof seiner Kammer zu. Dort sank er auf eine Bank, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und murmelte: „Matthäus Höllbart, jetzt ist es zu spät!"

— — — — — — — — — — — — —

Den ganzen Rest des Tages verbrachte er in der Kammer. Er wunderte sich, daß sie nicht kamen in Haufen und ihn gefangen nahmen und ihn todtschlugen.

Gegen Abend ging leise die Thüre auf. Sanna schlich daher und fragte unsicheren Tones, ob Mathes denn krank sei, daß er heute zum Essen nicht erscheine.

Höllbart antwortete ausweichend und mied ihren Blick.

Da wendete Sanna das Köpfchen hin und her und lugte und fuhr sich mit der flachen Hand über die Augen und hauchte endlich: „Um Gottes Willen, wenn es dennoch wahr wär'!"

Er sagte kein Wort.

„So thu' den Mund auf, Mathes!" rief ſie völlig krampfhaft. „Den ganzen Tag hab' ich heut' keine Ruh' mehr. Ich kann mir nicht helfen, bei Gott im Himmel, und ich kunnt's doch nicht glauben um all' mein Leben und Sterben. So närriſch bin ich, und weil Ihr mir heut' ſo davongelaufen ſeid, wie ich die unbeſinnt' Red' gethan. Und weil Ihr nicht in's Haus kommt, und weil Ihr mich jetzt nimmer mögt anſchauen. 's iſt eine kindiſche Mär', aber ſie hat mir den Kopf verrückt ganz und gar und ich bild' mir's ein, Ihr wäret der Höllbart mit Leib und Seele!"

Lauernd faſt harrte das Mädchen auf Antwort — und wenn's ein toller Lacher wäre, ein derbes Scheltwort auf ihre Narrheit, ſie wollte hellauf jauchzen.

Aber der Knecht richtete ſich langſam auf. „Gut," ſagte er, „wenn es denn ſo ſein muß — auf dieſe Weiſe bin ich einverſtanden. Du, Sanna, biſt ein armes, braves Mädchen. Du wirſt leicht einen braven Genoſſen finden. Ihr werdet Euch davon ein Heim bauen, und deß — ich bitte Dich — deß mach' Dir kein Herzleid, das Geld iſt redlich verdient. Und bin ich es zu tauſendmal zufrieden, daß hier eine große Gutthat geſchehen kann. Und jetzt, Sanna, führe mich zu Deinem Oheim. Ich bin der Pfarrer Höllbart."

Da hatte Sanna keine Sprache und keinen Athem. Der Thüre wollte ſie zueilen, aber ihre Füße wollten ſie nicht tragen, die beiden Hände preßte ſie an ihren Buſen. Sie wankte und ſank dem Manne an die Bruſt.

— — — — — — — — — — — — —

Und der Knecht war im Pfarrhofe verblieben. Niemand ahnte, wer er war; Jeder hatte ihn lieb.

Und es ist kein Märchen: Die Liebe ist stark und treu. Und das Geheimniß lag mit sieben Riegeln verschlossen im Herzen, wo die Liebe wohnte. Das Mädchen hätte diesen Mann fürder still in der Seele getragen, aber sein Geständniß hatte ihre stille Gluth geweckt zur hellen Flamme. Sie hatte nun das große Geheimniß mit ihm zu tragen, ihr war anheimgegeben vielleicht sein Leben und Sterben. Das gab ihr das Recht, sich an sein Herz zu klammern, daß sie es schütze als ihr eigen Gut und nimmer verlasse.

Darüber ging die Sonne auf und nieder, sie schien den Liebenden in das Herz hinein; aber in die Geheimnisse ihres Urgrundes ist kein Sonnen- und Menschenblick gedrungen.

Kaum ein Jahr vergangen, war Mathes der Liebling der Gemeinde. Der Kirchendiener wird im Dorfe sonst gerne geneckt, weil er gewöhnlich der Einfältigste und Gutmüthigste ist. Unser Mathes hat das nicht erfahren. Seine Andacht in der Kirche war keine erheuchelte, er diente dem Altar mit Geschick und Liebe, und sein Benehmen in der Kirche war mindestens so erbaulich, als das des Herrn Pfarrers.

Wenn der Mathes zuweilen über Land war, so hatte der Pfarrhof eine arge Lücke. Und zur Sommerszeit war der Mathes oft über Land. Er zog mit mehreren Bauernknechten von einem Hof zum andern, um für das Pfarramt den Zehent einzutreiben. Er that das stets verläßlich und gewissenhaft; nur ein einzigmal hatte er Mißgeschick.

Auf der mittagsseitigen Au, dort, wo sich der Fresenbach aus den Bergwäldern windet, stand der reiche Rainhof. Nicht gar weit davon ab lag das Häuschen des armen Gaberfranz, dessen Besitzer vor lauter Robot und Abgabenpflicht mit Weib und Kind schier zum Verhungern kam. In

der Getreidekammer des reichen Rainhofer lud nun der Mathes eines Tages recht brav auf, denn der Bauer gab dem Pfarrer nach Herkommen gern, „auf daß für die Zukunft der Segen sich mehre". Aber leichten Ganges und leeren Sackes kam der Mathes in den Pfarrhof. Just neben der Gaberkeusche, wie er über den Steg der Fresen gegangen, habe sich das Sackband gelöst, sei das ganze Korn in den Bach gefahren.

„Gott besegne es den Fischen!" sagte der Pfarrer.

„Und dem Gaberfranz!" setzte der Knecht im Gedanken bei.

Freilich hatte sich bei der Gaberkeusche das Sackband gelöst, und der Häusler und die Seinen haben in dem darauffolgenden Winter nicht viel Hunger gelitten. —

Sanna konnte seit dem Tage, da sich der Mathes ihr geoffenbart hatte, nicht mehr heiter sein. Ihre Liebe zu dem kühnen Mann mit dem abenteuerlichen Geschick war zu höchst gewachsen, allein sie zitterte stetig vor der Gefahr, die ihn umgab.

Es gingen Gerüchte um, der Höllbart sei in der Gegend, er wohne nicht in den Höhlen, sondern inmitten christlicher Leute und treibe argen Unfug mit den Seelen der Kranken und Verstorbenen. Der Höllbart verstehe sich unsichtbar zu machen.

Wie bangte da das arme Mädchen! Allein Mathes wußte sie zu trösten. „Siehe, der Leute Aberglauben ist meine Tarnkappe; so lange sie den Höllbart für unsichtbar halten, werden sie ihn unter den Sichtbaren nicht suchen, werden außer Beschwörungsformeln etwa keine Mittel gebrauchen, seiner habhaft zu werden."

„Aber die Verschwörungen!" versetzte Susanna angstvoll.

„Sind der Weihe eines Prieſters nicht gefährlich," lächelte Mathes, um ſie zu beruhigen.

Er war kühn und ſchlau geworden. Wohl lange ſchon wußte er es nun, daß er durch das Mädchen an dieſe Gegend, an dieſen Ort gefeſſelt war. Mit ſeiner Liebe war ſeine Zuverſicht gewachſen. Alles vergaß er über dem einen Streben, mit dem Mädchen vereinigt zu werden.

Sein weiteres Geſchick überließ er im Vertrauen ſeiner ferneren Thatkraft und ſeinem Gotte, den er im Gemüthe menſchlich verehrte.

„Der Kirche Satzungen ſind nicht mehr die meinen," ſagte er einmal, „und vor Dir, o Gott, hoffe ich zu beſtehen. Und kann Dein Prieſterthum mit menſchlich Fleiſch und Blut nicht vereinigt ſein . . ."

„So laß Deine Engel ſtudiren und geiſtlich werden," rief das Mädchen dazwiſchen. „Und es wär' 'leicht eine großmächtige Sünd' vom lieben Herrgott ſelber, wollt' er einen ſo guten und ſauberen Mann hängen zwiſchen Himmel und Erden, daß ihn die heiligen Engelein nicht möchten derlangen und unſereins auch nicht."

Die Päpſte können lateiniſch, aber Keiner von Allen hat jemals die Weisheit ausgeſprochen, die in dieſen einfältigen Worten lag. Es hat zu Lohn auch ein Küßchen geſetzt. —

Und eines Tages ſteht Höllbart vor dem Pfarrer und hält in guter alter Form um das Mädchen an.

Der Pfarrer lächelte, ſchüttelte ihm die Hand, des Weiteren ſagte er nicht Ja und nicht Nein.

Der Pfarrer und ſeine Haushälterin hatten längſt ſchon Beobachtungen und Verabredungen gepflogen. Sie hatten ihre Nichte getreulich lieb und bauten hinter ihrem Rücken an ihrem Glücke. An der Morgenſeite des Dorfes hatte ſich

der Pfarrer ein kleines Pürschhaus erworben. Das ließ er erweitern, denn ein Haus, das heute für Mann und Weib groß genug, ist morgen für Mann und Weib zu klein.

Der Mathes bekam die Sanna und das Pürschhaus. Und des Pfarrers Haushälterin buk Freudenthränen in den Verlobungskuchen.

— — — — — — — — — — — —

Am Vorabende der Trauung arbeiteten Bauernburschen an und in der Kirche und schmückten sie mit Tannenkränzen. Jeder von den Jungen wußte Eine, die er freien wollte, hätte er nur erst die hundert Ducaten. Sie verabredeten eine große Verschwörung, um den Höllbart aufzugreifen; und der Mathes, der habe es allfort in der Kirche mit heiligen Dingen zu thun, der könne leichtlich ein wenig zaubern — der müsse ihnen helfen, den Unhold zu fangen.

Mathes stand an dem Abende desselben Tages hinter dem Pürschhause auf dem Hügel und pflanzte ein Lindenstämmchen. Nicht etwa an eine lustige Kinderschaar dachte er, die sich dereinst unter diesem Baume ergötzen sollte; es war ihm heute anders zu Muthe. Es war ihm, als müsse er für kühlende Schatten sorgen — kämen etwa heiße Tage.

Während er die Linde tief in den Erdboden senkte, kam der Gaberfranz des Weges gehastet. Der hatte die Neuigkeit, auf dem Wartberg sei der Höllbart gesehen worden. Der trüge ein priesterliches Kleid und Fußsohlen, wie die Apostel. Auch trüge er einen langen Stab mit einem Kreuze und rufe Gottes Namen an. Das sei Teufelstrug, und die Leute hätten sich schon versammelt, um nach ihn auszuziehen.

„Ei, lasset die alte Mär," versetzte der Mathes, „der Höllbart soll begraben sein."

Er schürte Erde an das Bäumchen, er schürte mit Hast, als wollte er damit wahrhaftig eine böse Erinnerung begraben. Aber im Erdreiche liegt ein Lebendiges — Unsterbliches.

Der andere Morgen ist ein reiner, thaufrischer Sommertag gewesen. Eine große Menschenmenge kommt heran in hochzeitlicher Kleidung und Stimmung. Der Pfarrer läßt das Brautpaar vor der Trauung noch in seine Stube kommen und giebt ihm den väterlichen Segen.

Dem Mathes bebt das Herz. Dieses Herz mag treu und wahr sein, aber es steckt in einem Betrüger, der das gastliche Haus um sein bestes Gut bestiehlt.

So war ihm, und er wollte zu dieser Stunde Alles bekennen. Da er ja herabgetreten ist von den Stufen des Altars und zurückgekehrt in den Frieden des Hauses ohne Arg und Uebelwollen, so wird ihn der priesterliche Freund nicht verdammen.

Aber die Braut hebt angstvoll ihren feuchten Blick, still bittend, er möchte den Mund wohl hüten, daß sich nicht Alles zum Uebel wende.

Die Leute richten ihre Augen auf das schöne Brautpaar. Der Mathes trägt einen dunkelfarbigen Rock, der weit über die Kniee reicht und schier talarartig die hohe, wohlgeformte Gestalt umwallt. Die weiße Binde um den Hals ist völlig zu sehen, wie ein Kollare, und das schöne, lockenreiche Antlitz mit der hohen Stirne, den stillberedten Lippen, mit den ernsten Zügen und dem milden Blick ist noch nie so aufgefallen, als zu dieser Stunde. Man könnte den Bräutigam für einen Priester halten, prangte nicht an seiner Brust das immergrüne Sträußchen des Rosmarins.

Die Braut hat ein schneeweißes Kleid an und trägt ein hellgrünes Kränzlein im wallenden Haar, und auf dem

Kränzchen liegt noch der Thau und auf den Wangen glüht es wie Widerschein des Morgenrothes, und durch die langen Augenwimpern wehen die Schatten der Nacht und schimmert das Lächeln des Tages. Und das Knospenpaar der Lippen zittert und die himmlische Zier der Jungfräulichkeit ist ausgegossen über das demuthsvolle, liebliche Wesen.

So ziehen sie unter Musik und Glockenklingen zur Kirche ein.

Durch die schmalen, hohen Fenster wallt der Schein der Sonne in das Dunkel des Gotteshauses; auf den Stufen des Altars, auf denen das Brautpaar knieen wird, liegt ihr goldiger Teppich. Weihrauch wallt zu den Bildnissen des Altares auf und verschleiert mild die Kerzenflammen. Feierlich hebt die Orgel an zu tönen.

Dieser Klang weckt in Höllbart Erinnerungen an vergangene Zeiten. Einst stand er am Altare, ein minderjähriger Jüngling. Die Eltern knieten im nahen Wandstuhl und weinten vor Freuden. Dem Jüngling zunächst kreiste eine Priesterschaar in glänzendem Ornate; sie stellte sich zwischen Kind und Eltern, zwischen den jungen Mann und die Gemeinde, mit der er in Freud' und Leid war herangewachsen. Er war eines Pflugschmiedes und Pflügers Sohn, er verstand zu ackern und zu ernten. Aber einen Gesalbten Gottes in der Verwandtschaft zu haben, das war seines Geschlechtes höchster Stolz. So war Matthäus zum Priester geweiht worden.

Damals strahlte auch die Sonne nieder von den hohen Fenstern der Klosterkirche und die Weihrauchwolken vermochten ihre Strahlen nicht zu ersticken. Damals war auch Orgelklang und der Prälat sagte: „Sei vermählt mit der heiligen Kirche für ewige Zeiten!"

Heute anders. Der Pfarrer tritt aus der Thüre der Sakriſtei. Er ſpricht mit bewegter Stimme von der Bedeutung, den Pflichten und Segnungen der Ehe und vermählt ſeine Nichte mit dem braven Mathes.

Dann kniet er hin und betet ein Vaterunſer und alle Anweſenden beten laut und gehoben mit. Höllbart iſt glückſelig vom Herzen. Jetzt iſt der Bann gelöſt; jetzt gehört er wieder den Menſchen an, und die ganze Gemeinde betet für ihn und ſein Weib.

Singend und jauchzend nach alter Weiſe bewegt ſich der Hochzeitszug aus der Kirche. Aber ehe er noch dem Pfarrhofe naht, entſteht eine Verwirrung. Leute mit erregten Geberden rennen durch den Ort: Der Höllbart ſei gefangen! Man ſchleppe den Antichriſt eben heran, man werde ihn auf dem Kirchplatze ſteinigen!

Eine wildjohlende Rotte zieht durch das Dorf. „Da iſt er, der Ketzer!“ ſchreit Alles. „Hei, ho, Höllbart! Glück auf zur Höllfahrt!“ Ein Pfäfflein zerren ſie heran in Staub und Koth. Einige bücken ſich nach Steinen, Andere reißen Latten von den Zäunen.

Erblaſſend hatte Sanna ihren jungen Gatten krampfhaft feſt am Arme gehalten; aber der Mathes befreit ſich faſt mit Gewalt und mit dem Hochzeitsſtrauße noch geſchmückt eilt er der Rotte zu und ruft: „Haltet ein! Er iſt unſchuldig, er iſt der Höllbart nicht!“

Die Menge hört nicht auf den Ruf; ſie ſtößt und ſchleift ihren Gefangenen und traktirt ihn arg mit Stößen und Schlägen, und Alles flucht und Mancher ſtreckt ſeine langen, hageren Finger aus, in denen die Würgeluſt zuckt.

Das Pfäfflein bebt und wimmert um Erbarmen. „Wehe Euch!“ ſchnauft es, „die Ihr die Diener des Herrn ſteiniget!

Große Trübsal wird über Euch kommen! Durch das Schwert werdet Ihr sterben! Kein Stein wird bleiben von Eueren Häusern! Der Fluch komme über Euch und Euere Kinder! Aber lasset mich, ich bin kein falscher Prophet! Verschonet mich, ich bring' Euch Ablaß — Ablaß vom heiligen Vater! O, verflucht sollt Ihr sein, bin ich ein falscher Prophet!"

Der Ablaßkrämer aus dem Ennsthale ist's. Höllbart erkennt seinen Feind und Verfolger, aber ist es, daß er seinen Namen durch ein solches Wesen nicht wollte vertreten lassen, oder ist es vielmehr aus Barmherzigkeit, aus Gerechtigkeitssinn, noch lauter ruft er: „Leute, bei meiner Seele schwöre ich es, das ist nicht der Höllbart!"

Da ist die Rotte einen Augenblick verblüfft; und der Mönch richtet sich halb auf und reibt sich den Sand aus den Augen und starrt dem bräutlichen Manne in das Antlitz. Alsogleich ist er gefaßt. — „Hi, hi," kichert er, „Dich kenne ich, meine Augen betrügen mich nicht. Du bist es." Dann springt der Mönch auf und schreit in die Menge hinein: „Was martert Ihr einen unschuldigen Priester? Der Ketzerpfarrer aus dem Salzburger Lande steht mitten unter Euch da!" Er kreischt mit wahnwitziger Geberde und weist mit ausgestreckten Armen nach Mathes dem Küster: „Da steht der Höllbart!" . . .

Die Wirrniß ist nicht zu schildern. Höllbart stand blaß und reglos unter der Menschenmasse und Sanna lag niedergebrochen zu seinen Füßen.

Da drängte der Gaberfranz herbei und grub sich mit seinem spitzigen Ellbogen eine Gasse durch die Menge, und den letzten Ellbogenstoß noch dem Mönchlein zuschanzend, rief er: „Du gottvernagelter Pfaff, hast zu viel gesoffen, und weißt nicht, was Du sagst! Oder bist gar ein dreifältiger

chandschlechter Kerl über und über, daß Du
Mathes an seinem Ehrentag so willst ver-

l sein, daß der Mann getrunken," sagte der
eeilte Pfarrer und nahm schützend das hoch-
it sich fort.
e Stunde hat doch geschlagen," schrie der
nme nach!"
lang ihm nicht sogleich, sich von dem Pöbel
er war übel zugerichtet, als er endlich gegen
ankte.
at er in des Pfarrers Stube ein: „Ihr selbst
ewicht? Wollt Ihr auch excommunicirt sein,
n wollt Ihr's nicht?" Dann hub Pater Jonas
nd Beweise auszukramen; so triftige Beweise,
r die Knice zu schlottern begannen.
ef der Pfarrer, „das taugt Alles nichts, trifft
werde nun meinen Knecht rufen. Paßt auf,
det zu Schanden!"
er Pfarrer den Knecht rufen wollte, da war
zu finden und war Sanna nicht zu finden.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
und Band war die Gemeinde zu Krieglach.
wüthete Verzweiflung. Wer konnte es fassen
er gute, brave und bescheidene Mathes sollte
fill entsprungene Sträfling sein? Aber der
afür war Mathes' Flucht.
n sie den verkannten Ablaßapostel kniefällig
für die Unbilden, die ihm waren zugefügt

worden. Allein seine Erscheinung habe so glatt mit des Gottlosen Steckbrief übereingestimmt und man wisse eigentlich nicht, wer zuerst das Wort Höllbart auf den wandernden Priester geschleudert habe.

Pater Jonas verzieh diesmal gerne und über den Aufruf zur Verfolgung des Flüchtigen vergaß er seine blauen Flecken.

Mit Knütteln und Aexten und Sensen waren sie hierauf ausgezogen, um den Höllbart zu suchen. Der Pfarrer des Ortes verschloß sich dreifach und ging in seiner Stube auf und ab und wollte zuweilen mit dem Kopf an die Wand fahren.

So hatte dieser berüchtigte Mensch bei ihm ein Jahr und länger gedient, und hatte des Hauses Geheimnisse erfahren und hatte die Kirche geschändet. Und nicht genug das — hatte des Pfarrers — Nichte gefreit. O, diese Schmach fällt nimmer ab, die beschimpft für ewige Zeiten den Ort, und der Pfarrer ist unrettbar verloren.

Dann wieder brach sein Herz los: „Nein, Mathes, es ist doch Alles nicht wahr! Du kannst das mir und dem guten Mädchen nicht anthun. Aber, so komm' herbei, Mathes, und vertheidige Dich und trete diesen elenden Lästerer in den Staub!"

Allein Mathes kam nicht, und sein Weib kam nicht. Nach Stunden und theils nach Tagen kehrten die Verfolger blaß und kleinlaut und mit leeren Händen zurück.

Wieder kamen die geistlichen Herren von Kinperg und Bruck und Sanct Veit und Neuperg und Hohenwang zusammen, um über den neuerdings entsprungenen Höllbart zu berathen. Nur der Pfarrer von Krieglach fand sich nicht ein. Hingegen war stets der hagere Beneficiant von Spital

da, aber mitſammt ſeinem gebogenen Blick vermochte er den Ketzer nicht und nirgends zu entdecken.

Pater Jonas, der wegen Ablaßangelegenheiten in die Gegend gekommen war, hatte nun das Wichtigſte zu thun; er mußte die Berathung leiten.

Neuerdings wurde der Steckbrief ausgeſandt und das Blutgeld auf zweihundert Ducaten erhöht. — Eine Bußzeit iſt angeordnet für die ganze Gegend, und wer den Höllbart einbringt, dem iſt für ſich und ſeine ganze Blutsverwandtſchaft der Seelen ewiges Heil geſichert.

„Aber dieſer Mathes kann ja doch gottswahrhaftig nicht gefährlich ſein," ſagte der geiſtliche Herr Ulrich von Hohenwang, „ſo laßt ihn laufen. Er hat keine Macht, iſt ein Taglöhner. So ſchlecht ſteht es nicht mit unſerer Sache, daß ihr ein Taglöhner ſchaden könnte. So laßt ihn zufrieden!"

Beſchimpft wurde der Hohenwanger für dieſes Wort.

„Hüte Dich, Bruder!" rief Pater Jonas drohend, „prüfe Dich, ob Du nicht ſelber ſchon biſt angeſteckt von dieſem Gottverlorenen! Im Verborgenen wird er wirken. Der Martin Luther lebt, weiß der Satan, in welcher Mörderhöhle verkrochen, und dennoch ſpeit er ſein hölliſch Gift hinaus in alle Welt. Sei wachſam, Bruder, Du kennſt nicht die Zeit!"

Im Orte Krieglach wollte ſich die Erregung nicht legen. Die Kirche mußte neu geweiht werden, in welcher dieſer Höllbart als Küſter geſpukt hatte. Ein altes Weiblein ſagte, es werde ſich nicht betrogen haben, es habe auf dem Haupte des Meßners mehrmals zwei Hörner geſehen.

„So lang' er in unſerem Gebirg' da herinnen iſt," meinte ein Bauer, „ſo lang' werden wir böſe Zeiten haben:

Mißjahre, Krankheiten, Krieg, Räuberweſen und Feuersbrünſte. Ihr werdet auf mein Wort noch denken!"

Ein alter Mann wurde faſt irrſinnig, er hätte mit dem Höllbart gegeſſen und getrunken und auf Bruderſchaft angeſtoßen. Bei den Kindstaufen hätte der Höllbart das Waſſerbecken gehalten, bei den Begräbniſſen hätte der Höllbart das Rauchfaß geſchwungen; — ja, da wäre Alles vorbei. Der Ortsſchuſter ließ ſein Knäblein ein zweites Mal taufen; bei der erſten Taufe war der Höllbart Pathe geſtanden.

In den Wäldern hub wirklich das Räuberweſen wieder mächtig an zu ſpuken; von neuem Türkendrange erhoben ſich die Sagen lauter und lauter. Seht Ihr! ſeht Ihr!

Der Gaberfranz irrte verwirrt und verzagt umher; er ging nicht mehr zur Beicht, er ging nicht mehr in die Kirche. Er dachte alſo: Iſt der Mathes *nicht* der Höllbart geweſen, ſo iſt alles Pfaffengeſchwätz erſtunken und erlogen. Und *iſt* Mathes der Höllbart geweſen, ſo kann mir kein Pfaff und kein Herrgott mehr helfen.

So kann nach einer *guten* That das böſe Gewiſſen erwachen. Der Gaberfranz war dem jungen Ehepaare auf ſeiner Flucht beigeſtanden. Unter einem Lodenmantel hatte Höllbart das Haus des Gaberfranz erreicht; dort fand ſich auch Sanna ein, und ſie hielten ſich in der Keuſche verborgen, zwei Tage und zwei Nächte, bis zur günſtigen Stunde. Und als dieſe kam und der Franz — als Gegendienſt für das gelöſte Band am Kornſack — die einſchlägigen Dinge ausgekundſchaftet hatte, flohen ſie gegen Sonnenaufgang in die Wälder.

An einem ſteilen Hange des Gölk, in einer Felsniſche, ſaßen Höllbart und Sanna. Hier in dieſem wildzerriſſenen

Geſtein hatten ſie die erſten ungeſtörten Stunden ihrer Vereinigung zugebracht.

Traurigen Blickes ſahen ſie nun über die Wipfel des Waldes hinab in das ſchöne morgendliche Thal. Dort zog der flimmernde Faden der Mürz, an deren Ufern ſie ſich einſt gefunden hatten. Dort ragte der hohe Bau der Kirche von Krieglach, um den ſich die Häuſer des Ortes ſchmiegten, „wie ſich unter den Flügeln der Henne die Küchlein verſammeln". Wie ſieht ſich ſo eine Menſchenſtätte von ferne friedlich und heimatlich an! Wer ſich aber in der Nähe davon überzeugen will — es iſt doch zumeiſt ein Weſpenneſt.

Nicht doch, ein Bienenſchwarm, ſtets fleißig Honig ſammelnd und Zellen bauend, ſich gegenſeitig ſchützend, aber Eindringlinge bekriegend.

„Sanna," ſagte Höllbart, „ſteige Du wieder hinab zu Deiner Heimſtatt. Und mich laß ziehen. Du weißt es, die heutige Nacht iſt unwirthlich und rauh geweſen. Aber das iſt noch kein Hochwald, und ein Hochwald iſt noch kein Urwald. Ich aber muß in die tiefſten Wildniſſe fliehen, bin nur ſicher, wo kein menſchlich' Gedeihen iſt. Erſt in Feindesland bin ich geborgen; Sanna, kette Dein junges Leben nicht an einen Geächteten; bleib' daheim. Ich werde Dein ſein bis zu meinem Verſterben, iſt es, daß ich in den Wüſten umkomme oder auf dem Schlachtfelde falle. Du haſt die Liebe erfüllt, ohne Dich hätt' ich dieſen Tag nimmer geſehen. Die Horden hätten mich längſt zerfleiſcht. Sanna, ich danke Dir. Gehe nun, und will uns ein Gott wohl, ſo ſehen wir uns wieder."

Das junge Weib klammerte ſich an des Gatten Bruſt, ſchluchzte und lachte und rief aus: „Mein Mathes!" Dann ſagte ſie leiſe die Worte: „Noch ſind nicht drei Tage vorbei,

seitdem wir uns Treue bis zum Tod haben geschworen. Und jetzt redest Du mir so!"

Da hat er jauchzend sein Weib umfaßt. Beide wandelten hin an den Lehnen und über die Höhen der Berge.

Der Wald wurde dichter, das Gebirge wilder. Am zweiten Tage ihrer Wanderung irrten sie durch Wildnisse, in welchen der Hirsch und der Eber nicht mehr vor menschlichen Schritten fliehen wollten.

Gar erschöpft und muthlos gingen sie eines Abends nach einem Gewitter dem Scheine eines Feuers zu, der zwischen Gebüsch und dichten Stämmen durchleuchtete. Da standen sie vor einer lichterloh brennenden Föhre, in die der Blitz geschlagen haben mochte. Das Feuer wogte und prasselte fast schauerlich in diesen stillen Oeden des Urwaldes, und manche brennende Moosfahne stieg empor zum nächtlichen Himmel. So oft ein Ast zu Boden stürzte, wogte ein Funkenstrom durch das finstere Gezweige der umstehenden Tannen; tiefroth wie glühende Eisenstangen waren die wuchtigen Stämme geröthet.

Als die Föhre nach einer Weile zusammengebrochen war, lagerten sich unsere Flüchtlinge um die glühenden Brände; sie wärmten sich und Sanna briet gesammelte Schwämme an der Gluth. Sie genossen das arme Mahl und dachten dabei an einen lieblichen Tag, da sie, auch am Feuer sitzend, aus der Gluth ihren Imbiß hatten gezogen.

„Sanna," sagte Höllbart plötzlich, „der heutige Tag ist glücklicher, als jener. Heute haben wir uns zu eigen. Daß uns ein Häuflein Menschen übel will, was liegt daran, wir sind aus ihrem Bereiche. Ein Liebeleben in weiter herrlicher Gotteswelt, und ein gutes Gewissen! — Die ersten Menschen im Paradiese haben es auch nicht besser gehabt."

„Verſchrei' die gute Stunde nicht!" rief Sanna und hielt ihm die Hand auf den Mund.

Auf weichem Mooſe, unter dem Aſtgewebe einer Fichte haben ſie zur ſelbigen Nacht in ſüßem Liebesfrieden geruht.

Aber zur frühen Morgenſtunde wurden ſie herb geweckt.

Höllbart erſchrak. Ein paar Dutzend derbwilde, wetterrauhe Geſellen ſtanden da, und ſie erhoben ein brüllendes Lachen, als ſich das Paar entſetzt vom Boden erhob.

Dieſe Geſellen waren gewiß auch Menſchen, aber ſie hatten Pfoten wie die Bären und Bärte wie Löwenmähnen, doch klar blitzende Augen und ſchneeweiße Zähne. Mit Baumrinden und Thierfellen bekleidet ſtampften ſie einher, daß ſchier der Boden dröhnte. So oft ſie auflachten, flatterten ein paar Waldhühner erſchreckt aus ihren Neſtern. Die Knüttel, die ſie bei ſich trugen, wollten nicht gar viel wilder ſein als ihre Träger. Einer oder der Andere hatte einen ſchweren eiſernen Schußprügel oder eine ungeſchlachte Armbruſt; mit langen Meſſerſcheiden waren Alle verſehen.

„Potz Türk' und Hagelſtern!" rief Einer, ein Rieſe, um eine gute Fauſt höher gewachſen als alle Uebrigen. Dem gingen die ſcharlachrothen Haarlocken weit über die eckigen Schultern hinab. „Potz, das iſt ja der kreuzſaubere Küſter von der Krieglacherſtadt! Hörſt Du, Dein Bett iſt auch ein wenig weit vom Ofen!"

„Nun, ſag' Du einmal, Du Hausknecht des heiligen Jakobus",*) rief ein Anderer, „iſt das Betbrüderneſt da unten alleweil noch nicht niedergebrannt? Na, der Türkenteufel läßt ſich Zeit."

---

*) Auf dem Altare zu Krieglach prangte als Pfarrpatron das Bild des Apoſtels Jakobus.

„Ei, tauſendſaſſa!“ ſagte der Erſte wieder; „Ihr Zwei kommt auch nicht in den Wald, um Spatzen zu fangen. Zuweg der luſtigen Liebſchaft allein iſt es nicht; Ihr ſeid einem Edelmann auf's Hühnerauge getreten, oder habt einem Pfaffen in's Geſicht geblaſen, daß Ihr ſo hölliſch weit in die Wildniß lauft.“

„Und bringſt uns keinen Kelch vom Tabernakel mit?“ fragte lachend ein Dritter.

„Aber ein goldener müßt's ſein, wir möchten das Abendmahl nehmen. Giebt's friſch' Fleiſch und Blut zu communiciren, ſo ſind wir gute Katholiken, aber bei Wein in goldenem Kelch ſind wir Alle Huſſiten.“

Sie johlten wild durcheinander. Den Großen mit den rothen Locken hießen ſie den Zarb. Höllbart hatte dieſen Mann ſchon früher einmal geſehen, und zwar vor der Bergkirche zu Eiſenerz. Es war der rothhaarige Sabin. Höllbart erinnerte ſich wohl, daß er damals unter dem Volksauflauf dieſes Mannes Gegner und Sieger geweſen war. Und nun ſtand er dem wilden Geſellen hilflos gegenüber. Sanna bebte vor Angſt und barg ihr Haupt an der Bruſt des Gatten.

Der Rothhaarige aber ſchien den Pilgersmann von damals an der Bergkirche nicht mehr zu erkennen.

„Habt Ihr uns geſucht?“ fragte er. „Wollt Ihr bei uns verbleiben? Unſer ſind über dreißig und wir nehmen jeden Spitzbuben auf, der kein Schurk iſt. Burgenverbrenner und Kirchenabtrenner haben wir am liebſten. Rabenſchwarze Ketzer und hochgelehrte Teufelsbeſchwörer ſind uns auch willkommen, und wenn's der Höllbart ſelber wär'!“

„Aber Speck wächſt Euch bei uns keiner um das Bäuchlein, wie dem Pfarrer von Sanct Veit in der Faſtenzeit!“

„Sauf' Brennwaſſer, Junge!" rief der Zarb und hielt dem Höllbart einen erklecklich wamſtigen Thonzuber hin.

Höllbart ſah, hier ſei trinken klüger denn ſprechen; ſo faßte er den Zuber mit beiden Händen und trank. Das war echt' Brennwaſſer, es brannte ihm ſchier die Kehle wund. Die Waldteufel verſtanden es ſchon damals, in Ermanglung von Trauben aus Wachholderbeeren ihren Wein zu ziehen. Anſtatt Waſſer gaben ſie Feuer dazu.

„Das iſt unſer Galgenwein," rief ein einäugiges Bärengeſicht zu Höllbart herüber, „und wenn wir Dich dereinſtmal erwürgen, ſo gießen wir Dir damit vorher die Gurgel voll."

„Ei, heiſſaſa, Kern-Blitzmädel, Du!" ſchreit ein knochiger Langhals mit einem bartloſen Spitzbubengeſicht und ſtrohgelben Haaren, „biſt ja die bildſaubere Pfarrerstochter von Krieglach! Was macht Dein Vater, der Junggeſell?"

„Geh', duck' Dich desweg nicht gar ſo tief unter," ruft ein krauſer Schwarzbart. „Wem ſoll's nicht recht ſein? Wir ſind Alle Sünder!"

„Schön, ſo ſündigen wir!" ſchreit ein Anderer. „Wie lang' iſt's denn her, iſt der Papſt in Rom ſelber ſchwanger gegangen!"

„Oho!" lacht der Schwarzbart. „Selb' iſt eine Päpſtin geweſen, Ihre Heiligkeit, die goldhaarig' Hanni, kreuzfauber und lammfromm über und über."

„Meinetweg!" ruft das Spitzbubengeſicht und mit ſüßelnder Geberde gegen Sanna gewendet: „Fromme Leut' ſagen, Du hätteſt nicht auf die Welt kommen ſollen. Du hörſt, ich bin kein ſo Frommer, ich bin der Körnlein. Wirſt es noch erfahren, was das heißt: der Körnlein!"

Höllbart ſuchte den Zudringlichen mit der Hand zurückzudrängen, aber der wilde Burſche wollte das faſt ohnmächtige Weib an ſich reißen.

Da sah der junge Ehemann plötzlich des Unglückes Uebermaß. Seine Sehnen spannten sich, seine Adern schwollen und schon bereit zum Todeskampfe brach sein Herz in den Ruf aus: „Rette uns, rette uns, Du barmherziger Herrgott im Himmel!"

„Hörst Du," lachte der Zarb, „mit dem Herrgott haben wir wenig Bekanntschaft; hast es mit uns zu thun, so ruf' den Teufel an!"

Der Strohkopf wollte von Sanna nicht lassen.

Sofort wurde das Gesicht des Rothhaarigen finster, wie eine Wildniß in Gewitternacht.

„Körnlein!" donnerte er dem gelbhaarigen Gesellen zu, „leicht sind sie zusammen verbunden!"

„Flausen!" entgegneten Andere, „was des Pfarrers Stola zusammenbindet, das fällt im Wald auseinand!"

„Wie? was?" schrie der Riese, daß schier die Baumstämme gellten. Dann war es einen Augenblick mäuschenstill.

„Wer mir das Mädel anrührt," fuhr der Zarb fort, „dem reiß' ich den Darm aus dem Leib und knüpf' ihn damit auf den Birnbaum!"

Das gelbe Galgengesicht verlor sich im Dickicht.

„Es ist mein Weib," sagte Höllbart, „laßt uns in Frieden wandern."

„Mögt Ihr gleichwohl unter Waldteufeln sein," versetzte der Zarb grollend, „aber unter Hundsföttern seid Ihr nicht. Wo wollt Ihr denn hin?"

„In das Ungarland," antwortete Höllbart.

„Und Ihr Zwei allein?" rief der Rothhaarige. „Mit einem jungen Weib so in's Ungarland wandern! Der Zarb hat dem Stubenberger das Roß unter dem Leibe niedergestochen; der Zarb hat dem Dietrichsteiner die Feldklausen

über dem Kopf angezunden — aber mit einem jungen Weib allein durch den Feistritz- und Bakonierwald in's Ungarland gehen — Mordstern, dazu hätt' der Zarb zu wenig Kurasch!"

Höllbart zuckte die Achseln; Sanna schlug einen Blick zu dem Sprecher auf.

„Wollt Ihr mit in mein Haus gehen," fuhr dieser fort, „so kann ich Euch Geleitschaft geben bis zum Hausteiner hinab. Der Hausteiner ist kein Lumpenkerl, der mag ein Weiteres thun."

Was sollte Höllbart beginnen? Er führte und tröstete sein Weib und ging mit den Männern.

Der Zarb blieb an ihrer Seite und half ihnen über Schluchten und Gefälle, packte die junge Frau keck mit den Armen und trug sie wie ein Kind über die unwirthlichsten Stellen.

Die Anderen zerstreuten sich und pflegten Waidwerk.

In einem kleinen Wiesenthal, seitwärts begrenzt von einer wettergrauen Felswand und von dem hohen, lebendigen Wall des Tannenwaldes, stand ein Haus. Es war gezimmert aus den wuchtigsten Fichtenstämmen und hatte ein Dach aus gespaltenen Bäumen. Kein Tischler und kein Schlosser war dabei gewesen. Flüchtlinge, Räuberbanden, Wildschützen, Menschen, die fortweg mit Leidenschaften und Naturgewalten rechten, bauen solche Häuser.

Der Zarb stößt die Thür mit einem Fußtritt auf und führt das junge Ehepaar in den Bau. Im Bau sieht's gar schattig aus, aber mitten auf dem Lehmboden brennt ein Feuer. An demselben schafft ein derbgliederiges Weib mit wirren schweren Locken und markigen Zügen. Das Weib des Riesen. Daneben am Wassertrog sitzt ein junger Mensch und

weidet Wildpret aus. Der blickt ſtaunend auf, als die Fremden eintreten.

„Das iſt mein Drache," ſagte der Zarb, ſein Weib vorſtellend, „und das iſt mein Junges."

Das Weib brummt und bläſt ihren Trotz in die Flammen hinein. Der Jüngling thut ſein großes, ſchönes Auge weit auf und hebt verlegen die blutigen Hände aus dem Trog, läßt ſie aber ſogleich wieder ſinken. Halb theilnehmende, halb trotzige Blicke läßt er auf Sannen zucken. Dann wirft er den Kopf zurück, daß die goldfarbigen Krauslocken fliegen, ergreift ein breites Meſſer und führt einen ſtarken Schnitt in die Bruſt des Haſen. — Ein ſtolzes, trotziges Weſen und doch liegt etwas jungfrauenhaft Zartes in ihm — erſchütternd und anheimelnd zugleich, wie eine Gewitternacht im Mai.

Der Burſche wird bald geſprächig, kann ſpotten, kann ſchmeicheln, kann lachen und fluchen, kann ſcherzen wie ein Kätzchen, kann in Wuth entbrennen und Geräthe des Hauſes zertrümmern und ſchnauben wie eine Beſtie.

Sanna muß neben ihm ſitzen, als ſie zum Mittagsmahle den Haſen verzehren; mit den Fingern wirft er ihr das fetteſte Stück zu.

Am Nachmittag, während ſich Höllbart mit dem wuchtigen Zarb über die Weiterreiſe und Anderes beſpricht, zerrt der ſchöne Waldburſche das junge Weib mit hinaus auf die Wieſe. Sein Beinkleid iſt aus rauhen Fellen; mit ſeinen nackten Füßen ſpringt er in das Wäſſerlein, welches durch das Thal rieſelt.

„Thu' aus Deine garſtigen Fußbeutel!" ruft er der Begleiterin zu, und will ihr die feinen, aber ſchon arg zertretenen Hochzeitsſchühlein von den Füßen ziehen. Sanna möchte fliehen; er faßt ſie am Arm: „Willſt nicht meine

Geſellin ſein? Komm, wir tanzen im Waſſer! Du gefällſt mir und Dein Vater ſchläft heute Nacht im Bett bei dem meinen . . . ."

Wie eine verſcheuchte Taube flieht Sanna in das Haus und bittet ihren Mann um Gotteswillen ſogleich mit ihr davonzuziehen.

„Was hat ſie denn?" brummte der Zarb, „für die Nacht iſt mein Haus beſſer, als der naſſe kalte Wald. Ihr, Mann, liegt auf meiner Pritſch' und Euer Weib für diesmal bei meiner Tochter."

„Aber ſie will nicht," rief der eben in das Haus hüpfende Junge.

„Wirſt wieder wild geweſen ſein, Hilla," bemerkt der Zarb; da blickt ſich unſer junges Ehepaar überraſcht an.

„Ja, ja," lacht der Rieſe, gegen Sannen gewendet, „wollt Ihr längere Zeit im Wald herumlaufen, ſo müßt auch Ihr Euch Schöpslederhoſen beilegen, wie da meine junge Maid. Ein Kittel taugt nichts, der bleibt an jedem Eidechſelſchweif hängen."

Da gehen den Gäſten die Augen auf und Sanna mag wohl mit der wilden Hilla plaudern.

Und die Männer bleiben auch nicht ſtumm bei einander ſitzen.

„Jetzt lugt mich einmal an, Vetter," ſagte der Rothhaarige und ſpreizte ſeine Ellbogen auf den Tiſch aus, „habt Ihr noch niemals ſo einen fuchshaarigen Grasteufel vor Euch geſehen, wie ich einer bin? Nicht? Auch oben im Eiſenerzerneſt nicht?"

„Ja, dort werd' ich Euch geſehen haben," ſagte Höllbart, als er ſich erkannt ſah.

„Gelt! Ihr der Erſte habt mich dazumal niedergeſchlagen mit ein Dutzend Worten. Die Pfaffen und Herren hätt' ich

rädern mögen allmiteinand, aber vor Euch hab' ich Respect bekommen. Und das müßt Ihr wissen, ich bin nicht der Narr, der sich mit einem wankelmüthigen Haufen mag herumschlagen. Da sind mir die bockbeinigen Waldteufel zehnmal lieber."

Hierauf erzählte der Sabin, wie er nach der gewaltsamen Knebelung des aufständigen Volkes durch die Truppen des Salm mit Weib und Kind in diese ferne, tiefe Wildniß geflohen war.

Hier in den Hochwäldern des Teufelssteingebirges, wo sich manch' verfolgte Ehrlichkeit, aber auch mancher Auswürfling barg, hatte er sich niedergelassen. Sie waren zerstreut in der Wildniß. Der wohnte in einer Felsenhöhle; ein Anderer in einem hohlen blitzverbrannten Baum; ein Dritter in einer leidlichen, selbst gezimmerten Klause. Sie lebten von Schwämmen und Kräutern und Wild. Verwegen waren sie wie die Löwen; die Bären und Wölfe erstachen sie mit Messern in der Hand. Die Stubenberger und Hohenwanger Wildhüter erschlugen sie mit Knütteln.

Da hatte der Schafftenberger von Hohenwang einmal ein Dutzend Soldknechte in die Wälder gesandt, um aufzuräumen. Ein paar davon kehrten übel zugerichtet zurück; ein paar davon wurden erschlagen; die Uebrigen blieben bei den Waldteufeln. „Sakra!" sagten sie, „da geht's uns besser, wie beim Schafftenberger."

Der Schafftenberger hat das Aufräumen nicht mehr versucht.

Der rothhaarige Sabin oder der Zarb, wie die rauhe Zunge der Wäldler ihn nannte, war der größte und stärkste von Allen. So herrschte er. Und Jeden, der in den wuchernden Urwaldring des Teufelssteingebirges getreten war, beherrschte der Zarb.

Zu Anfang war Mancher hinausgetreten in Bereiche, wo Nichtverbannte, Nichtverfluchte wohnten, und war mit Beute zurückgekommen, die nicht erkauft und nicht verdient worden. Solchen sagte der Zarb: „Ein Spitzbubenleben treiben wir, aber Schurken sind wir nicht!" Und ließ sie auf den Birnbaum knüpfen. Der Baum stand im Wiesenthale, nicht just weit von des Zarb stattlichem Heim. Es war ein alter Holzbirnbaum.

„Seit der Zervogel daran gebaumelt ist, grünt er nimmer!" erzählte der Zarb. „Aber so ein Holzbirnbaum muß heutzutage stehen in jedem Nest; der thut mehr wie ein Kirchthurm — thut mehr!"

Ehe noch Abend war, kannte Höllbart das Leben und Treiben dieser Waldmenschen — bestienwild, elementar gewaltig.

Die Elemente können auch lieblich lächeln im Frühlingsmorgen.

Des andern Tages. Wie ist Hilla ein kleiner Schalk! Schon in dämmeriger Morgenfrühe ist sie in ihre Schafpelzhose geschlüpft und hat aus duftigen Lärchenreisern eine Kette geflochten. Diese Kette legte sie ihrer noch schlummernden Bettgenossin an Hände und Füße, so daß die plötzlich erwachende Sanna heftig erschrickt, als sie sich gefesselt sieht. Aber Hilla lacht und hüpft und klatscht in die waldharzigen Hände. „Willst mir versprechen, daß Du bei mir willst verbleiben, so laß ich Dich frei."

Der Zarb ist zur selben Stunde schon bei den Nachbarn herum. Etwas giebt es allmorgentlich zu schlichten; heute beschweren sich die Männer, morgen die Weiber, und das Mein und Dein sind trotz des Birnbaumes schwankende Begriffe.

Heute aber ist ein anderer Schick, heute munkeln die Gesellen, die sonst fluchen, und der Rothhaarige macht ein

erklecklich langes Geſicht. Für einen ſimplen Pilgersmann oder einfältigen Küſter hatte er den Mann niemals gehalten, der jetzt ſein Gaſt war; aber der Bericht, den ihm heute die Nachbarn munkelten und den ſie auch entſprechend zu erhärten wußten, hatte ihn doch überraſcht.

Bald ſtand der Zarb mit brennendem Blick vor Höllbart. Er ſtarrte ihn an, und die Furchen ſeines Antlitzes wurden tiefer und ſeine Brauen finſterer.

— „Das iſt alſo das ſchauderlich' Ding, vor dem die Memmen des Landes zittern!" ſchreit er und verſetzt mit knorriger Fauſt ſeinem Gaſt einen Stoß an der Achſel — „das iſt der Höllbart!"

Und nach einer Weile, in der Höllbart ſprachlos dageſtanden war und dem Rieſen in's Geſicht geblickt hatte, erfaßte ihn dieſer bei den Händen und ſagte lachend: „Biſt recht gefahren, Geſelle, Du gehſt nicht in's Ungarland, Du gehörſt unſer! — Aber bei allen Teufeln der gottſeligen Steiermark, anders hab' ich mir den Höllbart gedacht! Wo haſt Du Deine Bockshörner, Deinen Pferdefuß, Burſche! — Welcher Hexenmeiſter hat Dich in die feine Amantenlarve geſteckt? — Glauben wollt' ich's nimmer, hätt' ich nicht in aller Morgenhuid die Mär' erfahren, vom Meßner zu Krieglach und von der Hochzeit mit der Pfarrerstochter und vom Ablaßſchächer, den ich noch zum Rabenfutter machen muß!"

Der Lehmboden dröhnt, als bei dieſen Worten der Rieſe den Fuß in die Erde ſtampft.

„Weißt Du, Ketzerpfaff!" fährt der Zarb fort — während nach und nach mehrere Männer und Weiber im Hauſe zuſammengekommen ſind, um den Höllbart zu ſchauen — „weißt Du, daß die Waldteufel ſchon ſeit lang' einen Pfarrer haben wollen?"

„Das ist gewiß, wir brauchen einen!" riefen die Umstehenden.

„Allweg schmeckt eine Schandthat besser, ist sie verboten," sagte der Zarb, „so müssen wir einen Pfaffen haben, der sie verpönt und im Dunkeln übt. Wir müssen einen Pfarrer haben, der die Ehepaare macht, sonst weiß unter dem Gesindel ja Keiner mehr, wie sie sich treulich prügeln dürfen! Und das junge Gezücht will Taufnamen haben, und kommt's zum Sterben, so krepirt der Spitzbub doppelt so leicht, weiß er, der Pfaff weiht seine Grube. — So ist's vonnöthen, und wenn Einer aufsteht für die Waldteufel, so kann's kein Anderer sein, als der Höllbart!"

„Ja, der Höllbart," schrie Alles, „der Höllbart muß unser Pfaff sein!"

„Dein Geschäft kannst ja noch?" pfaucht ein zwerghafter Graukopf dem noch immer sprachlosen Höllbart in das Gesicht. „Von Höllen und Teufel sollst Du predigen, so viel Du magst, das haben wir gern'. Vom Fasten kannst auch brav schwätzen, sollst uns desweg' keinen Hunger leiden. Aber deß mach' Dir einen Knopf im Sacktuch, Pfaff, Deine heiligen Messen feil' uns nit!"

Das fährt rasch an. Einen Tag bittet sich Höllbart Bedenkzeit aus.

Es wird Abend. Der priesterliche Reformer, der entsprungene Sträfling von Mitterfill, der Geächtete, der „Ketzer Höllbart" ist am Ziele. — Die Welt ist aus Rand und Band. Sollte irgendwo noch was zu halten sein, so wäre es hier bei den pfadverlustigen Menschen des Waldes. Sanna ist ja bei ihm und Eins mit ihm; ihr ist er den Schutz schuldig, ihr will er ein sicheres Dach geben, und wäre es unter Urwaldstämmen, und wäre es auch nur für heute und morgen.

Höllbart bleibt.

Mit Einem, der die Diebe und Ehebrecher auf den Birnbaum knüpft, läßt sich ein Pakt wohl schließen. Der Zarb hat die Ansiedlung der „Waldteufel" zu einer Gemeinde gemacht. Freilich eine wilde Gemeinde, und manches Mitglied derselben deckte gerne sieben Nächte über sein Gewissen. — Umsonst ist Keiner in die Wildniß gegangen. Und Einer braucht den Andern, und Alle den Einen, den Rothhaarigen, den Zarb.

Der Zarb ist gar zufrieden, daß sich wie herangeschneit ein Pfarrer findet. Und ein Mann, wie er den „Höllbart" einmal schildern gehört, kühn, unternehmend, redemächtig, starr auf seinem eingeschlagenen Pfad verharrend, ein wenig schlau dabei und doch ein ehrlicher Klotz — so ein Mann wird mit den Wilden im Teufelssteinergebirge etwan noch fertig. Der Zarb ist König, das steht fest wie der Teufelsstein; aber der König muß einen Minister haben, einen Feuermann, der aus dem rohen Metallklotz des königlichen Willens eine Kette weiß zu schmieden, um damit die Unterthanen zu einen, zu leiten und zu fesseln.

Der Zarb verbürgt dem Höllbart und seinem Weibe ein Haus, den Lebensbedarf, Schutz und Achtung.

So ist Matthäus Höllbart Pfarrer der Teufelsgemeinde geworden.

Die Tage wurden kürzer und wieder länger, die wilden Kräuter wuchsen und vergingen, der Mond nahm stetig zu und ab über der Wildniß, in Wechsel und Wankelmuth wiegte sich Alles; aber der Zarb hat sein Wort gehalten.

Höllbart besaß für sich und sein Weib ein Haus. Es war ihm erbaut worden, und die Waldteufel thaten groß und

nannten es ihren Pfarrhof. Seltsam genug, die Wildfänge und Gottesläſterer waren ſchier ſtolz auf dieſes Wort. Der Zarb, der ein paar Jährchen früher ſo wild gekämpft hatte für die Abſchaffung der bäuerlichen Unterthänigkeit, gebot hier im Wald, dem Pfarrer Robot und Zehent zu liefern. Denn dieſer Pfarrer war weder vom Papſte, noch vom Staate anerkannt, der mußte freilich ganz von ſeiner Gemeinde Wohlthat leben und zuvörderſt an ſich ſelbſt ihr gutes Herz erproben laſſen. Und ſiehe, da kamen Weiber mit Wurzeln und Kräutern, Kinder mit Waldfrüchten und Männer mit Wildpret. Und an beſtimmten Tagen kamen ſie zuſammen auf der Wieſe vor dem Zarbhaus und hielten Berathungen über Verſchiedenes, und da ſtieg Höllbart zuweilen auf den Steinblock und redete.

Er ſprach nicht von den Pflichten der Menſchen, ſondern von ihren Rechten; und das hörten ſie lieber und Höllbart dachte, wer die Grenzen ſeines Rechtes kennt und achtet, der iſt ſich und ſeinen Mitmenſchen pflichtgetreu. Er predigte nicht von Sünde und Buße, ſondern von Herzensfreude und weiſem Genuſſe des Lebens.

Höllbart ſprach ſo ſchön und mild und warm. Sie hörten ihm gerne zu, anfangs der Neuheit, des Wortes Wohlklang wegen; bald aber erfaßten ſie auch der Worte fröhlichen Sinn, und ſie freuten ſich über dieſes Erfaſſen.

Freilich, ganz war die Wildheit dieſer Menſchen nicht zu brechen. Einmal als das Gerücht ging, alle Bewohner der Mürzgegend ſeien auf, um den entflohenen Höllbart zu fangen, da rotteten ſie ſich zuſammen und wollten die Verfolger ihres Pfarrers erſchlagen.

Doch die Häſcher kamen nicht in die Wildniß, und Höllbart ſuchte die Streitluſt der Waldteufel gegen aus-

wärtige Feinde zu lenken, die sich drohend den Landesgrenzen näherten.

Mit Sanna feierte Höllbart den mildesten Hausfrieden. Sie genossen inniges Glück, wenn gleichwohl zuweilen an düsteren Herbstabenden, an einsamen sturmschweren Wintertagen ein betrübter Gast durch das Haus schlich: die Sehnsucht, das Heimweh nach zarteren, geist- und herzanregenden Lebenskreisen.

Sanna war manche Stunde mit der Waldjungfrau Hilla zusammen. Hilla war stets voll Glossen und Possen, aber ritterlich dabei. Da sitzen sie an der sonnigen Felswand und flechten aus Binsen — Fensterscheiben für den Winter. Krächzt plötzlich ein Rabe, brummt ein Bär, schallt ein Hilferuf in allernächster Nähe. Sanna fährt auf, da lacht Hilla, daß die Felsen gellen, und mitten aus dem Lachen heraus blökt ein Lämmlein. Bauchreden kann der Schalk.

Ziehen sie durch die Waldungen, um wildes Obst zu sammeln, so ist Hilla der Führer und Beschützer. Zuweilen thut es noth, daß sie eine todte Eule oder einen Habicht oder sonst ein Aas mit sich tragen, um die Wölfe zu füttern, wenn sich welche halb flehend, halb drohend an die Frauen wenden.

Mit den Waldteufeln aber ist es mitunter weit schwerer fertig zu werden, als mit den Wölfen. Die Waldteufel mögen kein Aas, viel lieber Waldgeherinnen selber. Der Körnlein schon gar, der weicht erst, bis ihm Hilla die Faust in sein gelbes Galgengesicht sausen läßt. Die Faust allein thäte den Körnlein noch immer nicht schrecken, aber die Hilla ist die Tochter des Zarb, und der Zarb hat einen alten Holzbirnbaum auf der Wiese stehen.

Sanna und Hilla sind Freundinnen geworden. Die Eine hat Kühnheit und Kraft, die Andere Zartheit und Seele von der Genossin gewonnen. Sanna hat sich mittelst dieses ihres Gewinnes freier und selbstvertrauter an das Waldland geschlossen. Der Waldjungfrau Hilla ist aus ihrem sich zarter bildenden Gemüthe eine andere Frucht entsprossen: die Liebe.

Da war im Waldlande ein junger Wildling, der hatte einen Stahlkopf und ein Goldherz und wurde geheißen Wandolf der Schütz. Das Schießen haben wohl Alle verstanden, aber das Treffen? — Wandolf hat all' seiner Tage keinen Schuß in die leere Luft gethan. — Einmal in einer heiteren Nacht schießt er aus Uebermuth in den Himmel hinein — und siehe, ein Stern purzelt über das Firmament.

Aber nicht mit der Kugel, mit seinem Augenblitz hat er das Mädchen getroffen. Von derselben Zeit an wollte Hilla kein Schöpshauthöslein mehr tragen.

Tritt der Wandolf eines Tages in des Zarb Haus hinein: „Sabin, ich will Deine Tochter freien."

„Wer frägt mich das?" versetzte der Zarb.

„Wandolf der Schütz, der Knapp aus Zell, der das Wappen des Salm von dem Thurm der Wallfahrtskirche hat geschossen, weil das Kreuz hinaufgehört, der aber auch das Kreuz von dem Thurm der Wallfahrtskirche hat geschossen, weil es zweibalkig gewesen und des Papstes Zeichen hat bedeutet."

So des Schützen Wandolf's Worte.

„Nach welchem Wappen wirst Du nimmer schießen?" frägt der Zarb.

„Christi Kreuz ist mein Glauben!" sagt darauf Wandolf.

Da versetzt der Zarb:

„So greif' zu und sei mein Tochtermann."

Höllbart war dabei und wunderte ſich baß, daß die Lehre des großen Volksfreundes hier ſo unmittelbar gedeutet wurde.

Als es zur Hochzeit kam, ſchickte der Zarb den Körnlein aus, um den Feſtbraten zu holen.

„Der Strohkopf iſt kein Strohkopf," ſagte der Zarb zu Höllbart und meinte den Goldhaarigen, „im Ennsthale oben verſprengt worden, iſt er auch zu uns gekommen. Wir können ihn vornehm brauchen. Das Pürſchen verſteht er wie ein Wolfshund, ſchriftgelehrt iſt er und verſchmitzt wie ein Pfaff, aber ſtehlen thut mir der Sakermenter, wie ein Rab'."

Hätte geiſtlich werden ſollen, hat Körnlein's Mutter dazumal geſagt, ſei es aber Gottlob nicht geworden.

Als die Hochzeit war — viele Waldteufel waren auf der Wieſe beiſammen und trieben Schabernack — da kam der Körnlein mit einem Korb voll Hühner für ein feines Hochzeitseſſen.

„Wo haſt ſie geholt?" frägt der Zarb.

„Hi, hi," lacht der Körnlein, „unten auf dem Hauſteinerweg iſt eine Bäuerin gegangen, hat gar ſchwer daran getragen. Hab' ihr die Thierlein zur Ehr' unſerer ſchönen Braut abgenommen." Da zwinkert er mit den Augen.

Aber der Zarb ruft:

„Was ſind wir im Wald? Geflügel fällt uns in's Maul, ſo viel wir mögen. Wozu rauben auf der Straßen? — Feiſt ſind ſie; wohlan, ſo laßt's Euch ſchmecken!"

Und geſchmeckt hat der feine Biſſen.

„Greift d'rein, Ihr Bären, das iſt gewürztes Fleiſch!" ruft der Körnlein luſtig.

„Du Strolch!" ſagt der Zarb. „Haſt gegeſſen? Biſt ſatt?"

„Brautvater, Dir bring ich's!" johlt der Körnlein und fährt auf mit dem Brennwaſſernapf.

„Du Rabenaas!" ſchreit der Zarb, „ein Straßenräuber trinkt mir die Geſundheit nimmer."

Und ein Weilchen nachher hängt der Körnlein auf dem Birnbaum.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Während in der Alpenwildniß der Pfarrer Höllbart gemeinſam mit dem gewaltigen Zarb die ſtruppigen und ſtörrigen Schäflein hütete, ging's draußen in den Weiten heiß her. Der Hochſommer that es nicht. Neuen Krieg und Aufruhr gab es. Der Martin Luther ſoll wieder losgekommen ſein. Etwa bricht der Höllbart auch hervor mit Macht. Endlich droht er wahrhaftig aufzuſtehen, der furchtbare Antichriſt.

Im Mürzthale war allgemeine Wirrniß. Am Fuße des Gölk, wo die Reutung zu Rand geht, ſtand ein hölzernes Kreuz ſchier morſch am Fuße und nach links zur Erde geneigt. Der Chriſtus war zerbrochen und hatte keine Hände mehr. Ein Gott ohne ſchützende Hand, das war kein gutes Vorbedeuten.

Nicht die Ketzer hatten es gethan, wie am Frauenbilde im Ennsthale, ſondern die Zeit, die lange, böſe, gottloſe Bilderſtürmerin Zeit.

Hinter dem Kreuze ſtanden hohe, finſtere Schwarztannen. Und da hatte eines Morgens ein Mann aus dem Orte Krieglach geſehen, wie von den Aeſten dieſer Bäume große Blutstropfen niederhingen. Die Mär' verbreitete ſich thalauf,

thalab: Beim Gölkkreuze ist es gesehen worden, Blut schwitzen die Bäume. Das bedeutet Arges!

Solches war eine Mär'. Aber aus dem Ungarlande her kam eine Kunde, die ein lautes Schreckgewimmer hervorbrachte in allen Gauen. Der Türk' bricht wieder ein!

Ein Wehgeschrei gellt durch das Land. Zum Erzherzog Ferdinand dringt der Ruf, Ferdinand hält die Ohren zu. Was kann er thun? Sein Kriegsheer ist zerfallen; seine Schatzkammer ist leer. — „Und der blutgierige, wüthende, unser und unseres heiligen christlichen Glaubens Erbfeind, die Türken, welche viel christliche Länder, Städte und Festungen unter ihre Gewalt gebracht und so viel christlich Volk, das nicht zu zählen ist, todtgeschlagen, gefänglich weggeführt, schändlich mißbraucht und in ihre Dienstbarkeit gezwungen haben — sie wälzen sich wieder heran in unzähligen Schaaren."

Die Landstände ruft der Erzherzog. Die Landstände wissen Rath; es ist noch Mark im Lande Steiermark. Zwar ist das Volk am Bettelstab, der Adel ist arg geschwächt, aber die Kirche muß retten. Die Kirche hat große Güter im Lande, die Klöster haben gefüllte Schatzkammern. Religion und Kirche sind jetzo wahrhaft in Gefahr, so möge die Kirche zur Vertheidigung und zum Schutz ihr Schärflein geben.

Den vierten Theil der geistlichen Güter verlangt ein Manifest des Erzherzogs, nachdem er „sein eigen Vermögen dargestreckt. Allein, das reicht gegen die große Macht der Türken nicht aus, auch mögen unsere Länder und Leute die Last wie bisher nicht länger ertragen. Man ist also bedacht, nachdem die Gefahr am meisten unseren heiligen christlichen Glauben betrifft, lieber einen Theil der Güter und Gülden der Gotteshäuser und Klöster zur Rettung unseres heiligen christlichen Glaubens und zur Erhaltung des übrigen Theiles

derſelben anzugreifen und zum Widerſtande gegen die Türken zu gebrauchen, als zuzulaſſen, daß der Türk' nicht nur die Gotteshäuſer und Klöſter und deren Güter in ſeine Gewalt bringe, ſondern auch die chriſtlichen Leute todtſchlage und von dem heiligen Glauben bringe."

Dieſes Schriftſtück entfachte den Seelenſturm im Lande von einer neuen Seite.

„Die rechtmäßigen Kirchengüter ſollen verſchachert werden?" rief der geiſtliche Herr von Spital bei einem Concilium in der Neuperger Abtei, „alſo kein anderes Geld mehr im Land? Die Kirchengüter rauben und damit die Heiden ſchlagen wollen, ha, ha, das iſt jetzo neuer chriſtlicher Landesbrauch. O, der Erzherzog rechnet hinter des Wirthes Rücken und er verrechnet ſich. Soll die Kirche ſchon geplündert werden, ſo iſt's beſſer, der Heide thut's, denn der Chriſt!"

Und ſie vereinigten ſich: „Der Ferdinand mag zehn ſolche Befehle ſtellen, wir geben nichts. Kommt es auf der Kirche Gut an, ſo mögen die Türkenhunde dreinfahren und die ganze erzherzogliche Bettelwirthſchaft verſchlingen. Der Herr wird das Seine zu ſchützen wiſſen!"

Der landesfürſtliche Erlaß ſcheiterte an dem ehernen Sinn der Geiſtlichkeit.

Verlegte ſich Ferdinand im Angeſichte der ſchrecklichen Gefahr dann auf's Bitten: die ehrwürdigen Stifte und Klöſter möchten doch für's Wenigſte eine Anzahl Krieger ſtellen und beſolden.

Was? Als Söldnerknechte will er die Prieſter einhertreiben gegen die heidniſchen Beſtien?

Der Clerus verweigerte Alles und blieb bei dem Wahlſpruch: Gott wird die Seinen zu ſchützen wiſſen. So tapfer und opferwillig die Geiſtlichkeit in früheren Jahren gegen den Feind der Chriſtenheit geſtritten hatte, ſo war ſie jetzt im

Drange des hereinbrechenden Lutherthums wie verwirrt und verkehrt. Der Kampf um das Dogma hatte sie verbittert und verhärtet.

Die Leute waren unstet und planlos. Der Bauer wollte nicht ackern und säen; in den Werkstätten wurden Kriegsgeräthe erzeugt. Auf der Heeresstraße stockten die Fuhrwerke. Kriegsknechte zogen zu einzeln oder in Haufen. Das waren zumeist verwahrloste Kerle, voll Lumpen von außen, voll Hunger von innen. Die Leute schlossen die Thüren vor ihrer Nase zu. War das ein Kriegsheer! Das sollte nun gegen die Türken ziehen und war ganz mittel- und muthlos. Es sind auch gar zu herbe Erfahrungen gemacht worden. Väter und Großväter hatten vom Türken erzählt und stets beigesetzt: „Thut nur beten, Kinder! Die Städte hat er niedergebrannt, viele tausend Personen hat er davongeschleppt. Und wenn er wiederum kommt, dann helf' uns Gott!"

So haben zahlreiche Sagen von älteren Türken-Einfällen und die Erinnerungen an neuere Niederlagen die Gemüther entmuthigt.

Sehr langsam und stockend bewegte sich der Strom der Krieger gegen den Semmering.

Bauern gruben zur Nachtszeit unter alten Bäumen in tiefen Felsschluchten ihr klein erspart' Schärflein oder ihre Hausgeräthschaften ein. Nur die Beile und Holzäxte wurden nicht verscharrt, sondern geschärft am Schleifstein.

Und die Geistlichkeit, ei, die that wohl auch das Ihre. Zuvörderst wurde der Preis des Meßopfers und des vollkommenen Ablasses herabgesetzt; auch die ärmsten Leute sollten der Gnadenmittel theilhaftig werden können, um gestärkt und gesegnet dem Feinde die Stirne zu bieten oder ihm wenigstens glücklich zu entkommen.

Pater Jonas war längst nicht mehr in der Gegend gesehen worden. Eine Weile in der Neuperger Abtei hatte er sich aufgehalten, und als der Türkenlärm nahte, da ging er, um sich und seine Blechbüchse wohl zu bergen, in einen stillen Winkel der hinteren Mürz. In dieselbe Gegend der heiligen Natureinsamkeit sind auch die gefüllten eisernen Kisten aus der Abtei gezogen.

Der Pfarrer von Krieglach war nach den seltsamen Vorkommnissen von seiner Stelle abgetreten. Der Gram um das verlorene liebe Kind zehrte an seinem Leben.

Der neue Pfarrer sorgte väterlich für die Gemeinde. Er ließ für's Erste aus Rom mehrere Gebeine heiliger Märtyrer kommen. Er ließ für das hinmodernde Göllkreuz, bei dem manches Mirakel schon geschehen war, aus fein geglätteten Baumstämmen eine Kapelle bauen.

Und in dieser Kapelle wahrte er ein Kleinod, wie solches vielleicht in der ganzen Welt nicht mehr zu finden war. Durch ein Wunder Gottes war es erhalten geblieben über tausend und fünfhundert Jahre, zum Troste der Gläubigen. Aus fernen Thälern her zogen Wallfahrer, um den Gnadenschatz zu sehen und im Geiste zu empfahen.

In der neuen Kapelle am Gölk, unter einem Eisengitter, in einem grauen, sorgsam verkorkten Fläschchen war der Athem des heiligen Josef. Ob wahr und echt? Danach fragte damals kein Mensch. Ei, doch! Der halbverzagte und grübelnde Gaberfranz that die Frage. Der Pfarrer hätte darob den Zweifler am liebsten ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Gläubigen. Vorläufig aber wies er nur entrüstet auf das päpstliche Siegel, mittelst welchem das Fläschchen verschlossen war. Das hat dem Gaberfranz genügt — er ist auf's Knie gesunken vor dem Gnadenschatz, hat brünstiglich gebetet.

So hatten die Leute doch etwelche Mittel gegen die Türkengefahr. Außerdem wurden Processionen gehalten zu Kirchen und Kapellen, die unserer lieben Frauen waren erbaut worden. Es herrschte damals noch der mittelalterliche Frauencultus, wenn auch nicht mehr in seiner ursprünglichen poesievollen Lieblichkeit wie voreinst, so doch noch in seinem berückenden Prang und Prunk. Die Bienen waren fleißig im Lande — meint der Chronist — allein sie konnten schier nicht genug Wachs aufbringen für Kerzen, die an Frauenaltären verloderten. Manches Gnadenbild, das vielleicht eben ein wenig minder sich der Neigung des Volkes zu erfreuen hatte, mußte schlicht mit Pechlunten vorlieb nehmen. Hinwiederum strahlte manch' mit Gold und Seide schwerbeladenes Bildniß in einem völlig wundersam berückenden Kerzenflammenglanz. Und mit solchen Bildnissen hielten sie Umgang an sonnigen Tagen, wie in finsteren Nächten, und Klag- und Bußgesänge schollen und von den Kirchthürmen klang es wie Sturmgeläute.

So haben sie sich gegen den Feind gerüstet.

Es vergingen Wochen um Wochen. Die Straße war leer; es war wieder stiller geworden. Nur von Raubhorden vernahm man zuweilen, die in den Wäldern des Teufelsstein ziehen sollten. Die Türkengefahr, meinte Mancher, sei auf die Fürbitte der Mutter Gottes vorüber. Aeltere Leute aber sagten: „Helf' uns Gott!"

— — — — — — — — — — — —

Es war Erntemonat, aber es gab nicht viel zu ernten. Der Türke hatte noch nichts zertreten, doch das Säen war ausgeblieben in dieser Zeit der Wirrsal und der Bittgänge.

Das Pürschhaus im Orte Krieglach stand leer; wildes Bohnengewinde rankte zu den Fenstern hinein. Die junge

Linde ſtand betrübt auf dem Hügel und ſie hatte — kaum die Hundstage vorbei — ſchon fahle Blätter.

Der Gaberfranz ging zuweilen vorüber und blieb vor dem Bäumchen ſtehen.

„Es ſind die Kirſchen kaum reif und dieſer junge Baum hat ſchon rothe Blätter. Was bedeutet das? Etwan iſt der Höllbart, der die Linde hat gepflanzt, umgekommen, und der böſe Feind hat ihm den Hals gebrochen?“

Mit dem böſen Feind meinte der Gaberfranz nicht den Türken, ſondern den leidigen Teufel ſelber. —

Der Höllbart war nun aber völlig verſchollen.

Von dem Gebirge des Schwab war zu dieſer Zeit ein gluthäugiger junger Mann niedergeſtiegen in die Thäler und war an die Ufer der Mürz gekommen. Er nannte ſich Lindolf. Seine Vorfahren hatten ſich länger denn ein Jahrhundert verborgen gehalten in einem Winkel des Gebirges. Aber in Lindolf war nicht der Sinn für ein beſchauliches Hirtenleben, ſein Hang ging in die Weiten und Breiten, nach großen, weltbewegenden Thaten der Menſchen. Die Idee von Vaterland und Vaterlandsvertheidigung war nicht in ihm. Aber Menſchen, denen Unrecht geſchah, da Feinde einbrachen in ihr Beſitzthum und nach ihrem Gut und Leben ſtrebten, ſolche Menſchen wollte er ſchützen; daher kam er niedergeſtiegen und trug in ſeinem Gurte jenes Beil, mit welchem er einſt die Aeſte für den Sarg ſeines Ahnen von den Fichten geſchlagen hatte.

Stetig zog Lindolf durch das Thal der Mürz und warb Streiter.

Ueber den Semmering und von den Waldungen des Alpſteiges her kamen Landſtreicher, Zigeunergeſindel und allerhand herrenloſes Volk mit ſeltſamen Geberden und

fremden Lauten. Das ist der Kehricht des großen Besens — die Geißel saust näher. Ueber die Haiden Ungarns fluthen die wilden Schaaren heran. Ein Gerücht fliegt durch das Thal: Vor Neustadt und Wien wallt der Roßschweif; auf dem Stefansthurme prangt der Halbmond.

Leute auf hohen Bergen hören an stillen Abenden von Aufgang her ein Donnern und dumpfes Pochen, wie von schweren Geschützen. Und einmal liegt durch die ganze Nacht ein mattrother Wolkenstreifen über den fernen Ebenen von Neustadt.

Rasender Schrecken im Lande. In den Schlössern und Flecken fluthet neu das Leben auf. Kinder und Kranke werden davongeschafft; Heerden werden aus den Pfrängern gejagt, als stünde Alles in Flammen. Und wahrhaftig Viele wollen den Brand schleudern in ihr eigenes Gehöfte. Der Caplan von Hohenwang sprengt auf einem Rappen durch das Thal und ruft zum Landsturm auf, was stehen und ringen kann. Er selbst trägt ein Schußgewehr und eine breite, blinkende Scheiterspalte auf der Achsel. Mancher will dem Priester die Hände küssen. Mancher kniet betend vor dem Waldkreuze. „Freund!" ruft ihm der brave Mann zu, „jetzt ist keine Zeit zum Knieen. Brecht die Kreuzpfähle vom Weg und drescht damit die Türkenschädel nieder!"

Ein fliegender Befehl ruft jeden zehnten und fast gleichzeitig jeden fünften Mann zur Wehr. Der Klerus erschließt nun Kirchen und Klöster: nehmt, nehmt den vierten Theil, nehmt Alles, was Ihr findet, nur rettet! — Wie starren die kahlen Bilder von den Altären so schreckhaft nieder! Wie prunken die goldenen Leuchter und Gefäße und Monstranzen! Aber Waffen! Waffen! — Mit Gold und Silber streitet man jetzt nimmer.

In solcher Wirrniß lodern in einer sternlosen Septembernacht auf den Bergeshöhen die Lärmfeuer. Der Feind ist in's Land gebrochen. Kreuthschüsse hallen durch das Thal, durch die Engen der Mur hinab gen Grätz.

Auf den Zacken der Kamp, auf der Spitze des Königskogels, auf dem Gölk, auf dem Wartberge steigen die Feuersäulen empor — weithin die Noth verkündend. Aber der Türke ist andere Nachtlichter gewohnt, das zeigt der blutige Schein, der breit und hoch im Gewölke des Himmels leckt.

Im Thale der Mürz stehen die Dörfer leer. Wer sich nicht zum verzweifelten Widerstande gerüstet und gerottet, der ist auf der Flucht in die Wälder und Einöden. Mancher hat vor seiner Flucht noch Kalk, Stroh und Tannenzapfen in den Fluß geworfen, um durch dieses Zeichen den unteren Gegenden die Gefahr zu künden.

Auf dem Gölk im Dickicht ist ein wunderlich Lager aufgeschlagen, ein Lager voll ächzender Kinder, weinender Weiber und betender, fluchender Männer. Einer oder der Andere starrt hinab in das Thal. Ein einzig Lichtlein flimmert noch im Orte Krieglach. Das ewige Licht in der Kirche ist es nicht, das ist verloschen. Wer denn ist der Tollkühne, der daheim die bösen Gäste erwartet? — Ei, der flieht nimmer. In der Todtenkammer liegt er und noch ist das Oel nicht alle, das ihm die Fliehenden in die Lampe haben gegossen. Der Mann ist gestorben aus Gram um ein verlorenes Kind; — er ist seiner Tage Priester gewesen — der alte Pfarrer von Krieglach.

So wie die Lagernden auf dem Gölk heute, so haben vor Tagen zwei Menschen hinabgeblickt in das Thal und auf den friedlichen Ort. Ach, die Zeiten sind stürmisch, jeder Tag

ſchlägt andere Wellen, und die Hochfluth raſt dahin — und an den vertriebenen Mathes hat heute kein Menſch mehr gedacht.

Es wird Morgen, ein ſchöner, thaufunkelnder Morgen. Die Vöglein jauchzen auf den Wipfeln, aber die Leute deuten den Frohgeſang für Klage- und Hilfegeſchrei. Darum geht heute noch die Sage, die Schwalben hätten laut geweint an demſelbigen Tage und ſeien davongezogen, und da hätten die Leute geſagt: „Jetzt iſt's vorbei mit dem Leben, jetzt ſind auch die Vöglein davon, die das Glück bedeuten!"

Da, der Morgen iſt hell geworden, biegen die Flüchtlinge das Geäſte auseinander und blicken hinab. Was ſie nun ſehen, ſie erſchrecken nimmer davor, ſie ſind darauf gefaßt geweſen.

Die Straße unten iſt nicht mehr weiß und grau, ſie iſt braun, roth, blau, wogt und ſchillert lebendig in allen Farben. Ein ſeltſames Klingeln und Schrillen und Pfeifen dringt herauf und zuweilen ein ſcharfer Schrei, wie ihn ſo gellend und durchdringend keines Aelplers Kehle vermag auszuſtoßen.

Um den Ort Krieglach ſchwärmt es wie eine aufgeſtöberte Ameiſenbrut, und aus allen Schornſteinen ſteigt Rauch auf. Von Stunde zu Stunde wächſt das Dorf, bunte Zelte ſteigen wie aus der Erde hervor, und auf den Gipfeln derſelben flattert der Roßſchweif, funkelt der Halbmond.

Im Thale der Mürz herrſcht der Türke.

Nimmer zu beſchreiben ſind die gräulichen Schaaren, die außer dem Bereiche des vor Wien aufgeſchlagenen Hauptlagers, nun ihre eigenen Herren, im Gebirge zuchtlos walten, thieriſch wüthen. Die Mongolen mit den gelben Geſichtern und den großen Backenknochen, die Tataren mit den lüſternen Glotzaugen, „emporgeſtiegen aus dem nächtigen Tartaros",

die bärhaarigen Jakuten, die halbnackten Baſchkiren, verſchiedene Sprachen grunzend und ſchnaufend, ſich gegenſeitig ſelbſt kaum verſtehend. Die weißmänteligen Janitſcharen haben es vergeſſen, daß ſie Chriſtenkinder geweſen, ſind ſo wild wie die Anderen.

Welch' ein Geheul, welch' ein Blaſen und Trommeln und Scheibenſchrillen, und welch' ein ſeltſames Tanzen und Springen! Herren im Lande ſein! Ei, das wiſſen gar die wiehernden Roſſe, die blökenden Kameele. Das entfacht den Uebermuth, und der Eine ſticht mit dem langen Speer des Kameraden blutrothen Turban vom Haupte. Etwan giebt es eine Bruſt zu durchbohren, die ſich trotzig entgegenſtellt, oder es iſt mit dem Krummſäbel ein blondlockig Haupt abzuſchlagen unter den Kindern des Landes.

Pfeile ſchwirren in der Luft wie Heuſchrecken zur Erntezeit. Und durch all' das hin huſchen braunkittelige Derwiſche und verkünden Gebetſtunden und rufen den Allah an.

„In Gottesnamen" iſt all' das Schreckliche geſchehen hüben und drüben.

Reiter ſprengen in kreuz und krumm, ſprengen gegen vereinzelte Gehöfte, ſprengen gegen die Schluchten von Hohenwang hinan.

Finſter und trotzig ſteht die Burg auf dem Berge. Keine Fenſtertafel glitzert, kein Fähnlein wallt. Still und leblos ragt die Veſte. Ein Häuflein Rothmäntel klettert den Berg hinan, klettert katzenhaft behendig den altersgrauen Wall empor; da bricht das Wetter los. Steine hageln, qualmende Ströme von Pech regnet es nieder, dumpf und derb donnern die Flüche der wackeren Ritter und Knappen. Die Anſtürmer purzeln, kollern in den Burggraben oder fliehen den Berg hinab und miſchen ſich unter die Schaaren.

O, der alten Burg ſoll es nicht geſchenkt ſein. Mit den braunen, blutkruſtigen Fäuſten drohen ſie, die ſchneeweißen Zähne fletſchen ſie der Veſte empor: „Dir wird nimmer der Mond voll!“ —

Zu jener Zeit iſt es nicht aufgeſchrieben worden, was unſeren Vorfahren geſchehen iſt. Aber ein Dornenkranz von böſen Sagen iſt zu uns herübergekommen.

Sengen und brennen, das thut jeder Feind, wenn es in ſeine Feldzugspläne paßt; aber Ohren- und Fingerabſchneiden, blenden, ſchinden bei lebendigem Leibe — das hat nur der Barbar aus dem Morgenlande gethan, und die Feder ſträubt ſich, es zu buchen, was die Voreltern gelitten.

Im Kirchlein am Hauenſtein wird die heilige Katharina verehrt. Sie ſteht mit einem langen Schwerte auf dem Altare. Sie iſt eine Patronin gegen Feindesgefahr. So hatte ſich — der Sage nach — denn in jenen traurigen Tagen aus dem Thale der Mürz Alles in das Hauenſteiner Kirchlein geflüchtet, das hinter den Wäldern des Alpſteiges gelegen. Und einmal, während des Bitt- und Bußgottesdienſtes ſei Sanct Katharina plötzlich nicht mehr auf dem Altare geſtanden. Da wäre große Troſtloſigkeit geweſen unter den Andächtigen: Jetzt iſt auch unſere Schutzpatronin fort, jetzt müſſen wir verderben! — Aber als der Prieſter den Leib des Herrn habe emporgehoben zur Wandlung, da ſei die Heilige neu verklärt wieder auf ihrem Platze geſtanden und von dem Schwerte ſei helles Blut getropft. Zur ſelben Stunde aber ſei der heranziehende Türke durch eine unſichtbare Macht wieder zurückgeworfen worden in das Thal der Mürz.

Uns lehrt die Sage nur, daß der Feind in die Gegend von Hauenſtein und der wilden Teufelsſteinwälder nicht

gekommen ist. Um so länger und gräßlicher haben Soliman's Raubhorden an der Mürz gewüthet.

Beherztere Flüchtlinge wagten sich endlich wieder hervor aus ihren Verstecken und meinten: Wenn ich flehe, daß ich wieder ruhig wohnen dürfe unter meinem Dache, meiner Kinder, meines kranken Weibes willen, wenn ich beschwöre, daß ich ihnen nichts in den Weg legen, friedsam mit ihnen leben wolle, so werden sie Erbarmen haben. Es sind ja doch auch Menschen.

Aber was für Menschen! klagt ein Chronist, wären es lieber rasende Thiere gewesen, die ihre Opfer sofort in tausend Stücke zerrissen hätten. — Aber die Barbaren legten den Armen eiserne Ringe um den Hals und schleppten sie von dannen. Manches Häuflein wackerer, handfester Männer that sich zusammen und fuhr mit Aexten und Morgensternen auf Leben und Tod in die fremden Schaaren. Sie haben viele der steierischen Erde hingeschleudert; aber Tod oder Gefangenschaft ist ihr endlich Los gewesen. Jeder den eisernen Ring um den Hals, in langen Ketten aneinander geschmiedet, wurden sie davongeschleift, während die Heimstätten in Flammen loderten.

Wie rührend klagt eine Urkunde aus jenen Schreckenstagen:

„In der unteren Gegend haben die Türken sieben Häuser verbrannt; ist alles Trait und Hausrath verbrunnen. — Dem Freisleben Jörgen haben die Türken sein Weib mit zwei Kindern und große Dirn weggeführt. — Dem Hans Kneissel haben sie einen Knaben weggeführt, ist sein Sun gewesen. — Dem Bogner Andree haben die Türken sein Weib weggeführt, ist hoch schwanger gewesen. — Der Gemeinschusterin ist ein Dienstdirnl weggeführt worden. — Dem

Erhart ist eine große Dienstdirn weggeführt worden. — Der Sand Hannes ist von den Türken verbrennt worden. — Den Kirchen haben sie an Bildern, Meßgewand und Anderem großen Schaden than und das hochwürdige Sacrament auf die Erden getreten. — Dem Peter Mängel haben sie seinen Vetter köpft. — Dem Munssen Jackel haben sie Haus und Hof verbrennt und seine Mutter köpft. — Dem Bauer Hans steht sein Hof noch, aber die Türken haben ihm Roß und vier Kinder weggeführt. — Dem Schmied Jeckel steht sein Hof, aber die Türken haben ihm das Maul von einander gehackt. — Die Gstettnerin Wittib ist hart von den Türken verwundet und ihr Sun weggeführt worden —" Und so weiter, eine erschreckend ausführliche Liste aus dem unseligen Jahre.

Von dem Kirchensprengel Krieglach allein achthundert Personen in die Sclaverei fortgeschleppt! so erzählt heute noch eine Inschrift in benannter Kirche.

Die noch übrigen Flüchtlinge in ihren Alpenverstecken haben vergebens auf das kaiserliche Heer geharrt, das endlich siegreich sie erlösen möchte. Aber des Landes zerrissene Kriegsmacht wußte kaum die Burgen und Städte zu schützen. Das Landvolk war sich selbst überlassen, um auf Noth und Tod mit dem Ungeheuer zu ringen.

Heldenthaten sind geschehen. Jeder Bauer erschlug der Türken drei, und sein Weib deren zwei, lautet eine Urkunde. Und Lindolf mit seinen wenigen Genossen hat manche böse Scharte gerissen in den Haufen des Feindes. Einmal war er bereits gefangen und entwaffnet, da erwürgte er den Wächter mit dessen eigenem Roßschweif, bemächtigte sich wieder der Streitaxt und schlug sich eine Gasse bis zu den Seinen.

Da war es eines Morgens, daß vom Semmering her, inmitten zahlreichen Troſſes, zwölf bartloſe Geſellen in gelben Kitteln ein buntes, klingelndes Gezelt herantrugen.

„Das iſt der Soliman oder ſein Schatz!“ meinten Einige, und es glühte und zuckte die Kampfluſt. Da führte Lindolf die Schaar ſeiner Getreuen auf Umwegen durch dichtes Strauchwerk, und dem Zuge nahekommend rief er zum Anſturme. Mit Hurrah ging's aus dem Dickichte hervor; die Deckung des Zuges wurde durchbrochen, die Gelbkittel zum Theile niedergemacht, und ein wilder Recke führte einen blinden Schlag in das Gezelt, welches in den Staub der Straße ſtürzte.

Mit einem mächtigen Ruf gebot Lindolf Einhalt, denn in dem Zelte ſaßen zwei Frauen, wovon die eine am Haupte getroffen bereits in die Ecke geſunken war, während die andere mit einem gellenden Schrei auf die Sterbende hinſtürzte.

Im nächſten Augenblicke war das Gezelt zerriſſen in tauſend Fetzen, aber ſchon nahten feindliche Rotten und Lindolf hatte nur noch Zeit, die eine unverletzte Frauengeſtalt um die Hüften zu faſſen und mit ihr in das dichte Geſträuche der Waldſchlucht zu fliehen. Seine Genoſſen folgten ihm und brachten auch noch einen grinſenden Gelbkittel mit.

Und die Türken fanden auf der Straße einige geſpaltene Schädel, ein zerriſſenes Gezelt und ein todtes Weib. Wohl brachen ſie wüthend auf zur Verfolgung; aber Lindolf war bereits im Schutze des Hochwaldes und der Felſen, und vor ihm auf dem Flechtwerke des Mooſes lag ein ohnmächtiges Mädchen von wunderbarer Schönheit.

Es war im zarten Kleide und im reichen Schmucke einer Königin. Schwere Perlenketten lagen über dem milden Buſen, und in dem loſe wallenden, glänzend ſchwarzen Haar

lag ein Band, in welchem ein Frühling von buntleuchtenden Edelsteinen blühte. Ueber das Angesicht ging ein weißer zarter Schleier, einen doppelten Reiz über die feinen ausdrucksvollen Züge gießend. Die Wangen waren rund und blaß, zwischen den halb offenen Lippen schimmerten schneeweiße Zähnchen, aber kein Athemhauch war zu spüren.

Ueber Lindolf's Stirne ging eine Röthe wie Blitzeszucken; er riß einen Kümmelstamm ab, zerrieb die Rispe desselben zwischen den Fingern und hielt die zerquetschten Körner der Ohnmächtigen unter das feingeformte Näschen. Der stechende Geruch wirkte, das Kind schlug die Augen auf.

Und als Lindolf in dieses große, tiefschwarze Auge sah, vergleichbar mit einer Sommernacht, in welcher Wetterleuchten zuckt — da wurde ihm ein Traum aus frühester Kindheit wach; es war wie Mutteraugengruß aus morgenländischer Heimat. Gleichwohl in den Bergen des Nordens geboren, lebte der orientalische Blutstropfen des Stammes nach ungezählten Jahren endlich in diesem Manne wieder auf.

Als das Mädchen die fremden Männer sah, da schien es seine Lage sogleich zu erkennen. Hastig griff die kleine rechte Hand nach einem schmalen, scharfen Messerchen, das im Gürtel stak, doch Lindolf fing den Arm auf und steckte die gefährliche Waffe zu sich. In demselben Augenblicke fuhr die Gefangene mit der Hand nach der Perlenschnur, die sie am Halse trug, und zog dieselbe zusammen. Lindolf hatte Mühe, den schönen schlanken Hals von der mörderischen Schnur zu befreien.

Und als sich das Kind so in Allem überwunden sah, schloß es trotzig den Mund und schloß das Auge, als sollte der Feind nimmermehr in seine Seele schauen. Kein Laut und keine Thräne war hier aus diesem Wesen noch gedrungen.

Wie ein Marmorbild lag es jetzt da, und es war, als ob ſich dieſes Leben ſofort gefügt hätte dem eigenen Willen — zu ſterben.

Der Jüngling aus dem Gebirge des Schwab, über das Begebniß auf alles Andere vergeſſend, beſchloß nun, ſeine wunderſame Beute in volle Sicherheit zu bringen.

Auf einer Sänfte aus Lärchengeflecht trugen die Männer das Mädchen über Berg und Thal. Der Zug ging gegen die Hochwälder des Teufelsſtein. Und Lindolf folgte der Sänfte.

— — — — — — — — — — — —

In den Haufen des Feindes war große Verwirrung. Planlos ſchoſſen ſie umher, nach der Entführten zu fahnden. Das erſchlagene Weib hüllten ſie in koſtbare Tücher und führten es in einem hohen, ſchwankenden Wagen davon. Ein großer Theil des Heeres folgte dem Wagen, ein anderer zog, da er die Jagd nach der Entführten als fruchtlos erkannte, mit zahlloſen Gefangenen ab.

Aber der Ausſatz blieb zurück; ein wild umherſtreifendes Mordgeſindel, zahllos, wie die Kohlraupen jenes Herbſtes, untilgbar und grauenhafter noch wirthſchaftend als die eigentlichen Henkersknechte des fürchterlichen Soliman. Sie haben den Raub des ſchönen, jungen Weibes arg gerächt.

Gegen Ende des Monats September gab es an den Ufern der Mürz nur mehr Brandſtätten und Leichenhügel. In demſelben Jahre ſind in der Mürz die Forellen verdorben.

Die Leute ſagen, das Waſſer ſei zu trüb und blutig geweſen.

Der Gaberfranz lebte noch, aber die Seinen waren zugrunde gegangen. Er hatte das Würgen geſehen und war

darüber irrsinnig geworden. Da hatte er eines Tages an der Gölkkapelle eine brennende Opferkerze unter den Dachstuhl gehalten, bis die Flamme in dem Gebälke sich mehrte. „Hast schon kein Auge und Ohr für der Menschen Bitten und muß Alles verbrennen und versterben, so sollst du auch selber verbrennen und versterben!“ Er sprach's zum Marienbilde, als es das Feuer schon umzüngelte. Und der Athem des heiligen Josef ist auch verbrannt — hört ihr es hallen im Walde? Das ist das Lachen vom Gaberfranz.

Als dann in einer der nächsten Nächte die Burg Hohenwang in Flammen stand, daß das ganze weite Thal in rothem Scheine lag, da lachte der Alte wieder.

Als hierauf ein Rudel menschlicher Bestien mit den kupfernen fletschenden Galgengesichtern, zerzausten Roßschweifen und blutrostigen Krummsäbeln durch die Gegend strich, nach Menschen jagend, Fangschlingen über sie auswerfend, da lachte der Gaberfranz. Und als sie die winselnden Gefangenen hin gegen die Kirche von Krieglach zerrten, deren altes Gemäuer noch unversehrt aufragte mitten in den Aschenstätten, und als die Barbaren das Gotteshaus vollpfropften mit den unglücklichen Opfern, die für einen grausamen Tod oder für ewige Gefangenschaft bestimmt waren — da lachte der Gaberfranz. Sein Lachkrampf trieb ihm Thränen aus den Augen.

Und als endlich zu ihm selbst eine pfeifende Fangschlinge herantanzte und er mitten in einer johlenden Rotte hastig zur Kirche zappelte, in die ächzende Menge hineingeschleudert wurde und die schwere Thür hinter ihm zufiel — da lachte der Gaberfranz ganz gewaltig.

Die Türkenhaufen hatten aus Rache gegen Hinterlist und Widerstand, so sie erfahren, und besonders durch den Ueberfall jenes Tragzeltes erbittert, beschlossen, vor ihrem

Abzuge noch eine That zu verüben, die ihres abendländiſchen Kriegszuges würdig ſein ſollte. So hatten ſie die Kirche vollgepfropft mit Menſchen, in der Abſicht, ſie mitſammt dem Baue zu verbrennen.

Raſender Wahnſinn, wilde Verzweiflung, dumpfe Ergebung herrſchte in der wettergrauen Pfarrkirche, die nun ein grauenhaft Gefängniß geworden war. War hier nicht die Gemeinde, ſowie das Geſchlecht der Vorfahren gelegen auf den Knieen im Gebete: „Herr, erlöſe uns von dem Uebel!“ Und das Uebel war doch gekommen und unendlich furchtbarer als je hätte geahnt werden können.

Darum lachte der alte Gaberfranz ſo ſehr.

Noch einmal umarmten ſich hier Mann und Weib, Mutter und Kind — die Stunde der Trennung war ſo nahe. Ein fieberndes Wogen und Schnaufen und Stöhnen war in der Menge — aber kein Weinen mehr. Wer hätte noch Thränen in ſo ſpäten Tagen?

Mancher lehnt in ſtummer Wuth am Altartiſche und ſtarrt zu den hohen vergitterten Fenſtern auf. Manches holde Mädchen kauert an der feuchten Mauer eines finſteren Winkels und wimmert vor Kälte und Scham. Nicht um Befreiung, ſondern um einen einzigen Lappen fleht ſie, ſich zu bedecken. Ein Burſche, in Fiebergluth raſend, jauchzt auf und ſtrebt nach dem Mädchen mit ſchäumenden Lippen. Auf der Wand ſteht Sanct Bartholomä, des Schlachtmeſſers Märtyrzeichen in der Hand. Nach dieſem Werkzeuge haſcht das unglückliche Kind und fährt damit gegen die Bruſt; aber das gleißende Ding aus morſchem Holze bricht zu Moder, anſtatt erlöſend in das Herz zu dringen.

Die Thüre knarrt! Nahen die Barbaren? Ein kugelrundes Pfäfflein wird hereingeſtoßen. Noch an der Pforte

verhandelt es beredt mit den Schergen; allen Ablaß giebt es gerne, koſtet ihnen keinen Heller, nur martern und brennen, das ſollen ſie ihm nicht anthun, um Gotteswillen!

Die Heiden werfen die Thüre in das Schloß.

„Hei!“ ſchreit der Gaberfranz, „der Pfaff wär' jetzt auch da; die Gemeinde iſt ſchon beiſammen. Läutet zur heiligen Meſſ'!“

„Wehe!“ ruft der Mönch — es iſt der Pater Jonas, den ſie aus ſeiner Waldklauſe hervorgeholt haben — „wehe!“ Wiſſet, was die Heidenteufel draußen thun! Holzwerk ſchichten ſie um die Kirche. Wir all' miteinander werden lebendig gebraten!“

Da tönt ein bebender Schreckruf aus Aller Lippen; aber der Gaberfranz ſchreit: „Ehrwürdiger Herr, Ihr habt ſo vortreffliche Abläſſe gegen das Fegefeuer, iſt keiner darunter, der Erdenfeuer löſcht?“

Hinſinkt der Pater vor den geſchändeten Altar: „Herr, erbarme Dich unſer!“

„So bring' das Meßopfer!“ ruft der Wahnſinnige; „wo iſt das Gotteslamm? Du frommer Mann, biſt ja der Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen! Haſt Dich doch dafür bezahlen laſſen, ſo hilf uns jetzt und ſei kein Schurf'! — Hei, wie er zittert und kriecht! Herr, erbarme Dich unſer! Das ſagt ſich leicht, dazu brauch' ich kein Pfaff zu ſein. Hörſt, geiſtlicher Herr, Du biſt ein jämmerlicher Wicht, wie wir all' miteinand'.“

Bald darauf ſaß der Franz im Beichtſtuhl: „Keinen ſprech' ich los von Sündennoth, ſo lange er noch Athem hat. Der Athem iſt die Sünde und der Tod iſt die Buße!“

Dann wieder rief der Wahnwitzige von der Kanzel herab: „Auf, Brüder, morgen geht's in's heilige Land!“ Und

er erraffte ein Crucifix: „Auf, zum Kreuzzug! Verbrennet die Ketzer, ſchlachtet die Heidenhunde, erobert das heilige Grab! — Hahaha!“ lachte er dann. „So fromm und tapfer ſind nur unſere Väter geweſen, und die Türken bleiben uns nichts ſchuldig, und an Allem biſt Du Schuld, Geſpenſt!“ Er ſchleuderte das Crucifix auf das Steinpflaſter nieder.

Da wurde in der Menge das Entſetzen noch größer.

„Ite missa est!“ ſang der Alte. „Jetzt könnt Ihr nach Hauſe gehen! — Ei, was das für eine fromme Gemeinde iſt, bleibt den ganzen Tag in der Kirch' und im Wirthshaus geht's ſo luſtig zu!“

„Werft den Läſterer von der Kanzel herab!“ rief der Mönch.

„Und ſteinigt ihn!“ ſetzte der Gaberfranz bei, „ſteinigt ihn, er iſt der Höllbart!“

„Wohl!“ ächzte der Pater, „der Höllbart iſt an Allem Schuld. Dieſe Kirche hat er entweiht, dieſen Altar hat er geſchändet, ſo iſt Gottes Geißel über uns gekommen.“

In demſelben Augenblicke verfinſterte ſich der Kirche Raum, ſchwarzer Rauch qualmte an den Fenſtern auf und draußen hetzte die wilde Horde.

Ein hundertſtimmiges Jammergeſchrei hallt auf, aber das Kniſtern und Knattern des Feuers iſt lauter und ſchrillend ſpringen die Fenſter und die Rauchmaſſen qualmen herein.

„Gebt Acht!“ ſchreit der Franz, „jetzt iſt's bald überſtanden!“

Alles drängt gegen das Thurmgewölbe. Tief in einer Mauerniſche ruhen unter Flitter die Gebeine eines „heiligen Leibes“; dieſe zerrt der zähneklappernde Mönch heraus, daß das Rauſchgold flattert, und kriecht ſelbſt in die Niſche.

Da tönt auf dem Chore plötzlich voller Orgelton. Man weiß schon lange nicht mehr, daß der Franz die Tasten spielen kann; aber unsäglichen Trost senkt der helle Klang in die Herzen und wie aus einem Munde stimmen die Gefangenen das uralte deutsche Kriegslied an:

„Verlass' uns nicht, wenn Unkraft uns befallen,
Wenn unser Muth entfleucht, sei Stab uns Allen.
O, gieb uns nicht dem bitteren Tod zum Raube,
Barmherziger Gott, Du unser Hort und Glaube!
Heiliger Gott! Heiliger starker Gott!
Heiliger unsterblicher Gott, erbarme Dich unser!"

Und siehe, da sie noch sangen, erhob sich plötzlich von außen ein mächtiges Geheul, und ein Gebrüll war zu hören, als nahe ein Löwenrudel der Wüste. Ein paar Schläge fielen auf das Kirchenthor, daß die Mauern bebten, und die Pforte flog berstend auf und hinaus, hinaus in den freien Tag drängt die Menge.

Auf dem Kirchhofe entbrennt ein mörderisches Schlachten. Ein Haufe wildbärtiger, hünenhafter Männer, die Niemand kennt, ist herangefahren aus den Wäldern und wüthet nun mit wuchtigen Keulen und langen Messern im Türkengezüchte. Das heult und purzelt und flieht.

— — — — — — — — — — — —

Und als die Flammen ohnmächtig an den Kirchenwänden verloschen, waren kaum zehn lebende Türken mehr im Orte.

Die Befreiten lagen auf den Knieen und konnten wieder weinen.

„Daniel, Daniel!" rief der Gaberfranz, „sind Deine Engel auch solche Wildbären gewesen?"

Der Mönch lehnte an einer Mauerstätte und betete — betete wahr und im Herzen, wie vielleicht noch nie.

Da stürzte einer der riesigen Wildlinge mit geschwungener Keule auf ihn heran: „Der auch noch nieder, weil wir heut' schon d'ran sind!"

Aber ein Anderer fiel ihm rasch in die Arme: „Halt' ein, Zarb, und laß des Mordens genug sein!"

Ehern war der Ruf und der Riese ließ die Keule sinken.

„Herr Jesus, das ist er!" schreit plötzlich der Wahnsinnige d'rein und fällt, von einem schwirrenden Pfeile getroffen, auf die Erde.

Alles drängt sich an den Mann, der den Schlag gegen den Mönch verhindert hatte, und ein Murmeln geht: „Das ist der Höllbart!"

Wir müssen nun noch einmal in die Teufelssteinwälder hinein und einen kurzen Rückblick thun.

Wir kennen den Zarb; in dem war ein herber, aber menschenechter Kern. Wir kennen den Höllbart und haben bereits sein Streben angedeutet, auf die Waldleute und besonders auf den Sabin einzuwirken.

So war ein Plan der beiden Männer gereift; und eines Tages, als seit seinem Waldleben der Kreis der Jahreszeiten einmal um war, predigte Höllbart auf der Wiese einen Zug gegen die Türken.

Diese Predigt unterbrachen sie: „Was schiert uns der Türk! Recht hat der Türk!"

Da sah es der Zarb wohl ein, das war ein böses Leben mit diesen Gesellen. Sie sind nicht zu führen und zu leiten; der Eine fährt rechts, der Andere links; der Eine ist ein Taugenichts, der Andere ein Raufbold, der Dritte ein Dieb,

der Vierte ein Heuchler und Schleicher, der Fünfte ein sonstiger Galgenstrick. Und gesetzt, sie hielten zusammen und der Zarb wäre ihr Hauptmann — was weiter als eine Bande, vor der die Pfaffen und Herren könnten zetern: „Seht den Volksaufrührer Zarb, ein Räuberhauptmann ist er geworden!"

In einen Verbrecherkranz hat sich der Sabin verflochten. Ohne Zweifel, er führte die Herrschaft, aber zu Zeiten war ihm übel zu Muthe. Der Strang war kein Halsband nach seinem Geschmack, und das war kein Leben für seinen Tochtermann, Wandolf den Schützen.

Der Mann hatte viel Kraft und Muth, und seiner Erscheinung Gewalt war hinreißend; aber er hatte den Scharfblick nicht, um einen Pfad zu finden, der ihn aus finsterem Walde wieder hinausgeführt hätte.

Höllbart mit dem hellen Blick und mit der treuen Hand hat ihm diesen Pfad gezeigt.

Aber die Wildlinge hatten gerufen: „Was schiert uns der Türk! Der Türk hat Recht!"

Doch an dem Plane weiterbauend ließen es die beiden Führer Tage und Wochen anstehen. Mittlerweile kam manche böse Post aus dem Thale der Mürz. Und eines Abends, als schon die große rothe Mondscheibe hinter den schwarzen Wipfeln heraufstieg, nahte die Wiese heran ein seltsamer Zug.

Lindolf's Mannen kamen mit der Sänfte, und ein blöder Gelbkittel kam mit. Und Lindolf war auch dabei und bat vor dem Hause des Zarb um Hort und Schutz für das schöne Türkenkind.

Die Waldteufel strömten zusammen und heulten vor Befriedigung über die junge Türkin, und selbst der Zarb streckte seine Hand aus, man weiß nicht, ob zur Rache oder zum Begehr.

Kaum hatte Lindolf den so sehnlich gesuchten Schutz erlangt, da kam Höllbart, der den Sohn des gastlichen Hauses auf dem Schwab sofort erkannte, und der auch andere Gründe hatte, ein strenges Wort hier zu reden. Er wies darauf hin, daß man diese erbeutete Türkin wahren und hüten müsse wie einen Augapfel, daß gewiß ein großes, ja vielleicht ein ungeheures Lösegeld dafür gezahlt werden würde.

Das leuchtete den Gesellen ein, sie wichen zurück und begnügten sich nur mit dem Ansehen des wunderlieblichen Menschenbildes, das auf der Tragbahre bewegungslos lag und die Augen geschlossen hielt.

Das blasse Mondlicht übergoß die Gestalt, und die Perlen und die Diamanten funkelten hell, und das Antlitz war weiß. Aber ein grünes Heidezweiglein zitterte doch vor dem Athemhauch des zarten Mundes.

Lindolf hatte mit einem unsäglich innigen Blick dem Höllbart für sein Wort gedankt.

Hierauf wurde die Sänfte in das Haus Höllbart's gebracht und daselbst in eine Kammer gestellt. Ein frisches Binsenlager war hier und eine weiße Leinwand darüber; allein das Mädchen wendete sich widerwillig davon und blieb auf der Sänfte ruhen. Sanna nahte und brachte der seltsamen Gastin Ziegenmilch; diese wurde verschmäht. Hilla war noch auf und kam mit einem Körbchen, in welchem die köstliche Frucht des Waldes, die Preißelbeere war. Das fremde Mädchen schlug auch diese Gabe aus und schloß stets Augen und Mund.

Um so gieriger jedoch fiel der Gelbkittel über die Ziegenmilch her und auf seinem glatten aufgedunsenen Gesichte lag die Lust des Gesättigtwerdens. Dieser Gelbkittel war einer jener Männer, wie sie sich der Beherrscher Kleinasiens aus-

erlesen und zubereitet hatte zu Hütern seiner Frauen. Als das Vollgesicht nun gesättigt war und merkte, daß ihm hier nichts Böses bevorstand, hub es an zu schwätzen; das war türkisch, aber es gab zum Erstaunen der Umstehenden viele deutsche Worte darunter. Und als der Türke dann noch mehr Milch getrunken und auch Waldobst gegessen hatte, wurde er durch Lindolf und Höllbart ersucht, von sich und der schönen Jungfrau, die seine Herrin war, zu erzählen.

Der Gelbkittel war wohl unbeholfen im Erzählen, besonders in deutscher Sprache, und er mußte sich oft mit Mienenspiel behelfen. Demungeachtet gab er genügend Aufschluß über die Dinge.

Er deutete denn an, daß er Hassim heiße, auch einen früheren Zug in das Abendland mitgemacht habe und ein Diener der schönen Frauen des Beherrschers sei. Der Beherrscher besitze neunundvierzig schöne Frauen; von diesen neunundvierzig habe er sich sieben erlesen, daß sie ihn in das Abendland begleiteten. Von diesen Sieben habe Sobeïde allein eine Tochter gehabt, ein schönes Kind, das der Beherrscher unsäglich geliebt habe. Obwohl im Morgenlande sonst Töchter des goldenen Thrones niemalen zur Bedeutung gelangen könnten, so habe der Beherrscher dieses sein Kind doch so sehr geliebt, daß er es zu aller Zeit in seiner Nähe wissen wollte. So habe er Sobeïde mit dem Kinde, dessen Name Chansade sei, mit in das Abendland geführt. Vor der festen Stadt Wien seien sie nun viele Tage gelegen, denn der Beherrscher sei gekommen den Herzog Ferdinand zu suchen. Hierauf habe der Beherrscher nach Islam's Gebot die feste Stadt dreimal bestürmt; aber da sei große Noth und Gefahr gekommen, die Feinde seien mehrmals aus den Mauern hervorgebrochen, und so habe der Beherrscher vor dem letzten

Anſturme die ſchöne Frau Sobeïde mit dem ſchönen Kinde Chanſade unter guter Deckung in das Gebirge geſandt, um ſie vor den Feinden zu ſchützen.

Im Gebirge aber ſeien ſtarke Männer aus dem Walde geſtürzt, hätten Sobeïde erſchlagen und die ſchöne Jungfrau Chanſade gefangen genommen. Er aber, Haſſim, habe ſich freiwillig gefangen gegeben, um mit Chanſade zu ſein; denn der Beherrſcher habe ihn beſtellt, Chanſade zu hüten, und er werde die ſchöne Jungfrau, die hier in dieſem fremden Hauſe liege, unverſehrt in den Palaſt des Beherrſchers, den Allah beſchütze, zurückführen.

Haſſim wich nicht von ſeiner Gebieterin; er kauerte an ihrem Lager die ganze Nacht und ſchloß kein Auge.

Und als die Morgenröthe aufging und durch die Flechtmatten der Fenſter blickte, da trat Lindolf in das Gemach und blieb eine lange Weile unbeweglich vor dem Mädchen ſtehen, das auf der Sänfte lag und zu ſchlummern ſchien. Er hielt eine Steinſchale mit großen duftenden Erdbeeren in der Hand.

Endlich, als ſchon der erſte Goldſtreifen der Sonne auf dem Bette lag, ließ ſich Lindolf nieder auf ein Knie und gegen das Antlitz der Schlummernden gewendet, ſagte er mit unbeſchreiblich weicher zitternder Stimme den Namen „Chanſade!"

Und jetzt ſchlug ſie ihre Augen auf und ſah ihn an.

Er bot ihr die Schale mit Erdbeeren, und ſie hob die kleine weiße Hand und aß. Dann blickte ſie ihn wieder an und in ihrem Auge war tiefe Wehmuth und Trauer.

Hierauf ſagte Lindolf die Worte: „Du ſchöne Jungfrau, ſei nicht betrübt, Du biſt unter freundlichem Dach. Und ich werde Dich beſchirmen, ſo ſchwöre ich bei meinem und bei Deinem Gott!"

Chansade senkte traurig das Haupt; da bat Lindolf den Hassim, die obigen Worte seiner Gebieterin in ihrer Sprache zu sagen.

Und als dieses geschehen war, richtete sich das Mädchen auf, löste das Diamantenband vom Haar und reichte es mit dankbarer Geberde dem jungen Manne.

Da hat Lindolf das Band geküßt und dasselbe wieder seiner schönen Besitzerin zurückgegeben.

— — — — — — — — — — — —

Die Waldteufel waren in großer Bewegung. Keiner hatte in seinem Leben noch eine so schöne Jungfrau gesehen, als Chansade es war. Und das war des Sultans Kind.

„Wehe!" heulten die Weiber. „Die bringt Unheil unter unsere Männer und führt letztlich gar noch den türkischen Brauch ein?"

In Anbetracht der Jüngeren konnte diese Befürchtung ihren Grund haben; die Aelteren aber fragten und berechneten, wie hoch der Werth so eines Sultankindes wohl zu veranschlagen sei, ob die Jungfrau mit Gold aufgewogen werde oder mit Edelsteinen. Den Waldteufeln stand eine glänzende Zukunft bevor.

Sie beschlossen, sofort für Chansade ein schönes festes Haus zu bauen, damit sie nicht Schaden leiden und nicht entkommen könne. Das Haus sollte aus glatten Buchen, und Eichenstämmen gezimmert werden und die Einrichtung desselben sollte sein aus Linden- und Kirschbaumholz und der Fußboden sollte sein aus schneeweißen Eschendielen und die Decke sollte sein aus den blaugesprenkelten Fäden der Föhre und die Fenstertäfelung aus Wachholderholz und die Scheiben aus zartem Marienfilber, wie es oben im Gewände in ganzen Tafeln zu finden war. Und das feinste Flechtwerk sollte die

Wohnung zieren und das Bettlein sollte gefüllt sein von dem Federflaum der Wildtauben.

In den Herzen der Waldteufel war eine seltsame Wärme wach geworden für das schöne fremde Kind. Aber es war an der Zeit und Höllbart strebte, die Thatkraft der Männer einem anderen Gegenstande zuzulenken.

Nach seinem Plane veranstaltete der Zarb bei einer gemeinsamen Frühherbstjagd eine Zusammenkunft oben auf der Bergeshöhe, wo der Teufelsstein liegt. Von diesem Steine ging die Sage, der Teufel habe daselbst einen Thurm bis zum Himmel erbauen wollen, um der Hölle zu entgehen. Er sei in der ihm gegönnten Zeit nicht zu Rande gekommen und habe nur die Grundfesten gelegt. Und diese Grundfesten sähe man in den drei gewaltigen Felsblöcken, die auf der höchsten Höhe des Gebirgszuges heute noch übereinander liegen.

Der Zarb, Höllbart und die Waldteufel kamen zusammen. Sie machten Feuer, verzehrten einen Theil ihrer Beute und tranken „Brennwasser". Sie hetzten und balgten sich untereinander um das bessere Theil und waren unzufrieden wie gewöhnlich.

Da sprang Höllbart plötzlich auf die übereinander gethürmten Felsblöcke und rief voll Feuer und Erregung:

„Brüder! Bei meiner Seel', wir sind arme Teufel! Thu't auf die Augen, d'runten liegt die herrliche Welt. Die Welt voll Reichthümer und Freuden! Und wir Wichte müssen hungern und frieren mit Weib und Kind. Wir haben kein eigen Dach, keinen Stein, um unser Haupt zu betten. Die Menschen haben uns verstoßen und werden uns zugrunde richten, wo sie uns finden."

Da erhoben die Männer ein grollendes Gemurmel.

„Warum?“ fuhr Höllbart in einem seltsamen Pathos fort. „Sie haben gesagt, daß wir feige Ausreißer und Diebe und Mörder sind. Aber vom Altar des Vaterlandes reißen wollen wir unser Theil, unser Recht! Mit dem Messer erkämpfen wollen wir von Neuem unser Leben, unseren ehrlichen Unterhalt, unsere Zukunft, unser Theil an der Welt! Auf, Brüder, brechen wir aus unserer ewig belagerten Zwangburg, der Wildniß. Auf zum Sieg, zur Befreiung!“

Es war ein kühnes Spiel und der Brand des Aufruhrs war geschleudert von des Teufels eigener Tribüne.

„Auf zur Befreiung!“ erscholl es in den weiten Wäldern. „Auf gegen die Pfaffen und Herren!“

„Nimmermehr!“ rief Höllbart. „Gegen die Feinde des Landes müssen wir streiten, wollen wir den Dank der Herren uns sichern.“

„Den brauchen wir nicht!“ schrieen die Männer. „Wir halten mit dem Türken!“

Fluchend und geifernd drängten sie heran gegen den Stein; da meinte Höllbart einen Augenblick lang, das Spiel sei verloren. Doch verließ ihn die Geistesgegenwart nicht.

„Wie,“ rief er fast höhnenden Tones, „mit den Türken wollt Ihr gehen? Und Ihnen siegen helfen? Ja, Ihr Leutchen, wer soll Euch dann Chansade aufwiegen mit Gold und Edelstein? Mit dem Krummsäbel werden sie die Jungfrau holen!“

Keiner war, der jetzt den Mund aufthat. Das sahen sie Alle ein, der Türke mußte unterliegen und vertrieben werden, sollte das schöne Weib mit Reichthümern von des Sultans Schatzkammer ausgelöst werden.

Und einen Tag später hatten sich die wilden Gesellen schwer bewaffnet auf der Wiese vor des Zarb Haus zusammengerottet. Auch Lindolf's Mannen waren unter ihnen.

Gegen die Türken! Die Gemüther sprühten und loderten nun wie harzige Tannen, vom Blitze getroffen.

Unter dem Schmettern des Waldhorns führten der Zarb und Höllbart die plötzlich kampfgierige Rotte aus der Wildniß.

Befreiung der Heimat von Feindesnoth! Befreiung des Waldes, Erkämpfung der Menschenrechte und Güter! — Ein begeistert' Kriegsheer ist leicht zu lenken.

Zarb schwang die Fahne, Höllbart das Wort.

So kamen sie nach starkem Marsche in das verwüstete Thal der Mürz. Noch wilder entbrannte in Jedem die Kampfeslust, als sie die Gräuel sahen und als sie um den Ort Krieglach die bunten Gezelte gewahrten und den wüsten geifernden Haufen, um die Kirche herum Stroh und Holzklötze schichtend.

Nun kannten sie ihr Ziel.

„Pfaff!" rief ein schwarzbärtiger Wäldler dem Höllbart zu, als sie mit geschwungenen Keulen gegen die Kirche stürmten, „Pfaff, wenn ich jetzt hin bin, ist mir mein Luderleben verziehen?"

Eine Ahnung war's. Der Schwarzbart war der Erste, der in den Reihen der Waldteufel fiel.

Der Zarb und sein Tochtermann Wandolf waren es, die das Thor der Kirche hatten erbrochen.

— — — — — — — — — — — —

Kein fröhlicher Augenblick, als nach dem Kampfe Höllbart und der Zarb die Ihren zählten. Sie lagen zur Hälfte auf der Wahlstatt.

„Kommt", sagte Pater Jonas, „ich will für sie eine Messe lesen." Er trippelte der Kirche zu, an der noch die erloschenen Brände rauchten; aber es folgte ihm nachgerade Niemand. Da kehrte auch er wieder um und verlor sich.

Die Türkenzelte waren leer. Voll wehmüthigen Jubels und voll Dankbarkeit feierten die noch verschont gebliebenen Bewohner des Thales ihre Retter aus dem Walde, die sie sonst nur unter dem Namen „Waldteufel" gekannt und gefürchtet hatten.

Während im Thale der letzte Kampf geschlagen wurde, stand Lindolf im Walde vor dem Hause des Höllbart. In der Hand hielt er das Beil, mit dem er einst die Fichtenäste für den Sarg seines Ahnes herabgeschlagen hatte. Er bewachte Chansade. Einmal stieg das wundersame Mädchen langsam die Treppe nieder und schwebte in seinem langen weichen Seidenkleide über das zarte Gras der Wiese hin. Hassim ging drei Schritte hinter der liebreichen weißen Gestalt. Plötzlich blieb Chansade stehen und blickte auf eine rothe Blumenglocke, die zu ihren Füßen stand. Und als sie eine Weile so gestanden war, kehrte sie um gegen das Haus und ließ durch Hassim dem Manne mit dem Beil folgende Worte sagen: „Fremdling, die Schnur mit Perlen, die ich trage, kann ich Dir nicht geben, sie ist von meiner Mutter, die sie erschlagen haben. Aber das Band mit den Diamanten und diesen goldenen Armring hier und die drei Edelsteine in meinem Gürtel kann ich Dir geben für die rothe Blume, die in Deinem Garten steht. In dem schönen Lande, aus welchem ich komme, in dem Zedernwald, in welchem ich so oft gewandelt bin, stehen auch solche Blumen. Darum möchte ich diese dort zu eigen haben."

Lindolf ging über die Wiese bis zur rothen Blume. Es war eine wilde Hyazinthe. Diese stach er mit seinem Beile aus der Erde und brachte sie mitsammt dem feuchten Wurzelgeflechte der schönen Jungfrau. Und Hassim mußte die Worte

ſagen: „Gott hüte mich, daß ich nichts von Deinem Eigenthum nehme. Es iſt meine größte Freude, daß ich Dir dieſe Blume ſpenden kann, daß ſie Dir ſo werth iſt. Nimm und pflege ſie und möge ſie nicht eher welken, als bis Du Dein ſchönes Land wieder ſiehſt und im Zedernwalde wandelſt!"

Als das Mädchen dieſe Worte vernommen hatte, that es einen hellen Ruf und ſtürzte nieder zu Lindolf's Füßen. Raſch hob ſie der junge Mann zu ſich empor und ihr Haupt ſank hin an ſeine Bruſt . . . . .

Endlich waren auch die Waldteufel wieder zurückgekehrt zu ihren Weibern und Kindern — und zwar als freie Männer.

Ein landesfürſtlicher Erlaß war ergangen. — Habe ihr Vorleben gleichwohl den inneren Frieden des Landes gefährdet, es ſei der Heldenthat willen vergeſſen. Sie ſeien frei und möchten unter dem Schutze des Reiches in dem Teufelsſteingebirge ſich anſiedeln und reuten und ackern.

Frei nach außen und innen, im Herzen frei und gewiſſensleicht — da ſchwand ihre Wildheit von Tag zu Tag. Sie waren ja guten, ehrenhaften Familien entſproſſen; die große That hatte ſie wieder erhoben und die Arbeit hielt ſie aufrecht. Sie fällten Stämme, bauten feſte Häuſer, reuteten den Boden und trieben Viehzucht und Ackerbau.

Den Zarb hatten ſie Form rechtens zu ihrem Vormanne gewählt. Sein Erſtes als Vormann war, daß er anordnete, es ſolle ein großes Haus gebaut werden für Witwen und Waiſen der Erſchlagenen.

Den Pfarrer Matthäus Hellbert wollten die Bewohner von Krieglach haben. Er hatte Allen verziehen und freute ſich, daß ſie ihn endlich erkannten. Aber er konnte es nicht unterlaſſen, ſeinen Entſchluß ſcherzhaft dadurch auszudrücken, daß er ſagte, er ſei der Höllbart und gehöre zu den Teufeln.

Und er ging wieder zu den Waldteufeln in's Gebirge.

Der Türke, theils von selbst abgezogen, theils verjagt, theils erschlagen, war denn überwunden. Das schwergeprüfte Land konnte sich sammeln, und im Thale der Mürz sind auf den Brand- und Mordstätten wieder Häuser und Dörfer entstanden. Es keimte ein neukräftiges lebensfreudiges Volk. Der Schmerz um die Gefallenen linderte sich mit jedem Grashalm, der auf den Gräbern wuchs. Hingegen aber wurde die Betrübniß der armen Davongeschleppten wegen mit jedem Tage tiefer und schwerer. Und an jedem Morgen zur siebenten Stunde tönte vom Thurme die Glocke zum Gedächtnisse an die unglücklichen Brüder, die gefangen im fernen Morgenlande schmachteten.

Da stieg eines Tages Höllbart nieder von den Wäldern und vertraute den Herren des Thales die Geschichte von der Gefangenhaltung der jungen Türkin.

„Die sei Euch geschenkt!" war der herrische Bescheid. Fast beschämt zog Höllbart ab und suchte andere Wege, die Sache nach Gerechtigkeit zu schlichten. Und er hatte die Wege gefunden, hatte im Namen seiner Wäldler Verhandlungen mit dem Soliman angeknüpft.

Nach vielen Monaten kam aus dem Osten die ausweichende und doch angelegentliche Anfrage, wie viel des Goldes die Waldmänner denn verlangten gegen die Auslieferung des jungen gefangenen Weibes Namens Chansade.

Lindolf, der die Jungfrau immer noch bewachte und nicht von dem Hause wich, in welchem sie in stillem Harme fast zu welken begann, wollte die Frage nicht hören.

Aber die Wäldler meinten, die Türkin müsse aufgewogen werden mit gediegenem Golde.

„Ist zu wenig," sagte Höllbart.

„Sie ist das Kind des Sultans," rief der Zarb, „da werden zehn schwere Körbe voll von Karfunkelgestein nicht zu viel wiegen."

„Ist zu wenig," sagte Höllbart.

„He!" rief Wandolf, „wir merken es schon, der Pfarrer will die Stadt Jerusalem und das heilige Grab und den Tempel Salomons noch dazu!"

Da erhob Höllbart seine Stimme: „Ihr braven und rechtschaffenen Männer, so hört mich an. Ihr wisset, daß der Türk Tausende von unseren Mitbrüdern in die Gefangenschaft davongeführt hat. Sollen sie sterben und verderben unter den Barbaren? Ist Einer unter Euch, der Geld verlangt und die unglücklichen Mitmenschen in fremden Ländern kann verschmachten lassen?"

Kein einziges Wort der Entgegnung.

„Wir geben die Türkin und verlangen die Gefangenen zurück!" rief Höllbart, „wer dafür ist, der erhebe die Hand!"

Gewaltiger Jubel brach aus und hundert Hände ragten über die Köpfe.

Lindolf hatte auch seine Hand erhoben. Dann ging er hinein in das Haus und verkündete der Jungfrau, daß die Stunde ihrer Erlösung nahe sei. Und dann stellte er eine Frage an sie, die sie nicht anders beantwortete als mit einem Erröthen ihrer Wangen.

Nun war wohl auch die Regierung des Landes auf die vielbedeutsame Sache aufmerksam geworden. Und eines Frühlingsmorgens, da der letzte Streifen Schnee auf der Waldwiese zerging, kamen Bevollmächtigte und führten die schöne Türkin davon.

Eh' sie ging, hatte Chansade der Hausfrau Sanna, von der sie stets mit großer Sorge und Liebe und mit herzlichem

Mitleide behandelt worden war, das Band mit den Diamanten in das Haar gelegt.

Hassim schlürfte noch einmal sehr viel Ziegenmilch, dann schnitt er sich einen Stock aus dem keimenden Lärchendickicht und schritt hinter der Sänfte seiner Herrin.

Lindolf sagte ein kurzes, warmes Wort des Dankes, dann steckte er sein Beil zu sich und ging dem Zuge nach ....

Noch in demselben Sommer kehrten zahlreiche Gefangene zurück und begrüßten mit heißen Freudenthränen ihre liebe grüne Heimat.

Lindolf kam nicht mehr. Auf einem Marmorstein Kleinasiens steht es noch heute eingegraben, daß er seine Heimat und sein Glück im Morgenlande gefunden hat.

— — — — — — — — — — — —

In der Wald- und Alpengemeinde am Fuße des Teufelssteingebirges herrscht Arbeitsamkeit und Frieden. Matthäus Höllbart hat Beides gestiftet und gefördert. Er ist der armen Leute treuer Bruder geblieben.

Auf gelichteter Au bewohnte er viele Jahre lang mit Weib und Kind ein stattliches Haus.

Alljährlich ein einziger Tag war es, den er nicht der Gemeinde und nicht seinem Hause weihte, sondern sich allein und einer alten betrübenden Erinnerung. Das war der Jahrestag der Enthauptung jener braven Männer, die ihn aus dem Verließ zu Mitterssill gerettet hatten.

Mit der Gründung einer freien, dem Pfaffenthum entrückten Bauerngemeinde hatte Höllbart an seinem erzbischöflichen Verfolger zu Salzburg sich und den Tod seiner Freunde gerächt.

In seinen späten Tagen aber, als seine erwachsenen Kinder theils im öffentlichen Dienste des Landes standen, theils die Scholle der Waldhaiden bebauten, überkam den greisen Höllbart die Sehnsucht nach seiner Kindesheimat. Er hat den Pilgerstab genommen, und wie er einst, ein junger Mann, geächtet und verfolgt, über das weite unwirthliche Gebirge der Steiermark gewandert war, so ist er nun als gebückter Greis denselben Weg wieder zurückgegangen. Er hat die gewaltigen Herrlichkeiten des Hochgebirges wieder gefunden, nicht mehr aber die Menschen jener vergangenen Tage. Auf dem Gebirgsstocke des Schwab hat er nach jenem Hause geforscht, dessen Bewohner sich seit den Kreuzzügen länger als ein Jahrhundert dem Weltunfrieden entrückt hatten. Er hat das Haus nicht mehr gefunden, wohl aber die Fichtengruppe, unter welcher die Väter des Hauses zur Ruhe gebracht waren. Ihre Nachkommen hat es endlich doch selbst wieder hinabgedrängt zu den Mitmenschen, um in ihren Reihen den unendlichen, Alles zerstörenden und Alles gebärenden Weltkampf mitzuringen.

Im Hochlande der Heimat hat Höllbart seine Geburtsstätte besucht und den Kirchhof, der die Gebeine seiner längst vergangenen Eltern barg. Er hat keinen Verwandten mehr gesehen, und die Gräber sind mit Disteln überwuchert gewesen.

So ist der alte Matthäus Hellbert, genannt der Höllbart, wieder zurückgekehrt in die friedsame Alpengegend, mittagsseitig von dem Thale der Mürz. — „Sanna," hat er gesagt zu seinem treuen Weibe, „jetzt will ich bei Dir verbleiben bis zum Schlafengehen."

Längst sind sie schlafen gegangen all' Beide; längst vielleicht von der Natur wieder erweckt worden aus kühler Waldeserde zu einem jüngsten Tage . . . . .

Aber ihr Andenken lebt heute noch, nicht blos in dem Diamantenband der schönen Jungfrau Chansade, das die Enkel stets treu bewahrten, sondern in manchem der sagenkundigen Bewohner des Waldlandes. Und das Beste, was in der armen, halbverlornen Gemeinde heute noch ist, rührt vom „Höllbart" her.

Der Zarb ist sehr alt geworden, aber sein struppig Haar und Bart ist roth geblieben. Seine Wildheit hat der Alte nie ganz abgelegt; aber den Holzbirnbaum hat er nicht mehr belastet. Noch sein letztes Wort ist gewesen: „Schurken sind wir nicht, aber Waldteufel werden wir verbleiben!"

Mit diesen Worten ist der Zarb gestorben.

Ein Enkel des Zarb hat eine Tochter des Höllbart gefreit, und der Mann, der die Geschichte aufgeschrieben hat, ist ein Urenkel dieses Paares.

Die Miſſion zu Falkenbach.

Vorher.

Das Dorf Falkenbach liegt einſam, unweit der Gegend, wo einſt die vorige Geſchichte geſpielt. Die Häuſer ſind allzumal mit Stroh gedeckt, nur der Kirchthurm hat einen Hut von Weißblech, ſeit dem der Blitz in den alten von Schindeln gefahren iſt und ihn verbrannt hat. Die kleinen Wirthſchaften der Bauern ſind zerſtreut, und die, welche hinter dem Walde liegen, hören es beiweitem nicht mehr, wenn der Meßner läutet.

Und doch iſt der „Egydi-Stier", wie ſie ſeltſamerweiſe die große Glocke nennen, fernhin zu vernehmen, wenn er zu brummen anhebt, und er iſt bekannt und berühmt weit und breit in der Runde! Er hat aber auch allerlei Geheimnißvolles und weiß mehr wie andere Glocken; ſagen doch die Birkenhaider drüben an den blauen Bergen, wenn ſie ihn hören:

„Heu unter Dach,
Streu unter Fach;
Der Egydi-Stier brummt,
Schlecht Wetter kummt!"

Schlecht Wetter und der Egydi-Stier! Wenn über dem ohen Teufelsſtein bleifarbige Wolken brauten und der Donner

rollte, gleich brummte unten im Dorfe die Glocke d'rein und hei! duckte ſich das Gewitter zurück hinter die Alpe und getraute ſich ſobald nicht mehr hervor.

Aber einmal — es war in der Nacht — ſtiegen auch ſolche Wolken auf und die Donner rollten dumpf und heimtückiſch, ſo daß ſie der Meßner nicht hörte und nicht zum Glockenſtrick lief. Da ſtieg es oben ganz ſachte herüber, immer näher und näher, und die Glocke ſchwieg noch immer und ſchlief. Wie nun die tückiſchen Wolken ganz nahe waren, ſchleuderten ſie plötzlich einen Blitz nieder auf den Kirchthurm und der lohte auf wie eine Pechlunte und die Glocke ſchmolz und floß zur Stiege herab, wo ſonſt der Meßner hinauf kam.

So haben die böſen Wetter ihren Feind, den Egydi-Stier, getödtet.

Wohl ließ ſich die Gemeinde ſofort wieder eine neue Glocke gießen und nannte ſie, voll des frommen Gedenkens, wieder den Egydi-Stier, wohl brummte dieſer neue gerade ſo grämig d'rein wie der alte. Er war auch ſorglich eingeweiht worden, er hatte ein neues glänzendes Dach, aber weiß Gott, — die Winde und Wetter ſcherten ſich keinen blauen Teufel um die Glocke. Sie mochte brummen und ſummen und wackeln, wie ſie wollte, die Wolken krochen über den Teufelsſtein herauf und leerten alle ihre Schleuſen und Schloßen über die Felder und Wälder der Gemeinde Falkenbach, ſo daß oft kein einzig Hälmchen mehr daſtand mit einem graden Gliede.

„Der neue Egydi-Stier iſt halt nicht mehr der alte!“ meinten die Bauern.

„Und es giebt ſo viele gehexte Wetter, was ſollen wir denn anfangen, wenn uns der Stier nicht hilft? „O Du mein Gott!“

„Lug', mir iſt's gleich in den Sinn kommen, daß das Vieh nichts nutz iſt," ſagte die hinkende Wurznerin, die in den Wäldern „Waldrauch" ſammelte, Ameiseier grub und das Kräutlein für den Tod ſuchte. „Ei, ei, Ihr wißt es ſo gut wie ich, daß der Glockengießer, bei dem Ihr das Ding habt machen laſſen, ein Freigeiſt iſt; ich wett' drei Pfund Gallwurzeln und ich getrau' mir's wohl zu ſagen, daß der Heide gar keine geweihte Glockenſpeiſe gehabt und das Ding mit einer ungeweihten gefüttert hat. He, was iſt denn auf der alten — Gott verleih' ihr die Seligkeit! — geſtanden? O, heiliger Egydi, Bitt' für uns und für's liebe Vieh! Das iſt d'raufgeſtanden; auf der neuen aber: Blechheim und Comp., Glockengießer! Sonſt kein Sterbenswörtl nicht! Iſt das eine chriſtliche Glocke? He!"

„Leider Gott, lautere, traurige Wahrheit, die neue Glocke iſt ſo verdorben, wie draußen die ganze Welt!"

Nun wollte es Jeder ſelbſt merken, daß die Glocke einen ſehr weltlichen Klang habe, und Jeder wunderte ſich, daß ihm das nicht gleich anfangs aufgefallen ſei.

Jetzt war es aus mit dem guten Rufe der metallenen Krone auf dem Thurme.

Nicht mehr ließ der Ackerer den Pflug ruhen, wenn der Meßner zu Gebet läutete, nicht mehr zog er die Wollenhaube vom Haupte. Und wenn ſie Samstags zum Feierabend rief, wurde ihrer nicht geachtet; und wie ſie am Sonntag auch klingen mochte hell und rein, die Bauern hörten nicht auf ſie, ſie gingen lieber in eine Nachbarspfarre oder kurzweg in's Wirthshaus.

Die Kirchenglocke, ſonſt tonangebend in der Gemeinde, hatte in Falkenbach keine Stimme mehr.

Nur der Fremde, der die ſtaubige Landſtraße herankam, betete noch nach frommer Weiſe, wenn die Dorfglocke das Ave läutete.

Aber der Fremde wunderte ſich auch daß über die verkrüppelten Bäume im Gemeindewald und über die verwahrloſten Felder um Falkenbach.

Und wenn er fragte, wie das komme, ſo entgegneten die Leute:

„Hants, meint Ihr, wir bauen Euch noch was an? Möcht' wiſſen wozu? Daß uns leicht wieder das böſe Wetter Alles in den Erdgrundsboden hinein verſchlägt? Ein Narr, wer ſich da noch rackern wollt'! Was nutzt das Graben und Schinden das ganze geſchlagene Jahr! Da legt man ſich lieber unter den Baum; verhungern kann Ein's im Schatten auch."

Der Landbote, der nicht ſelten in das Dorf kommt, hört ſolche Reden nie, ohne dabei ſeinen grauen Kopf zu ſchütteln, aber er trommelt nur an ſeiner nußbraunen Ledertaſche und entgegnet darauf kein einziges Wort. In früheren Zeiten hatte er dann und wann wohl was darauf erwidert, hatte Rathſchläge gegeben, wie man dem Unglücke ausweichen könne, hatte von Hagelverſicherungs-Anſtalten, von Blitzableitern geſprochen, hatte von dem „Wetterläuten" abgerathen. Dieſe Rathſchläge haben dem Manne Thatſchläge eingebracht; ſind beim Wirth die Bauern über dieſen Alles beſſerwiſſenwollenden Neuerer einmal grimmig worden — haben ihn geprügelt.

Seitdem ſchüttelt der Alte nur den Kopf zu ſolchen Reden und trommelt auf ſeiner nußbraunen Ledertaſche.

Von der Teufelsſteinalpe ſchäumt ein weißes Bächlein gegen das Dorf hinab. Es iſt eine wilde Natur, dieſes

Bächlein, und läßt ſich nicht halten und nicht einzwängen. Aber ſonſt iſt es gut; es hilft der Gemeinde zum täglichen Brot; es mahlt ihr den Hafer, es wäſſert ihr die Wieſe, es thut ſonſt allerlei Dienſte in der Küche und — im Keller. Aber man weiß von dieſem Alpenkinde auch zu erzählen wie wüſt und gefährlich es werden kann. Oefter als einmal ſchon hat es den Damm vor der Dorfwieſe geſprengt und dieſe mit Sand und Steinen ſchuhtief verſchüttet, hat die Brücke fortgeriſſen und iſt ſogar ſchon dem Müller durch das Fenſter in die Stube geſprungen.

Der Brückmüller iſt ein kritiſcher Kopf und nicht dumm, der hatte dem Landboten das Bächlein einmal ſo gedeutet:

„Dieſer friſche Wildbach da, Alter, iſt wie das Bauernvolk. Er iſt gut und nütze, hilft der ganzen Welt zum Brot, läßt ſich auch einſchränken — halt ja, recht tüchtig einſchränken. Will man ihm aber Dämme ſetzen bis in den Himmel hinauf und ihn zu tiefſt einzwängen und zwingen — Blitzmarterkreuz! Da brauſt er auf, bricht die Wänd' und Wehren, ſtürzt hinaus und macht aus der Welt eine Wüſte."

„Wenn der Meiſter Joſef nur nicht ſo hochgelehrt reden thät'," entgegnete der Landbote darauf einmal, „das Zeug kommt doch nicht von dem Meiſter ſelbſt, das hat der Meiſter von ſeinem Mühlburſchen."

„Nu, nu," hierauf der Müller, „der Mühlburſch! Als ob juſt Der die Gelehrtheit mit dem Kochlöffel g'eſſen hätt'! Wohl wahr, zu Zeiten trifft er's, wie die blinde Henne ein Haferkorn, aber zumeiſt pufft er auch in's Blaue. Laßt Euch bei mir ein Stück Brot ſchmecken, Landbot'! Kommt wohl etwas oft in's Dorf, was? Thäten juſt nicht ſchicken um Euch und Euere Bezirksgerichtſchriften, und Euere ſauberen Zeitungen, aus denen Ihr uns eine Narrenkappe biegen

wollt. Nu, gegen Euere Perſon hat kein Menſch was, aber Euere Wiſche, die dürft Ihr in den Mühlbach werfen. Kann das Zeug einmal nicht leiden, und wenn ich wiſſen thät', daß mein Zwilchkittel da ſeiner Tag in der Papiermühl' zu Bögen für Euere Steuerbögen und Zeitungen geſtampft würde, gleich den Augenblick thät' ich ihn zu Aſche verbrennen! Euere Federfuchſer in der Stadt, mein' ich, dürften's einmal einſehen! Aber nicht genug an dem Beutelmehl, das wir ihnen abgeben, derweilen wir ſelbſt an der Klei' kauen, meſſen ſie jetzt noch unſere Steinfelder ab und bringen Felſen, auf denen ſeit Weltſchöpfung kein Körnlein gewachſen, auf Steuern! Die Reh' und Haſen laſſen ſie an unſerem Kohl und Getreide ſich mäſten, und wenn ſie fett, ſchießen ſie uns die Thiere vor der Naſe weg. Und wenn ſie gar bei unſereinem einen Schießprügel ſehen, gleich kann man in's Zuchthaus, oder ſie ſtecken Einen gar in den blauen Rock und laſſen Einem den Schießprügel zum Leutumbringen, weil die Haſen verboten ſind."

„Und bis Einem Hand oder Fuß abgehauen iſt," eiferte der Müller weiter, „mag man heimgehen und ſich das Brot aus den Steinen nagen! So treiben ſie's mit uns, dieſe Kreuzſakermenter! G'ſegn' Euch's Gott, Landbot', und laßt Euch's ſchmecken — iſt ohnehin der letzte Laib. Die Mühl' ſteht. Na, reden wir was Geſcheiteres — wie geht's Eurem Fritz? Wohlauf?"

„Dank der Nachfrag', Meiſter, auf's nächſte Jahr kommt er in die Kutte."

„Du meine Zeit, wie doch die Weil' vergeht!" darauf der Müller, „mein' ich doch, 's iſt nur ſo ein paar Jährchen her, daß Euer Kleiner mit Euch in der Mühl' war. Zehn Jahr, ſagt Ihr, ſeitdem? — Hört aber, Landbot', Ihr hättet auch

was Geſcheiteres thun dürfen, als aus Eurem Sohn einen Schwarzen backen zu laſſen. Ha, das wiſſen wir ſchon, wo dieſe Herren hinaus wollen, die uns herumziehen wie einen Bären, der einen Ring in der Schnauze hat. Wir ſollen ſie fett machen und ſie verſchreiben uns dafür den Himmel. Aber in ihren Himmel wollen wir juſt nicht und in die Höll' finden wir auch ohne ſie. Ihr meint, Landbot', weil man ſagt, dem Pfarrer iſt der Bettelſtab verbrannt? O, das nicht, Alter, das nicht! Es klopft eine andere Zeit an die Thür! Wir laſſen uns das Vieh nimmer aus dem Stall und uns am Strick führen, und das gemäſtete Huhn braten wir uns ſelber. Ha, es giebt noch Leut' in der Gemeinde und eh' Einer von uns verhungert, eh' — — mit Euch wird's auch aus, Landbot'! Und jetzt kommt's gut heim!"

Der Müller, dieſer nervös aufgeregte Mann, war fort und hatte die ſchwere Stubenthür heftig hinter ſich zugeſchlagen. Der alte Bote griff kopfſchüttelnd nach Hut und Stock. Je nun — er kannte den Meiſter Joſef ſchon lange.

* * *

Es war, als ob der Teufel in Falkenbach ſein Neſt gebaut hätte. Es wollte, ſo weit die Pfarre reichte, nichts Rechtes verfangen und gedeihen. Bürden, Mißwachs, Seuche, Zwiſt allüberall, ſo weit man nur den Egydi-Stier brummen hörte.

Jungfrau Kunigunde, die alte Wurznerin, behauptete, es müſſe einmal am Charfreitag Einer in Schuhen von Menſchenhaut um die Gemeinde gegangen ſein — und das ſperrt alles Glück und Heil von außen ab. Daß das Glück, wie der Pfarrer gern ſagte, von oben komme, das wollten die guten Leute gar nicht mehr glauben — kam nicht allemal der Hagel von „oben"?

Aber die ehrſame Kunigunde, die unter den geheimniß-reichen Wurzeln und wunderhältigen Kräutern alt geworden war, gab — wie ſich's ziemt — die Hoffnung nicht auf. So wie ſie allweg das Kräutlein „für den Tod" geſucht hatte, ſo forſchte ſie nunmehr nach der Wurzel für (gegen) das Unglück — wohl, wohl, es giebt für Alles ein Mittel!

Die ehrſame Kunigunde gründete — es blieb aber geheim — mit anderen, ebenfalls ſehr ehrwürdigen Frauen einen Rettungsverein, genannt: „Der Roſenkranz". Da kamen ſie — der Tauſend, man ſollt's nicht verrathen! — in den Vollmondnächten in der Hütte der Wurznerin zuſammen und beteten und thaten große Dinge!

Unter dieſen Matronen war auch die Brückmüllerin, die ein gar ſchweres Herzleid hatte, nicht blos der Gemeinde wegen, ſondern auch weil ihr Mann ſo gottlos ſchlecht war.

Da wird von der Müllerin und von einer ſolchen Vollmondnacht eine Geſchichte erzählt, die, zumalen ſie kaum wahr, wohl verdient in die Legende der Heiligen eingereiht zu werden.

Nach langen Bußübungen und Simuliren und Nacht-wachen kam endlich über Kunigunde die Erleuchtung, was zu thun ſei, um das Heil der Gemeinde Falkenbach zu retten. Ein Leichtes war's juſt nicht. Die ganze Umgrenzung der Pfarre ſollte mit „frommen Frauenthränen", welche für die armen Seelen des Fegfeuers vergoſſen ſein mußten, beſprengt werden; und unter dieſer Bedingung weiche der verhängniß-volle Bann. Sofort einigte ſich der löbliche Verein „Roſen-kranz" zu einer Weinſtunde — heißt das, zu einer Stunde des Weinens für die armen Seelen.

Der beſtimmte Abend war gekommen; die Vereins-mitglieder erſchienen in Vollzahl. Nachdem alle eine

entſprechende Stärkung zu ſich genommen hatten, begann Kunigunde aus einem alten Buche laut vorzuleſen. Das alte Buch hatte einen backſteinrothen Schnitt und brachte eine geographiſche und geſchichtliche Beſchreibung des Fegfeuers nebſt Sitten und Gebräuchen in ausführlicher Weiſe. Unter Anderem war auch eine beliebte Methode angeführt, wie die armen Seelen gemartert werden. Der gute Ton verbietet, dieſe Methode hier zu wiederholen.

Mehrere Mitglieder begannen bereits bei ſolchen Darlegungen zu ſchluchzen und hielten ſich ſofort die dazu beſtimmten Gefäße an die Wangen. Als nun die Vorleſerin, welcher ſelbſt ſchon reichliche Tropfen in das Thontöpfchen niederrieſelten, gar der dahingeſchiedenen Verwandten und Bekannten gedachte, die in ſolch' unbeſchreiblichen Peinen endlos um Erlöſung flehen, da war das Schluchzen allgemein und auch der Jubel, ſo oft ein Tropfen in die Kanne fiel.

Auch die Brückmüllerin ſchluchzte, aber — weiß Gott — um Alles in der Welt kamen ihr keine Thränen. Wohl hielt ſie ſich ein Rosmarinölfläſchchen unter die Naſe, es war aber vergebens, es kamen keine Thränen.

Wie ſie nun noch ſo beiſammen waren, flog die Thür auf und herein ſtürzte der Brückmüller.

„Du Hexe!" ſchrie er, faßte ſein Weib rauh an, mißhandelte ſie mitten im heiligen Kreiſe.

Und — jetzt floſſen ihr der Zähren viele über die Wangen — gar echte — aber ſie fielen hin auf den Boden und waren verloren.

So ſoll das Erlöſungswerk in der Hütte der Wurznerin geendet haben, und ſo hat man's noch lange hernach in luſtigen Kreiſen erzählt.

Wenn der Pfarrer auf der Kanzel ſtand, um die Gemeinde an den Zehent und die Seelſorgerpfennige zu mahnen, und daß man auch heilige Meſſen beſtellen ſolle — Gott erbarm', da predigte er immer leeren Stühlen.

Der Landbote brachte die Zeitung in das Dorf und der Müllerburſche Albin las ſie immer Sonntags im Wirthshauſe vor. Albin wußte auch ſo Manches zu erzählen; er war noch nicht lange im Dorfe, er kam vom „Reich" herein und brachte viel Neues und Seltſames in Arbeit und Sitte mit ſich in die Gegend. Die Bauernburſchen hörten ihm gerne zu, wenn er ſprach und erzählte. Und Albin ſprach gar ſchön, völlig wie ein Studirter, und die Leute freute es, daß er, der Erfahrene, Weitgereiſte ſo mit ihnen redete. Indeß, Alle waren ihm nicht gewogen; da war zunächſt ſein eigener Meiſter, der ihn, trotz ſeiner tüchtigen, redlichen Arbeit nicht leiden konnte. Meiſter Joſef wurde immer wild, wenn Albin von den neuen, landwirthſchaftlichen Methoden ſprach, wie ſie aus England und Amerika herübergekommen, im „Reiche" ſchon überall gang und gäbe ſeien.

Aber noch wilder würde Meiſter Joſef, wenn er dahinter käme, daß Albin, der altkluge Burſche von draußen, ſein Töchterlein, die Kundl — doch, er kommt ſobald nicht dahinter.

Es iſt aber ſo. Albin hat die Kundl lieb. Und die Kundl iſt das luſtigſte, friſcheſte, flinkeſte Mädchen im Dorfe; ſie hört man allweg ſchon um zehn Minuten früher, als man ihr begegnet — ſie ſingt in einemfort, ſie weiß alle Lieder und Almer, ſie kennt alle Spottnamen, und gar, wenn ſie mit Jemandem zankt, da iſt kein Mühlſtein ihres Vaters ſo ſcharf als ihr Mäulchen. Sie iſt ein Engelchen, ein Teufelchen, iſt beides, ſie iſt ein gutes, böſes, liebes, loſes Mägdelein. Auf jeden Menſchen war Kundl böſe und Jedem

that ſie, wenn ſie konnte, heimlich Gutes; auf Albin war ſie ſchon gar bitter boshaft — trotzdem war, was ſie ihm heimlich that, juſt keine Unbill.

Albin war ein fremder, heimatsloſer Menſch, Kundl hatte ein Vaterhaus; Albin hatte eine ausländiſche Lebensweiſe inne, Kundl hatte die heimiſche; Albin wußte viel Neues, Kundl haßte das Alte, freilich nicht dem Neuen, ſondern dem Jungen zu lieb'.

Einmal, beim Klappern der Räder war's, da küßten ſie ſich den Staub von dem Munde. Das letzte Stäubchen war noch nicht alle, als der Müllermeiſter mit dem Radhebel vor ihnen ſtand. Aber der Alte that, als ob er nichts gemerkt hätte und ſagte nur ſo hin: „Nu, werden die neuen Mühlſteine gut mahlen?"

„Mein' es ſchon," ſagte Albin, dann blickte er den Meiſter eine Weile an und rief: „Thut nicht ſo, Ihr habt's ja geſehen, und jetzt mach' ich den Mund auf zu rechter Zeit und bitt' Euch um Eurer Tochter Hand!"

„Das iſt hitzig," ſchmunzelte der Müller, „Albin, ich ſag' Dir nur Eins, wenn die Räder zu heiß werden, gehört ein Eimer Waſſer auf die Kämpe. Halte Du Hochzeit mit den amerikaniſchen Pflügen; ich und mein Kind bleiben die Alten. Schau an die Mühl' da; vor mehr denn hundert Jahren hat ſie mein Urahn gebaut und hat dazu hundertjährige Waldſtämme genommen; das hält noch wacker zuſammen. Und ſchau Dir auch des Baders Scheune d'rüben an; vor zwölf Jahren iſt ſie gezimmert worden aus jungem Holze, heut' knicken die Wände ein und die Baracken ſteht auf Spreizen. So ſteht das Alte und ſo ſteht das Neue, und ſo ſteh' ich und ſo ſtehſt Du. Jetzt hab' ich geantwortet."

Kundl hüpfte luſtig davon. Albin trug ſeinen Haferſack auf den Steinboden und dachte: Aber wir, die Jungen, werden länger halten als Du, alter Gottesläſterer. Kundl iſt an dieſen finſteren Winkel nicht geſchmiedet — ich führe ſie mit in's Land hinaus!

Das Dorf ſprach bereits von einer Hochzeit auf der Brückmühle, aber der Pfarrer legte ſanft die Fauſt auf ſein Tiſcheck und rief: „Daraus wird nichts, dieſer Müllerburſche iſt ein Lutheriſcher! So eine Eh' ginge gerad' noch ab!" Er ſah wohl ein, daß es nun Zeit ſei, für ſeine Schäflein und ihr Seelenheil einen entſcheidenden Schritt zu thun.

* * *

Am Pfingſtſamstag um die Veſperzeit war es.

Da gingen vier Männer in braunen, langen Röcken und breiten Filzhüten durch das Dorf. Sie ſtützten ſich auf lange Stöcke, die ausſahen wie Pilgerſtäbe, ſie ſchienen einen weiten Weg zu kommen. Sie ſahen ehrwürdig aus.

Die Bauern, die vor ihren Häuſern mit Holzſpalten oder in den offenen Zeughütten beſchäftigt waren, ließen von ihrer Arbeit ab und ſahen auf die fremden Männer hin.

„Wie kommen mir denn Die vor?" ſagte ein alter Knecht, „da ſchauen ſie ſo ganz wildfremd aus und grüßen Einen doch ſchon von ferne."

„Iſt mir auch aufgefallen," verſetzte der Schuſter Simon, „und wie Jeder unter'm Hut eine Glatze hat und dabei ſind ſie doch Milchbärte. Dann ſchauen ſie auch ſo zu Boden; man weiß nicht, wo man dieſe Leut' hinthun ſoll."

„Werden ſchon von ihnen hören," ſagte Albin, der eben mit einer Mehlbutte des Weges kam. „Seht, dort gehen ſie gegen die Kirche hinauf, dort kommt ihnen der Pfarrer entgegen."

„Am Ende ſind es Prieſter," riefen Mehrere.

„Wollen etwa dableiben und uns ihre Meſſen verkaufen und uns auf der Kanzel Geſchichten erzählen, die ſie ſelber nicht wiſſen."

„Aber zum Hagelſtern hinein! Da kommen ſie bei uns an die Unrechten!"

„O, die ſind Euch überlegen," ſagte Albin, „in wenigen Tagen werdet Ihr anders reden!"

Er ſchupfte ſich die Tragbutte zurecht und ging ſeiner Wege.

Auch die Mädchen, die am Brunnen ſtanden, hatten ihre Meinungen über die ſeltſamen Männer, die durch das Dorf zogen.

„Hab' doch bei meiner Treu' noch keine ſolchen Gewänder geſehen!" liſpelte die Eine.

„Das ſind keine rechten Bauern und keine rechten Herren — und erſt gar die garſtigen Hüte!"

„Sie haben bleiche Geſichter und werden halt die Sonne nicht leiden mögen."

„Der dort, der hintere, der alleweil ſchaut was kriecht, iſt gar nicht ſo uneben; er ſchaut aus, wie wenn ihm der Bart juſt käm'."

„Warum ſie aber gerade uns nicht grüßen! Dort oben haben ſie nichts, als die Hüte geſchwenkt."

„Werden uns doch wohl nicht überſehen! Kundl, ſchütt' geſchwind Dein Kübel Waſſer in den Trog zurück."

Kundl that es, das Waſſer rauſchte, aber die vier Männer gingen vorüber und blickten nicht auf.

Als ſie ſchon um die Kirche, gegen den Pfarrhof gebogen hatten, fiel es der Kundl ein: „Wie wir aber doch ungeſchickt ſind und Keinem die Hand geküßt haben! Gewiß und wahrhaftig, das ſind die frommen Geiſtlichen geweſen, von denen

meine Mutter geſagt hat, daß ſie heute kommen. Ja, lachet nur, das ſind gar heilige Leut' und gehen in der böſen Welt herum wie die Apoſtel und thun nichts als Menſchen bekehren. Jeder hat ſeinen Engel bei ſich, ſagt meine Mutter, und der Engel bringt Jedem die Speiſ' vom Himmel. Deswegen nehmen ſie von den Menſchen nichts als Waſſer und Brot und tragen ein härenes Hemd, und in den Schuhen haben ſie Sand und ſchlafen thun ſie auf der ſteinharten Erde — die Tollpatſchen, die närriſchen!"

Ueber dieſe Worte lachten die anderen Mädchen auf und riefen: „Kundl, wenn Dich der Albin ſo predigen hört!"

„So muß er ſtill ſein, bis ich Amen ſag' und nachher wird wieder geſungen!"

In dieſem Augenblicke erklangen am Thurme alle Glocken. Die Männer warfen ihre Werkzeuge in die Winkel und johlten wüſt davon. Die wenigen Frommgläubigen zogen barhaupt zur Kirche und ſagten unter einander: „Gott ſei Dank, jetzt bleiben ſie da und predigen und weihen die Glocken ein — es iſt die heilige Gnadenzeit!"

Die vier Männer, welche durch das Dorf gegangen, waren Prieſter aus der Geſellſchaft Jeſu.

Die Miſſion.

Kein Feſt im ganzen Jahre, das in der Welt ſo ſchön gefeiert wird, als das Pfingſtfeſt. Zu dieſem öffnet ſelbſt die Erde ihren Feſtſchrank und holt allen Schmuck und ihr allerſchönſtes Feierkleid hervor. In einen blumigen, duftigen Schleier hüllt ſie ihre Glieder, mit friſchen Kränzen umwebt ſie ihr Haupt — ſo ſteht ſie da, eine jungfräuliche Braut. Und ihr Bräutigam ſteht an ihrer Seite, zieht ſie an ſein

Herz und küßt ſie mit dem Liebeshauche des Lebens. Ihr Bräutigam iſt Gott. — Und die Fiſchlein tanzen luſtig in den klaren Wellen, und die Vögelein auf den Bäumen muſiciren wunderhold, und kein Würmlein iſt ſtumm und kein Fiſchlein iſt taub, und kein Sandkörnlein und kein Waſſertröpflein todt. Zu Luftſchiffen mit weißleuchtenden Segeln werden die Wölklein; ſie ſchaukeln vom Himmel herab und der Erde zu, beladen mit Gottesſegen. Die Sonne, die ewige, die ſtille Herrſcherin der Himmel, lodert auf in ihrer hellſten, heiligſten Opferflamme und allüberall ſteht's geſchrieben: Friede, Freude zum Hochzeitsfeſte mit Gott!

Und der Menſch? —

Die Dorfkirche zu Falkenbach iſt voll von Menſchen. Sie hat ihre Fenſter verhüllt mit ſchwarzen Tüchern, ſie hat ihr Altarbild verdeckt, ſie hat über dem Tabernakel einen aus Holz gezimmerten Kreuzpfahl aufgepflanzt. Sechs Kerzen flackern an dem Altare mit düſterem Schein und zwiſchen denſelben ſteht die hoſtieloſe Monſtranz. „Die Hoſtie iſt fortgezogen, durchbohrt mit dem Sündenſchwerte der Menſchen, ein gemordeter Heiland. Gott iſt nicht mehr unter der Gemeinde."

Mitten in der Kirche iſt ein Sarkophag aufgerichtet, und nieder von dem Schiffe, wo ſonſt um dieſe Zeit die weiße, fliegende Taube als Sinnbild des heiligen Geiſtes ſchwebte, baumelt heute ein fahler, grinſender Todtenſchädel. An den Nebenaltären ſind Beichtſtühle aufgerichtet und über jedem derſelben ſtehen auf ſchwarzen Tafeln die Worte: „Rette Deine Seele!" Auch die Kanzel iſt dunkelfarbig ausgeſchlagen, und über ihr iſt der Satz: „Uns hat Jeſus Chriſtus zu Euch geſendet!" —

In der Gemeinde Falkenbach hat die Miſſion begonnen. Aus Nah und Ferne ſind Menſchen herbeigeſtrömt zum Pfingſt-

feſte, damit ſie die Wundermänner ſchauten, die da geſandt ſind von Jeſus Chriſtus.

Darum iſt die düſtere Kirche ſo vollgepfropft von Menſchen, und Alle horchen athemeinhaltend dem Prediger zu, der auf der Kanzel ſteht und ein Crucifix in den zitternden Händen hält. Vielen klopft das Herz gar unruhig bei den ſchweren, ſeltſamen Worten, die der Prieſter hindonnert über die tauſend Menſchen, der Sünde Fluch, des Gerichtes Ankunft verkündend.

Viele haben freilich ihre eigenen Gedanken; das ſind ſicher die Falſchen! meinen ſie, nicht einmal einen Chorrock hat er an, rabenſchwarz ſteht er auf dem Predigtſtuhl!

Auf dem Platze vor der Kirche ſind Buden aufgerichtet und weiße Plachen darüber geſpannt. Dort werden verkauft um billiges Geld Miſſionsgebete, Miſſionslieder, Amulete, Roſenkränze und Schnaps.

Einer der vier Miſſionäre geht demüthig über den Platz. Alles weicht ihm ehrerbietig oder ſcheu aus; nur Einer bleibt ſtehen, hält die Hände über den Rücken geſchlagen, macht keinen Hutrücker, ſtarrt finſter auf den nahenden Prieſter. Er wollte ihm den Weg vertreten, allein der Geiſtliche wendet ſich langſam, und den Blick zur Erde geſchlagen, wandelt er demüthig weiter.

Der kecke ſtarre Mann war der Brückmüller.

Als hierauf zum Hochamte geläutet wurde, eilte er fluchend durch die Dorfgaſſe hinab zum Wirthshauſe, polterte zur Thür hinein und verlangte brummend einen Krug Moſt.

Das Wirthshaus war nicht leerer als die Kirche, und wenn in der Kirche Einer ſchrie und eiferte, ſo ſchrieen und eiferten hier Alle durcheinander. Nur Einer ſchwieg. Und wenn ſie dort dem lieben Gott ihre „Vaterunſer" auf den Roſenkränzen vorrechneten, ſo zählten ſie hier ihre Lumpereien an den Moſtkrügen ab.

Jetzt trat der Schuſter Simon mit ſeiner ſchwarzen, beſchilderten Tuchmütze in die Stube und hielt triumphirend einen Bund Roſenkränze empor.

„Kaufet, kaufet ſchöne Jeruſalemer Roſenkränze!“ machte er im Marktſchreiertone, „an jeder Perl' hängt friſcher, hundertjähriger Ablaß allerlei, und am Glaubengottvater noch ein vollkommener dabei! Der wird für die armen Seelen taugen, inſonderheit gar gut für Hühneraugen!“

Der Mann hüpfte umher, ſchwang die Beine mit den hohen Stiefeln und reckte und bückte ſich, daß man glaubte, es müſſe das bepechte Beinkleid berſten. Dabei grinſte ſein etwas fahles Geſicht und ſo fuhr er mit ſcharfer, dünner Stimme fort:

„Auch Amulete, meine Herrſchaften, Amulete hab' ich da, ſind gegen Teufelei, Hexerei und andere Eier! Wer ſothanes Amulet an dem Hals thut tragen, dem kann kein Unglück widerfahren zu Waſſer und zu Land, in Feuer und Brand, und dem auch kein Schaden thut der Krieg und die Peſt und der Handelsjud'. Und das liebe Vieh im Stall und auf der Weid' allzumal wird durch dieſe Amuleten bewahrt vor allen Nöthen und nicht biſſen von den Kröten! Item, ſo man Beſagtes den Kindbetterinnen auf die Bruſt thut legen, werden ſie ohne Schmerzen entbinden von Leibesſegen, und ſo das Amulet bei Mädchen thut liegen, werden ſie keine Sommerſproſſen kriegen!“

Wie ſie Alle lachten, in die Hände klatſchten und ſich toll geberdeten!

Der Schuſter wiſchte mit dem Rockärmel ſeine kleberigen Haare aus der Stirne und fuhr fort: „Ja, ja, da ſteht es ſchwarz auf weiß, dem Teufel zum Spott, ſeiner Baſe zum Preis. Gehet in Euch und laſſet ab vom Erdenſchwindel!

Thuet Buße, geliebteſte Brüder — faules Geſindel! Die Welt fällt zuſammen, meine Herren und Damen! Wer's nicht glaubt, den hole der Teufel, Amen!"

Ein kreiſchendes Lachen und Johlen, der Bußprediger mußte aus jedem Kruge trinken.

Plötzlich flatterten draußen an den Fenſtern der Gaſtſtube rothe Fahnen vorüber; die Proceſſion zog aus der Kirche und zu hundert Stimmen erklang in dem ſonnigen Junitage das Kirchenlied:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Dem leb' ich, dem ſterb' ich;
Mein einziger Troſt
Iſt Jeſus mein Gott!"

Da erhoben die Zecher ihre Stimmen und johlten drein:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Den beutl' ich, den ſchopf' ich;
Mein einziger Troſt
Iſt der Wein und der Moſt!"

Bei all' dem ſaß Albin der Müllerburſche in der Ecke ſtumm vor ſeinem Kruge. Er war ſchier eingehüllt von dem dichten Tabaksqualm, der in der wüſtbewegten Stube dampfte.

„Junge, Junge!" ſchrie ihm der Brückmüller zu, „haſt heut' kein Waſſer auf der Mühl'? Heut' kein Capitel von der Volkswirthſchaft, keine neue Maſchine aus Amerika? Schreiſt ſonſt auch gern mit; ſpukt Dir heut' kein Unſinn im Kopf? Biſt lahmleidi worden? Bereiteſt Dich 'leicht zu einer Generalbeicht vor?"

Neues Lachen, und der Meiſter Joſef lachte am unbändigſten; die Bemerkung von der Generalbeicht war ihm ſo ungeheuer witzig.

Albin erhob ſich, zahlte ſeinen Krug und verließ die wüſte Schenke.

Oben an der Felswand, wo ſich das Bächlein über die Wehr ſtürzt, blieb der Burſche ſtehen und lehnte ſich an einen Pfeiler.

Dableiben? Nein, unter ſolchen Menſchen iſt nicht zu leben. Auf der einen Seite Frevel, Glaubensloſigkeit, Rohheit; auf der anderen Aberglaube, Fanatismus. — Nächſtenliebe, Bildung, Geſetz, ja alles Beſſere wird von dieſen Menſchen in den Koth geſtampft. Ha, was verdient eine ſolche Gemeinde auch ſonſt, als die Jeſuiten. Die Jeſuiten haben hier noch gefehlt! — Aber unter der Kleie iſt wohl auch einmal ein ſchneeweißes Stäubchen. Kundl, Du, Du allein. Und Du ſollſt leben hier bis zu Deinem letzten Tag! Dein Vater ein Atheiſt, Deine Mutter eine Betſchweſter. Wie kannſt Du nur ſo gut geworden ſein! Du biſt es aus Dir ſelbſt geworden, wie ein Veilchen erblühen kann zwiſchen Wolfsmilchkraut und Klatſchroſe. Aber verwelken, verderben und zuſammenbrechen wirſt Du in einer ſolchen Wüſte vor der Zeit, geliebtes Blümlein. — Fortziehen? Bächlein, was ſoll ich thun? Soll ich es machen, wie du? Auch dich führt dein Weg in dieſe Menſchenwüſte, wie mich der meine. Du dieneſt der Gemeinde; doch gefangen halten läſſeſt du dich hier nicht, da ſchwillſt du an und nimmſt mit dir fort, was du willſt und ziehſt mit deiner Beute hinaus in die Welt. Ich folge dir. Ich will Kundl einführen in ein glücklicheres Leben; und wenn ich ſie rauben müßte, ſo wär's keine Sünde, könnte keine ſein; ſie hat mich lieb. —

So waren die Gedanken des jungen Mannes, der am Pfeiler lehnte. —

Zu Mittag gab es beim Brückmüller guten Tiſch, das war am Feſttage ja altherkömmlich, und in ſolchem Altherkömm-

lichen ließ ſich der Meiſter Joſef nicht ſpotten. Auch der Landbote war bei Tiſche. Er war mit ſeinem Fritz, der für die Pfingſttage Vacanzen hatte, nach Falkenbach gekommen. Der Studioſus war im Pfarrhauſe zu Tiſche geladen und ſpeiſte mit den Miſſionären.

Darüber machte der Brückmüller die verſchiedenſten Bemerkungen und mit jedem Biſſen mußte der Landbote auch was Stechendes hinabſchlucken, ſo daß es dem guten Mann ſchon in der Gurgel zu drücken begann und er dem alten Läſterer gern was ſehr Herbes geſagt hätte, wenn er nicht gerade an deſſen Tiſch geſeſſen wäre.

Die Müllerin und die Uebrigen, die heute in der Kirche geweſen waren, wußten bei Tiſche allerhand wunderbare Dinge zu erzählen. Sie wußten es wohl, warum heute am Pfingſttage die Kirche ſo traurig, wie zu einer Todtenfeier aufgeputzt war — weil die ganze Gemeinde Falkenbach todt im Glauben und in der Seele! Der Pater habe das ja auch in ſeiner Predigt ſo ausgeführt, und darauf habe Alles gar ſehr geweint. Die Miſſionäre ſeien aber wahre Heilige und ſähen gotteswahrhaftig aus wie die leibhaften Apoſtel.

Die Müllerin hatte vor dem Eſſen ihren Mägden in der Küche noch was Beſonderes anvertraut; ſie hatte nämlich in der Kirche ganz genau und deutlich geſehen, wie dem Prediger eine ſchneeweiße Taube auf der Achſel geſeſſen und ihm etwas in's Ohr geſchnäbelt hatte. „Und dieſe Taube iſt der heilige Geiſt geweſen, und der heilige Geiſt hat dem frommen Mann die ganze Predigt Wort für Wort eingeſagt.“ — Bei Tiſche aber ſchwieg ſie davon und bemerkte nur, daß man, als der Pater das Hochamt hielt, um ſeinen Kopf einen Heiligenſchein geſehen habe.

„Ja, ja, Heiligenſchein, Scheinheiliger!“ fiel der Meiſter ſeiner Ehehälfte in's Wort, „hatſcht nur gleich wieder in die Kirch', ihr verrückten Weibsleute, und laßt Euch heilig ſprechen; heut' iſt Sonntag, heut' habt Ihr Zeit zum Seligwerden. Wer mir aber an den Werktagen in die Komödie hinaufläuft, dem hau' ich den Kürbiß ein! Habt Ihr mich jetzt verſtanden?“

Albin und Kundl hatten bei all' dem kein Wort verloren.

Nach dem Eſſen ging das Mädchen in die Küche und der Burſche mit einem Buche hinter die Mühle hinaus. Dort ließ er ſich nieder im wohligen Schatten. — Er hörte das Waſſer rauſchen und auch das Säuſeln des Maihauches in den Bäumen, und da tänzelten vom Kirſchbaume weiße Blüthen nieder und fielen auf ſeine Wangen.

Hier ließ es ſich ſo gut denken und träumen.

Ueber des Pfarrers Kornfeld wandelten zwei Männer. Man konnte ſie vom Kirſchbaume aus, unter welchem Albin ruhte, recht gut ſehen. Beide Männer waren in ſchwarzer Bekleidung des Prieſters; der eine war im Talare, der andere im Knierocke. Nach ihren lebhaften Handbewegungen mußten ſie ein eifriges Geſpräch führen.

Albin ſah ihnen zu.

Jetzt legte der Eine die Hand auf die Bruſt und erhob ſie dann wie zu einem Schwure. Der Andere im Knierocke zerriß heftig ein Papier, überließ deſſen Stücke dem Winde und eilte davon, wie flüchtig zur Landſtraße hinab und fort gegen den Wald hinaus.

Der im Talare blieb noch eine Weile ſtehen und ſah dem Fliehenden nach; dann hob er die eine Hälfte des zerriſſenen Papieres von dem Boden auf und ſuchte nach der andern, allein die hatte der Wind bereits davongetragen.

Luſtig, wie ein weißer Schmetterling, flatterte das Papierchen über die Au gegen die Mühle zu und in den Baumgarten, in welchem Albin unter dem Kirſchbaume lag.

Der Burſche fing das Blatt, auf demſelben ſtanden dieſe zerriſſenen Worte:

rich Bürger
tigen Tag, daß
ſuitenorden bekenne,
zum Heile der römiſch
ſogenannte Aufklä-
heilige Pflicht des Prie-
Volk in glücklicher Ein-
halten.
Am Pfingſtſonntag

Das Blatt war eben mitten auseinandergeriſſen, doch Albin vermeinte, den Sinn enträthſeln zu können. Einen Menſchen hielt er für gerettet.

Er legte das Papier in ſein Buch und ſah noch auf den Mann hin, der jetzt langſam dem Pfarrhofe zuſchritt. Jetzt eilte Albin zum Gartenzaune, hinter welchem er Kundl bemerkt hatte.

„Warum ſingſt Du heut' nicht, Dirndl?" rief er ihr zu.

„Du meine liebe Zeit, ſingen, ich kann's ja völlig nicht laſſen, aber —" ſie ſenkte ihr Köpfchen — „die Mutter will's nicht leiden."

„So? ſie will's nicht leiden, daß Du luſtig biſt?"

„Ja und ja, und ſie ſagt, das wäre eine große Sünd' an einem ſo heiligen Tag, und jetzt ſei die Zeit der Buße gekommen. — Magſt eine Roſe, Albin?"

Als Kundl dieſes ſagte, brach ſie eine hochrothe Pfingſtroſe vom Buſch und reichte dieſelbe dem Jüngling über den Zaun.

Er ſteckte die blühende Krone in das Knopfloch und ſah das Mädchen an.

* * *

Das war ein eigenes Regen und Bewegen im Dorfe. In allen Nachbarsgemeinden ſprachen ſie von der Miſſion zu Falkenbach, und Alles ſtrömte herbei, um zu ſehen, zu hören, ſich ſegnen zu laſſen und ſich zu bekehren.

Es war ja ſo eigen; wer einmal gekommen war, der kam immer wieder. So weit ſie hatten von fernen Bergen her, ſo lieb ihnen Haus und Kind ſonſt war, nun vergaßen ſie auf Alles und keine Predigt wollten ſie verſäumen. Viele, die früher geflucht über die Miſſionäre, ſie waren bekehrt mit der erſten Predigt, und eine wahre Leidenſchaft zum Seligwerdenwollen kam über ſie und ſie wollten gar nicht mehr heimkehren in ihre Häuſer; Tag und Nacht wollten ſie kauern in den Kirchenſtühlen und Speiſe und Trank entbehren, nur um keine Predigt zu verſäumen. So beſtrickend war das Walten der Miſſionäre.

Das ging nun mit Siebenmeilenſtiefeln dem Himmel zu.

Aber auch andere Leute — vorderhand noch andere denn ſie werden endlich alle in den Schafſtall geführt — waren damit einverſtanden.

Der Dorfwirth konnte von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit einer Miſſion nicht genug Rühmens machen — war es doch nun mit Einem Schlage gewonnen, was er durch jahrelanges Weinwäſſern kaum zu erreichen vermocht! Auch auf die Verkaufsbuden war dieſe Bekehrungswoche von ſehr vortheilhaftem Einfluß, und mit ihren „Haus- und Wetterſegen" hatten ſie noch nirgends ein ſo glänzendes Geſchäft gemacht, als hier in Falkenbach. Da hatten ſie aber auch noch andere ungeheuer wunderthätige Waaren, ſo „die ſieben

Schloß, ſieben wunderthätige Gebetter, womit ſich eine arme, ſündige Seel' gegen den Satan ganz und gar verſchließen kann". So „die ſieben Himmelsriegel, ſieben kräftige Gebetter, welche ein frommer Einſiedler von ſeinem Schutzengel bekommen und ſich gegen alle Leibes- und Seelengefahren ewig in die Wunden Chriſti verſchloſſen hat". So „die fünfzehn heimlichen Leiden Chriſti, wunderkräftige Andachten von den noch unbekannten Leiden, ſo Chriſtus in der Nacht vor ſeiner Gefangennehmung ausgeſtanden und bisher noch keinem ſündigen Menſchen offenbar worden ſind". — Und ſo fort, die merkwürdigſten Hiſtorien der Heiligen, Ablaßgebete mit zierlichen Miſſionskreuzvignetten verſehen und alle „gedruckt in dieſem Jahre".

In der Kirche ſelbſt herrſchte noch immer Dunkel und Trauer, ein Zeichen, daß die Seelen der Gemeinde noch im Todesſchlafe lagen. Immer mehr Leute drängten ſich zu den Predigten und Beichtſtühlen, und immer häufiger auch ſolche, die ſich anfangs über die Miſſion luſtig gemacht hatten und ſehr verſtockt waren.

Da wurden beſondere Predigten gehalten für die Männer und für die Weiber, für Jünglinge und für Jungfrauen, für Kinder und für Greiſe, für Herrenleute und für Dienſtboten; Allen wurden inſonderheit die Gefahren und Laſter ihres Standes vorgehalten, Beiſpiele der Heiligen hingeſtellt und den Verſtockten mit den ewigen Strafen gedroht. Dann waren allgemeine Predigten über die ſieben Todſünden, über die vier letzten Dinge und endlich mußte die ganze Gemeinde in der Kirche mit aufgehobenen Händen einen gräulichen Schwur nachſagen, den ihr der Prieſter vorſprach, und welcher auf eines Jeden Haupt die Schuld des Meineids wälzte, der je in ſeinem Leben noch eine einzige Sünde begehet.

Vor den Beichtſtühlen kniete oft Mancher eine ganze Stunde lang und verließ ihn endlich bleich und verſtört, gebeugt, gebrochen.

Die Brückmüllerin legte eine Generalbeichte ab, eine Beichte über alle Sünden groß und klein ihres ganzen Lebens. Drei Tage hatte ſie ſich darauf vorbereitet, drei lange Tage, und hatte in dieſer Zeit gefaſtet und ſtrenge Bußübungen verrichtet. Unter anderen Sorgen, ob ſie wohl Alles recht machen werde, ob ſie auch ihre eigenen unwiſſentlichen Sünden und die wiſſentlichen Anderer beichten ſollte und inwieweit, war es nicht ihre kleinſte, unter den vier Miſſionären den Beichtvater zu wählen. Nach langem Faſten und Beten in dieſer Meinung entſchloß ſie ſich für Pater Ignatius, zwar den jüngſten, aber wohl den ſtrengſten und eifrigſten und unſtreitig den frömmſten. Sein Beichtſtuhl war immer von Hunderten belagert; Jung und Alt drängte ſich an denſelben und Alle verließen zerknirſcht, wohl gar mit lautem Schluchzen über die annullirten Sünden und das wieder gefundene Heil, den Pater Ignatius.

Die Müllerin mußte einen ganzen Tag in der Kirche ſtehen, bis die Reihe endlich an ſie kam. Eine Stunde hatte ſie darauf im Beichtſtuhle gekniet und als ſie in der Abenddämmerung die Kirchſtiege gegen die Mühle hinabſtieg, fühlte ſie ſich rein, und ſie nahm ſich vor, nach ihrer Namenspatronin eine heilige Thereſia zu werden.

Vor dem Schlafengehen bat ſie ihren Mann, daß er doch auch in ſich gehen und dieſe Gnadenzeit zu ſeinem Heile anwenden möge. Der Müller nahm die Pfeife aus dem Munde und fragte ſein Weib zornentflammt, wann wieder einmal ein Vereinsabend des „Roſenkranzes“ ſei, er wolle für die Thränenſtunde wieder das Seine beitragen. Mit Mühe gelang es dem jähzornigen Manne, ſich zu beruhigen.

Allein heute ließ ſich die Müllerin durch dergleichen Anſpielungen nicht einſchüchtern, ſie verſicherte, daß ihr Mann und ſein Haus auf ewig verloren ſei, wenn er in ſeinem Laſterleben ſo fortfahre und ſich nicht ändere. Wenn denn durchaus er ewig in der Hölle braten wolle, ſo ſolle er doch ſein einziges Kind retten vom Unglauben und der Verführung — ſolle es retten von dieſer gottloſen Welt, welche doch nur ein Jammerthal ſei, ſolle es in's Kloſter geben. Pater Ignatius habe geſagt, das Kloſter ſei der einzige Ort, um die Unſchuld der Jungfrauen für den göttlichen Bräutigam zu retten.

Das war Hochwaſſer auf die Mühle. Joſef tobte gegen ſein Weib, hieß ſie eine Hexe, fluchte und nannte die Miſſionäre elende Kuppler für den ſauberen, „göttlichen Bräutigam".

In einigen Tagen darauf war feierliche Glockenweihe. Der Kirchthurm wurde bekränzt und mit Fahnen geziert. Eine ungeheure Menſchenmenge hatte ſich um die Kirche verſammelt. Die vier Jeſuiten zogen demüthig durch die Volksmaſſen und ſtiegen endlich nebſt vielen Anderen, geiſtlichen und weltlichen Standes, auf den Thurm.

Während der Weihe klangen die übrigen Glocken und das Volk betete. Endlich knallte ein Piſtolenſchuß vom Thurme zum Zeichen, daß nun die große Glocke, der „Egydi-Stier", nicht mehr freigeiſteriſch, ſondern katholiſch ſei, und daß ſie jetzt Segen und Macht habe gegen die Ungewitter und alle Anfechtungen der Hölle. Jetzt fiel die Neugetaufte ſelbſt mit ihren Tönen ein und — Alle ſagten es — nun hatte ſie einen ganz anderen Klang.

Das war ein gar feierliches Geläute, und es drang in den Sonnenſchein hinaus und hin über Feld und Wald, als

wollte es das Körnlein und die Keime und die Kraft der Erde wieder erwecken.

„Jetzt," ſagten die Leute, als die Glocken klangen, „jetzt läutet unſere Gemeinde die guten Zeiten wieder ein!"

Hoffnungsreich ſtanden die Früchte auf dem Feld, und zur Mittagszeit zog das ganze Dorf in einer Proceſſion hinaus, ſchleppte das friſch gezimmerte, braun angeſtrichene und bekränzte Miſſionskreuz auf den Schultern mit, und an der Spitze des Volkes gingen die Prieſter.

Aber an dem Abende desſelben Tages zogen ſich über dem Teufelsſtein Wolken zuſammen und aus dieſen begann es zu blitzen und zu donnern. Da brummte der Eggdi-Stier unaufhörlich vom Thurme und die Jeſuiten ſegneten mit ihren Kreuzen die Lüfte nach allen Himmelsgegenden.

Da löſte ſich das Gewitter und ein wohlthätiger Regen ergoß ſich über die ganze Gegend.

Das war ein Sieg der Miſſion. „Durch ſeine treuen Diener hat uns der Herr Gnade widerfahren laſſen!" ſagte der Pfarrer, und die Leute ſtimmten ihm bei.

Einmal an einem Nachmittag ging der Pater Ignatius an der Mühle vorüber. Die Müllerin eilte herbei und küßte ihm die Hand. Am Waſſerfloß ſtand Kundl mit halbgeſchürztem Kleide und zurückgeſtreiften Aermeln; ſie hatte eben ein luſtig Liedchen geſungen. Sie eilte nicht herbei, ſie blickte in das Waſſer und zerrte an einer Wäſche.

„Iſt wohl Eure Tochter?" fragte der Prieſter.

„Mein Gott, freilich," ſeufzte das Weib, „ein liederlich Weſen!"

Der junge Pater trat hin gegen die Wäſcherin und redete ſie freundlich an. Darauf trocknete ſich Kundl die Hände, trat ſittſam zum Prieſter heran und küßte die ſeinen.

„Wie heißeſt Du, mein Kind?“ fragte er und legte ihr die Hand ſegnend auf das Haupt.

„Kundl.“

„Ein ſchöner Name. Deine Namenspatronin war eine Kaiſerin, aber ſie hat die Welt verachtet und den beſſeren Theil erwählt. Du biſt noch gar jung an Jahren, mein Kind!“

„Bin gleichwohl ſchon ſo viel bei Verſtand, mir den rechten Theil zu wählen,“ entgegnete Kundl zu Boden blickend.

Der Prieſter ſtand eine Weile da und ſah das Mädchen an; dieſes aber hüpfte endlich wieder zum Floß und trillerte:

„Kein Wald ohne Baum,
Kein' Straßen ohne Stein,
A Jeder hat ein Dirndl,
Nur Der iſt allein.“

Der Prieſter redete noch lange mit der Müllerin und ſie wollte ihn ſchon mit in das Haus führen und zu einer Schale Milch einladen, da kam der Meiſter Joſef und ſchlug den Beiden die Thür vor der Naſe zu.

Sofort ging der Pater Ignatius wieder ſtill davon und betete durch die Dorfgaſſe hinauf ſein Brevier.

* * *

Endlich kam der letzte Tag der Miſſion und mit ihm feierlicher Gottesdienſt mit Tedeum, Schlußpredigt und Abſchied der Prieſter von der Gemeinde.

Am großen freien Platze vor der Kirche war eine Kanzel aufgerichtet für die letzte Predigt, die der Pater Ignatius halten ſollte.

Falkenbach hatte ſeit Menſchengedenken noch nicht ſo viele Leute geſehen, als an dieſem Tage.

Es war ein Sonntag. Den ganzen langen Tag über waren in der nun hellen, reich geſchmückten Pfarrkirche feierliche Sang- und Gebetſtunden. Gegen Abend erſt, als ſchon die Sonne hinter der Teufelsſteinalpe zu ſinken begann, ſtrömte Alles in's Freie. Die breite Dorfgaſſe war voll Menſchen, ſelbſt auf die Dächer waren ſie geklettert, um den frommen Prieſter noch einmal ſehen und hören zu können. Wenige waren mehr in der Gemeinde, welche der Miſſion nicht huldigten, und ſelbſt dieſe Wenigen hatten ſich heute eingefunden, um den letzten Aufzug des Spektakels mit anzuſehen.

Auf der Kirchhofsmauer unweit der Kanzel ſaß der Müller und nicht weit von ihm ſein Burſche Albin.

Rechts von der Kanzel, nahe am Eingange zur Kirche, richteten mehrere Männer mit Stricken und Stangen das Miſſionskreuz auf. Es war ein hoher Pfahl aus braunem Holze; auf dem Querbalken ſtanden die Worte:

„Rette Deine Seele!"

Unter den Segensſprüchen der Prieſter, den Geſängen des Volkes und unter unaufhörlichem Glockengeläute wurde dieſes Kreuz aufgeſtellt zum ewigen Gedenken an die Gnadenzeit.

Hierauf beſtieg Pater Ignatius im ſchwarzen Talare, das Crucifix in der Hand, die Kanzel.

Lautloſe Stille trat ein.

Der Prieſter ſtand ein paar Secunden bewegungslos und ſenkte ſeinen trüben Blick auf das Kreuzbild des Herrn, welches er inbrünſtig in der Hand hielt. Dann hob er langſam ſein Haupt und ſprach mit leiſer, tiefer Stimme:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!"

„In Ewigkeit, Amen!" antwortete das Volk, und das war wie ein dumpfes Toſen des Meeres.

Wieder war Stille. Da begann der Prieſter, anfangs wie muthlos, leiſe und langſam:

„Mit ewiger Liebe habe ich Euch geliebt! — ſo ſpricht der Herr, der ſeinen eingeborenen Sohn zur Erlöſung der Welt geſandt hat.

Geliebteſte in Chriſto! Nur wenige Tage ſind vergangen, ſeitdem wir zu Euch gekommen ſind, als Jene, die Jeſus ausgeſendet hat in die ganze Welt, um zu predigen und zu lehren.

Wohl blutete uns das Herz, als wir ſehen mußten den Gräuel der Verwüſtung in dieſer Gemeinde und mit zerriſſener Seele weinten wir den Hunderten nach, die ſich in bejammernswerther Verblendung vom Schooße der heiligen, einigen, chriſtkatholiſchen Kirche, von dem glorreichen Banner des alleinſeligmachenden Glaubens entfernt hatten. Es war ein ſchweres Werk, geliebte Brüder, welches wir vollbrachten, allein mit Gottes allmächtiger Hilfe iſt es uns gelungen, und heute dürfen wir ſtolz auf die Früchte unſerer Arbeit blicken. Tauſende von Seelen ſind gerettet, die Gemeinde Falkenbach iſt wieder eine Gemeinde Gottes geworden! Doch nicht uns, Gott dem Herrn gebührt die Ehre: Er iſt es, der durch uns zu Euch geſprochen, der durch uns Euch die Sünden vergeben und Euch geheiliget hat durch die Sacramente!

Und ſo ſtehen wir heute zum letztenmale vor Euch, Geliebteſte im Herrn!

Wollte Gott, wir könnten verbleiben in Eurer Mitte, um Euch fernerhin zu leiten und zu ſchützen, denn groß iſt des Böſen Macht. Und ſind wir auch überzeugt von Eurer aufrichtigen Bekehrung, ſo müſſen wir dennoch bangend von Euch ſcheiden. Wir haben einen weiten Weg vor uns, Geliebteſte! Die göttliche Sendung ruft uns in ferne Lande,

um auch den Brüdern jenſeits der Berge die Gnade Gottes und die Segnungen des Heiles zu bringen. O laſſet uns, bevor wir ſcheiden, noch einmal die wichtigſten Punkte Euch an's Herz legen, die wir in dieſen Tagen der heiligen Miſſionszeit dargeſtellt, und Euch dann den Segen geben, wie der ſterbende Vater ſeinen Kindern!

Das Erſte und das Letzte, was wir Euch bitten, geliebteſte Brüder: haltet feſt und treu an unſerer katholiſchen, alleinſeligmachenden Religion. Sie iſt der einzige Weg, der Euch mit Euren vorangegangenen Vätern und Urvätern wieder vereinigen wird im Himmel. Dieſe Religion iſt die von Jeſus gelehrte und außer dieſer giebt es keine wahre mehr. Die Juden, die Mohammedaner, die Lutheraner und wie ſie alle heißen mögen die Kinder der Finſterniß, ſie ſind keine Kinder Gottes, ſie ſind ausgeſchloſſen von der Anſchauung Gottes für immer und ewig! Wohl dürfen wir nicht urtheilen über die Millionen von Unglücklichen, die nicht unſeres Glaubens ſind, denn *mein iſt die Rache*, ſpricht der Herr! Allein wir wiſſen, daß ſie der Verheißungen Gottes nie und nimmer theilhaftig werden können. Und es iſt ja auch klar und deutlich, Geliebteſte, denn könnte jede andere, beliebige Religion ſelig machen, wozu hätte Gott ſeinen eingeborenen Sohn hingegeben für die Sünden der Welt? Allein, mit ewiger Liebe habe ich Euch geliebt, ſpricht der Herr, und darum hat er zur Erlöſung der Welt aufgeopfert ſeinen Einzigen, an dem er ſtets ſein Wohlgefallen hatte, und den er geliebt bis zum Tode des Kreuzes! O, wehe dem Verſtockten, der ſolches Opfer dem ewigen Vater nur mit Spott und Undank lohnt und ſeine heilige Kirche läſtert — verdammen wird ihn der Herr am Tage des Gerichtes! Doch, leider Gott, was muß man ſehen und hören in unſeren

Tagen? Stürzen will man die Kirche und den Glauben; in Staat und Schule führt der Teufel ſein Regiment und ſchleudert durch böſe Schriften und Grundſätze hölliſches Unheil in das arme, arme Volk. Aufklärung, Freiheit, Bildung, Fortſchritt! Das ſind die Lockworte des Satans. — O, höret ſie nicht, um Chriſtiwillen, höret ſie nicht, ſie ſind Euer Verderben! Dieſe Weltverbeſſerer, wie ſie ſich nennen, Wölfe ſind ſie in Schafskleidern; wer ihnen folgt, der iſt verloren für alle Ewigkeit. O, bewahret Eure Kinder vor falſchen Schulen, die ſie aufgerichtet, ſie ſind Lehranſtalten des Antichriſt, vor welchen unſer göttlicher Heiland ſo nachdrücklich gewarnt: Es werden falſche Propheten aufſtehen und in meinem Namen lehren. Aber ihre Macht wird währen nur kurze Zeit und des Menſchen Sohn wird kommen und richten! Die Tage der Trübſal werden vorübergehen und das Reich Chriſti auf Erden wird glänzender ſein als die Sonne! — Aber, daß ich es Euch noch einmal zurufe mit der Stimme des Donners wie ſie aus dem brennenden Dornbuſch auf Sinai gerufen: Bewahret Eure Kinder vor den Zeichen der Zeit, beſſer iſt es, Ihr ziehet Eure Kleinen auf in Unwiſſenheit und Einfalt als daß ſie an den Giften der Weltweisheit zugrunde gehen! Wer wenig weiß, ſagt das Sprichwort, dem macht wenig heiß, alſo auch nicht das hölliſche Feuer. Wenn aber ein Unwiſſender dennoch blind in die Hölle geht, ſo fährt heutzutage der Gelehrte mit offenen Augen hinein!

Nur das Eine lehrt Euren Kindern, daß ſie vorerſt das Reich Gottes ſuchen und ſeine Gerechtigkeit. Lehret ihnen das Heil und den Nutzen der Sacramente, die da ſind die einzigen Stufen zu Gott hinauf! — O, flöge heute ein Engel in Eure Wohnungen und zu den Wiegen Eurer Kinder, und ſagte ihnen Alles, was Ihr in dieſer heiligen Miſſions-

zeit von uns gehört, und brächte ihnen von uns den apoſtoliſchen Segen! Die Kleinen haben noch ein langes, ſchweres Leben voll Anfechtung und Gefahren vor ſich — ich nehme hier das Kreuz, und ſegne im Namen Gottes und der Kirche alle Säuglinge dieſer Gemeinde!

Und nun wende ich mich an Euch, Ihr Jünglinge und Jungfrauen. Ihr ſtehet auf der gefährlichſten Stelle des Lebens! Groß iſt die Anfechtung der Welt und des Fleiſches; nur ein kräftiges Mittel giebt es, dieſer zu widerſtehen: das Gebet. Wachet und betet! ſagt Jeſus, denn nichts Unreines kann in den Himmel eingehen! O, wenn Ihr wüßtet, wie Viele Eures Standes einer einzigen unbewachten Stunde wegen in den ewigen Gluthen braten! O, erſchiene Euch nur ein Einziger aus den Legionen dieſer Verdammten und brächte das kleinſte Tröpflein mit von ſeiner Qual, damit Ihr ermeſſen könntet, wie Gott der Gerechte die Unzucht ſtrafet! — Betet und meidet die Gefahr, denn wer die Gefahr liebt, der wird in derſelben umkommen. Meidet alle lauten Geſellſchaften, Tänze, Jahrmärkte! ſie ſind nichts Anderes, als Hochzeitsfeſte des Teufels, in welchen er ſich vermählt mit der Menſchenſeele. Bedenket, dieſes Leben iſt ja keine Zeit der Freude und Luſt, wohl aber der Buße und Abtödtung. Was hat eine heilige Maria Magdalena gethan? Was ein heiliger Paulus? Was ſo viele tauſend Andere, wie wir im Laufe der Miſſion geſehen haben? Alle haben freudig das Irdiſche für das Himmliſche vertauſcht, ſind in den Märtyrtod, in die Einſamkeit, in das Kloſter gegangen. Die heiligen Kloſtermauern ſind noch bis auf den heutigen Tag die Stätten der Buße, der Unſchuld. O, es iſt ein Seliges, ein Himmliſches, abgeſchloſſen von der falſchen, böſen Welt, ſeine Seele als Braut Chriſti dem Dienſte Gottes zu weihen. Tag und

Nacht, Ihr Jünglinge und Jungfrauen, möchte ich an Eurer Seite ſtehen und für Euch wachen und beten. Jeſus, der Gekreuzigte, den ich hier in den Händen halte, ſegne Euch und bewahre Eure Unſchuld.

Und jetzt auch noch ein Wort zu Euch, Ihr ehrwürdigen Greiſe und Greiſinnen. Wir werden uns in dieſem Leben wohl nicht mehr ſehen, denn Ihr ſtehet an der Schwelle des Grabes. O, danket Gott, daß er Euch noch vor Eurer letzten Stunde den Segen einer heiligen Miſſion beſchieden hat. Ihr ſeid nun ausgeſöhnt mit Eurem Richter und wenn Ihr angelangt ſein werdet an ſeinem Throne, ſo betet für Eure Gemeinde, daß ſie die Segnungen der heiligen Miſſion bewahre bis in die ſpäteſten Zeiten. Und betet auch für uns, Ihr Greiſe und Greiſinnen, denn wir Prieſter haben einen gar ſchweren Stand! Groß iſt unſere Verantwortung vor Gott! — Betet Alle für uns, ſo wie auch wir Euch täglich einſchließen werden in das heilige Meßopfer. Ich ſegne Euch mit den Verdienſten des Kreuztodes Jeſu Chriſti. Ich ſegne alle Lebendigen und Abgeſtorbenen dieſer Gemeinde, und Allen, die unter Euren Füßen in den Gräbern ruhen, ſei der Ablaß der heiligen Miſſion zugewendet!

Und ſo ſcheiden wir von Euch, Brüder und Schweſtern in Chriſto. Was wir Euch zum Andenken hinterlaſſen, das iſt zwar wenig in den Augen der Welt, aber viel vor den Augen Gottes — dieſes Kreuz, das heute aufgerichtet worden an der Pforte Eures Gotteshauſes. Das Kreuz iſt dem Chriſten Alles, das Zeichen der Erlöſung, die Fahne des Glaubens, das Symbol des Sieges, der ewigen Verherrlichung! Wir können Euch nichts Beſſeres hinterlaſſen, Brüder und Schweſtern in dem Herrn! Haltet es hoch in Ehren, dies erhabene Zeichen, es ſei Euch Erinnerung an die

Gnadenzeit und an Alles, was Ihr in derſelben gehört und verſprochen. Und habet Ihr zu kämpfen mit Welt und Teufel, ſo blicket auf zum heiligen Kreuzbild; — durch dieſes Zeichen wirſt Du ſiegen! Und iſt Jammer und Unheil über Euch hereingebrochen, und will ſich Euer bemächtigen die Verzweiflung, o, ſo kommt hierher zu dieſer ſtillen Stätte und blicket auf zum heiligen Kreuzbild — im Kreuz allein iſt Heil! — Das Miſſionskreuz ſei Euch eine mahnende Stimme, ſie töne Euch fort und fort bis zum Sterben die Worte zu: Rette Deine Seele! — Und wenn Ihr Kinder und Jünglinge und Jungfrauen, die Ihr heute hier ſtehet, alt und grau geworden ſein werdet, ſo gedenket noch des heutigen Tages, und erzählet es Euren Kindern und Enkeln, was Ihr hier gehört und geſehen, und führet ſie her zum Miſſionskreuz, und betet und machet gute Vorſätze, und bringet ſo durch Wort und Beiſpiel Euren Nachkommen die Segnungen der heiligen Miſſion bei!

Und gedenket ſtets unſer, geliebteſte Brüder und Schweſtern, das bitten wir Euch heute zu dieſer bangen Stunde mit weinenden Augen! Seid auch unſerſeits verſichert, daß wir Euer gedenken bis zum Tode. Und wenn uns am großen Tage des Gerichtes die Poſaune ruft in's Thal Joſaphat, ſo werden wir hintreten vor den göttlichen Richter und fragen: Herr, wo iſt die Gemeinde Falkenbach, was iſt aus ihr geworden? O, wir hoffen, daß ſie ſtehen wird zur rechten Hand, auf daß wir ſie einführen können in das Reich Gottes!

Nehmet noch einmal unſeren Dank für alles Gute, was wir in dieſen Tagen bei Euch genoſſen haben, für Eure Liebe, Bereitwilligkeit, Buße — und ſollte je noch eine Seele unter Euch ſein, an der dieſe Gnadenzeit ſpurlos vorübergegangen wäre, ſo empfehlen wir ſie der ewigen Barmherzigkeit!

Und nun kehret zurück in Eure ſtillen Häuſer und Wohnungen, und nehmet von uns als letzte Gabe den päpſtlichen Segen:

Der Herr der Herrſcher und Heerſchaaren verleihe Euch ſeine Gnade, und ſeine reinſte Mutter und Jungfrau Maria beſchütze und bewache Euer geiſtliches und weltliches Gut, behüte Euch vor allem Uebel und ſchenke Euch eine glückliche Sterbſtunde. Die verſtorbenen Chriſtgläubigen aber mögen ruhen im ewigen Frieden, Amen!"

Pater Ignatius hatte geendet, war auf das Knie geſunken und verdeckte nun ſein bleiches Antlitz mit den Händen.

Kein Auge war trocken geblieben.

Vor dem Miſſionskreuze entſtand ein großes Gedränge, Alle wollten das hohe Gut und Andenken an die Miſſion küſſen.

Die Sonne war untergegangen.

Vor dem Kreuze brannten Hunderte von Wachskerzen in röthlichem Scheine.

Da begannen in ſpäter Abendſtunde noch einmal alle Glocken zu tönen. Und das war gar unheimlich zu hören; es war wie ein ſchweres Klagen und Weinen in der ſchwülen tief ruhigen Nacht. Es war, als ob die Welt ihr Antlitz verdecke mit den Händen und bitterlich ſchluchze. Jeder ſchwur in ſeiner Seele, ſich nun von allem Irdiſchen loszureißen und ganz dem Himmel zu leben. Viele nahmen ſich vor, alles unredlich erworbene Gut zurückzuſtellen; Feinde reichten ſich die Hände zur Verſöhnung.

Und die Glocken klangen und ſchrillten fort, lange und bange, und ſie waren zuletzt zu hören wie die Poſaunen des Weltgerichtes, und man meinte die Grabhügel auf dem Gottesacker müßten erbeben und aufſtehen müßte in fahlen Leichengewändern die alte Gemeinde.

Da trat der Brückmüller hin und reichte vor dem Kreuze ſeinem Weibe die Hand und äußerte, daß er, wenn es noch möglich, von dieſen Prieſtern die Sacramente empfangen wolle.

Der Müller ſuchte an demſelben Abend die einſamſten Wege auf, ſchritt gegen den Pfarrhofgarten und gar verſtört ſtarrte er vor ſich hin. Erſt ſpät in der Nacht mußte ihm ſein Weib die Thüre öffnen. Als ſie ihn fragte, wo er ſo lange geweſen, antwortete er dumpf: „Beim Pater Ignatius."

Nach ſeinem Nachtgebete, das der Mann nach Langem heute wieder zum erſtenmale und nicht ohne Aufregung verrichtete, ging er in die Kammer ſeiner Tochter.

Sie lag in einem ſanften Schlummer. Er ſtarrte lange auf das liebliche Mädchenantlitz und murmelte dann: „Ja — es iſt das Beſte!"

Dann ging er in das Mühlzimmer und ſuchte Albin's Bett auf. Es war leer.

Erſchöpft kehrte der Alte in ſeine Stube zurück und warf ſich angekleidet auf das Lager. Sein Weib horchte beſorgt auf ſeine ſchweren Athemzüge — Träume, Träume mußten ihn quälen.

Folgen.

Albin irrte unſtet über die Felder.

Das war für ihn keine Nacht zum Schlafen. Wohl ſtrahlten oben freundlich die Sterne, wohl rieſelte mild das Bächlein, wohl glühte lieblich das Johanniswürmchen. Aber er wendete ſich von all' Dieſem ab — es war ja Alles erheuchelt, erlogen. Er zweifelte an der Natur, an allem Wahren und Edlen auf Erden.

Albin alſo auch — bekehrt?

Nein, ſagte er zu ſich, ein ſo ſcharfes Gift und ſo viel Zucker dabei! — Doch, das iſt ja der Orden der Geſellſchaft „Jeſu“ — der Stern ohne Glanz, das Feuer ohne Wärme, der Glaube ohne Liebe.

Arme Gemeinde!

Doch, es ſollte ja anders, beſſer werden mit ihm, mit dem Mädchen. Kundl hat ihn lieb, wird Vater und Mutter verlaſſen und ihm anhängen.

Albin war ſehr aufgeregt; die Sterne ſtiegen und ſanken und das Morgenroth erglühte, bevor er an eine Nachtruhe gedacht hatte.

Und als die Sonne aufging, eilte er über den Mühlſteg und zog an der Wehre das Brett auf, damit das Waſſer in die Radſtube fließe; heute war ja wieder Werktag. Heiliger Arbeitstag, Tag Gottes, wenn der Sonntag ſo ſehr — ſo ſehr entwürdigt wird!

Plötzlich blieb der junge Mann ſtehen, hielt ſeine Hand über die Augen und blickte gegen die Dorfgaſſe. Dort wandelten drei Geſtalten, die er kannte. Die eine war ſein Meiſter, die zweite Kundl, die dritte der fromme Pater Ignatius. —

Albin ſtand auf dem Steg und ſtarrte in den Mühlbach hinab — dann ging er in die Mühle und richtete alle drei Gänge an. Das ſollte klappern und klirren und ſchwirren und ihn betäuben. —

Nach dem Mittagseſſen wurde Albin zu dem Meiſter in's Extraſtübchen gerufen. Der Müller ſtellte dem Eintretenden ſchweigend den Lehnſtuhl zurecht, was er ſonſt nie that und ſetzte ſich dann ſelbſt dem Burſchen gegenüber in den Großvaterſtuhl.

„Hab' mit Ihm was zu reden,“ ſagte er.

Den Burſchen befremdete der Ton und die Anſprache.

„Wir machen es kurz," fuhr der Müller fort. „Er iſt ein ordentlicher Burſch' geweſen, man hat ſich in der Arbeit auf Ihn verlaſſen können. Daß Er nicht meint, es ſei deswegen. Ich hab' auch ſchon Mühlſtaub auf den Haaren, ich hätt' Ihm das Geſchäft übergeben, wie's liegt und ſteht, denn — ich hab' kein einzig Kind. — Aber Er iſt ein Lutheriſcher, Er hat mein Haus vor Sonnen-Niedergang zu verlaſſen! — Er kann's aber anders machen, er kann Müllermeiſter werden. — Geh' Er zu uns herüber in den katholiſchen Glauben! — Ueberleg' Er ſich das, Albin, und jetzt mach' Er und ſchütt' für's Letzt' des Pfarrers Weizen auf!"

„Iſt recht!" ſagte Albin, tappte nach der Thürklinke, ging und ſchüttete des Pfarrers Weizen auf. —

— Iſt recht! — Albin wollte, daß das dem Müller Joſef gegenüber ſein letztes Wort geweſen ſein möchte und daß er nun fortziehe für immer. Des Pfarrers Weizen konnte ein Anderer mahlen. Er hatte aber den Alten heute nicht verſtanden. Der Meiſter hatte geſprochen vom Dableiben, weil er kein einzig Kind habe. Kundl wollte er ſehen und ſprechen.

Zur Nachmittagsſtunde ſtieg er hinauf zur Dachkammer, wo ſein Schrank ſtand, und ſuchte ſeine Reiſetaſche hervor. Eine Magd, die das ſah, rief aus: „Joachim und Anna, will denn Alles fort jetzt auf einmal? — Die Kundl verlieren wir auch!"

Da horchte der Burſche auf. „Die Kundl? wieſo, Greth?"

„Du meine heilige Zeit, das ganz' Haus wird umgekehrt deswegen, und der fragt, wie wenn er heut' erſt von oben herabgefallen wär'! In's Kloſter geht ſie!"

„In's Kloſter geht ſie," verſetzte Albin murmelnd, wie im Traume; darauf ging er in die Mühle und ſtarrte in das kreiſende Räderwerk.

An demſelben Abend in der Dämmerung war Albin mit Kundl im Garten. Sie lag an ſeiner Bruſt, ſie weinte ſo ſehr, daß ſie kein Wort reden konnte.

„Alſo doch!“ murmelte Albin, und ſo ſoll es mit uns enden! — Kundl, mein Wort vor Dir, vor Deinem Gewiſſen und vor Gott: geh' nicht in's Kloſter! Du kannſt ja nicht, Du haſt kein Recht dazu, Du kannſt Gottes Leben nicht verwerfen, Du willſt bei mir ſein, mein Alles! Mädchen! und Du darfſt nicht betrügen, Du kannſt nicht, es iſt Dein Wille und Dein Sinn nicht, und — — haſt Du mich dennoch betrogen — ſo geh' ich ſterben!“

„Ich bitte Dich zu tauſendmalen, Albin, red' keine ſolchen Worte. Ich muß vergehen, es iſt Alles vorbei, und ich ſterbe ja auch in meinen jungen Jahren.“

„Wie Du heiter geweſen biſt, Kundl, und lebensfreudig!“

„Meine Todtenlieder hab' ich mir geſungen allweg, wo ich gegangen und wo ich geſtanden bin. Aus iſt Alles und jetzt ſperren ſie mich in das finſtere Kloſter ein. So lang' mir noch der Herzſchlag geht, Albin, Dich vergeſſ' ich nimmer!“

„Geh' nicht, o geh' mir nicht in's Kloſter! Ich ruf Dir's zu mit Deinem guten Engel!“

„Albin, das weißt Du nicht, wie es mit mir iſt. Meine Eltern wollen es und ich hab' es geſchworen. Bei der Hand hat er mich gehalten, der Pater Ignatius, und gebeten hat er mich um Chriſti willen, daß ich denken ſoll auf meine Seligkeit. Und meine Mutter hat geweint, und mein Vater hat ſich bekehrt; aber der Prieſter hat ihm geſagt, er könne nach ſeinem Sündenleben leichter ſelig werden, wenn ich mich für ihn aufopfere. Und wenn ich das nicht thäte, wäre kein Glück und Segen mehr für mich. O, nicht zu ſagen, wie weh mir iſt im Herzen!“

— Trau dieſem Pater Ignatius nicht, er iſt die Sünde und betrügt Euch Alle! So wollte Albin ausrufen, aber eine andere Stimme war in ihm. Raub' ihr nicht auch noch das Letzte, das Bewußtſein der Aufopferung. In's Kloſter wird und muß ſie doch. — Entführe ſie! Aber denke an den Elternfluch, der in ihrer Seele nachklingen wird durch das ganze Leben, jede frohe Stunde, jedes reine Glück erſtickend . . . . . .

Sein Kampf war zu Ende. Die Himmelsſterne haben es geſehen, wie er ihre heiße Stirne an ſeine Lippen preßte.

„Der letzte Kuß, den Dir die Erde giebt," ſagte er dumpf, „und jetzt geh' und folge Deinem Vater. Nein, bleibe noch einen Augenblick. Eines thue mir noch, Eines noch zum Zeichen, daß Du mich haſt lieb gehabt."

„Albin, Deine Worte ſind ſo ſchwer wie Blei. Sag': Stürze Dich in den Mühlbach! — Ich thue Dir's!"

„Folge Deiner Kindespflicht; ich werde Dich verehren, nur das Eine bitt' ich Dich, Kundl, halt' Dich nicht an dieſen Jeſuiten!"

„Nur an Gott und an —"

„Jetzt noch Eines — das Allerletzte: Wenn Du mich haſt lieb gehabt, Kundl, ſo thu' mir auch dieſes Allerletzte, es iſt wegen unſerer Ruh' — vergiß auf mich. Ich werde Dich ja auch vergeſſen und mir eine Andere freien."

Bei dieſen Worten warf ſich das arme Mädchen im Uebermaße aller Liebespein an Albin's Bruſt und rief mit wogendem Tone: „Ich bleib' bei Dir! mein Lieb, mein Lieb, ich verlaſſ' Dich nimmer!"

Die Liebenden hielten ſich umſchlungen; verzweifelnd noch vor einem Augenblick und jetzt im Glücke.

Hölle und Himmel, wie nah' iſt das beiſammen!

„Da ſeht mal Euer tugendſam Töchterlein, Alter!“ kreiſchte plötzlich eine Stimme hinter dem Zaun, „ſauberes Bräutchen Gottes — geht morgen in's Kloſter und wird Euch erlöſen!“

Die Stimme war die des Paters.

Da krachte der Zaun; mit einem geſchwungenen Aſte ſtürzte der Müller in den Garten — das Holz ſauſte nieder gegen das Haupt der Jungfrau — Albin fing es auf und ſank ſchwer getroffen in das thauige Gras.

* * *

Schon wieder ein Feſttag in der Gemeinde Falkenbach. Wieder Menſchengedränge, wieder Glockenklingen!

Vor dem Pfarrhofe hielt eine ſchwerfällige Landkutſche; an dieſelbe waren zwei ungleiche Pferde geſpannt, davon gehörte das eine dem Bäcker, das andere dem Bader.

In der Kutſche ſaßen die vier Miſſionäre und noch eine fünfte Perſon. Sie waren zur Abfahrt bereit. Ein letztes Abſchiednehmen und Segnen noch, und der Wagen rollte davon. —

Die Gemeinde bekam's wie Heimweh, als das Gefährte hinter der Straßenbiegung verſchwunden war.

„Wie es doch des Brückmüller's Kundl gut hat,“ meinten einige Weiber zu einander, „die kann jetzt mit den heiligen Männern fahren.“

„Sie hat auch ſelbſt ſchon wie eine Heilige ausgeſehen.“

„Seid Ihr dabei geſtanden, wie ſie von ihren Eltern Abſchied genommen? Da hat ſie gar erbärmlich geweint.“

„Wohl die Steine hätten ſich erbarmen mögen. Aber man ſagt, aus purer Freude.“

„Schon recht, aber, wenn ich Müller bin, ich laſſ' mein einzig Kind doch nicht gleich ſo fortziehen.“

„Habt Ihr's ſchon gemerkt, daß ſich der Albin nicht ſehen läßt?"

„Der Müllerburſche? Und das wißt Ihr nicht, daß er im Sterben liegt?"

„Ei ei, muß aber auch ein rechtes Herzleid ſein, wenn Einem das Bräutchen weggeſchnappt wird."

„Das ſchert ſo einen Lutheriſchen nicht. Von einem Baum iſt er gefallen geſtern Abend, und da hat er ſich im Kopf ein Loch geſchlagen, daß Ein's mit Roß und Wagen hineinfahren könnt'."

„Nicht einen Groſchen, ſagt der Bader, giebt er für ſein Leben."

„Iſt gut weg, gut weg," näſelte der Schuſter Simon. „Iſt auch der Einzige in der Gemeinde, den die Miſſion nicht bekehrt hat — 's iſt eine wahre Straf' Gottes. Hätt' dem Dorf keine Ehr' bracht!"

„Je, aber das muß man ihm laſſen, Schwager, ſein Geſchäft hat er verſtanden wie Einer! Und wer macht ſonſt aus einem Metzen Korn zehn Maßel Mehl, als der Albin? Und was für ein Mehl! Und das, ſag' ich, iſt der einzige Müller geweſen, der nicht geſtohlen hat."

„Der Teufel kriegt ihn doch; ich hab's auch gehört, wie er einmal geſagt hat, die Miſſion ſei für Falkenbach ein Unglück."

„Das ſollt man ihm auf den Balg brennen, wenn er nicht ſo ſchon mit einem Fuß in der Höll' ſtünd'," eiferte der Schuſter.

„Recht, Gevatter; die heilige Miſſion war ein Glück für uns, ſie hat uns aufgeklärt und zurecht gewieſen. Ich bin ein grundſchlechter Menſch geweſen, aber jetzt kriegt mich der Teufel nicht mehr! Mich nicht, mich!"

„Mich wohl gewiß auch nicht!“ ſchrie der Schuſter wieder, „ich bin ein Anderer geworden, ich hab' einen neuen Menſchen angezogen; ich bet', ich faſt' und kein Armer geht leer von meiner Thür. Ich verricht' alle Monat' die heilige Beicht und laſſ' auch die Meinen dazu an. Alle Feiertage werden von mir gehalten, die kleinen wie die großen. Meine Kinder müſſen den Katechismus auswendig können wie das Suppengebet, und daß, ſo lang' ich leb', kein weltliches Buch und keine Zeitung in mein Haus kommt, das iſt geſchworen!“

„Und ich hab' mich in die Armenſeelenbruderſchaft einſchreiben laſſen und zahl' des Jahres meine neun heiligen Meſſen!“

„Und ich bin beim Bonifacius-Verein,“ rief der Schuſter wieder, „und ich will meine Brüder retten vor dem ewigen Tod, und ich bin ein Chriſt, und das iſt meine Religion, und wenn ein Jud' in mein Haus kommt, ſo ſchlag' ich ihn nieder!“

„Habt wohl recht, Meiſter, ſeid ein Ehrenmann und müßt noch Richter werden!“

So wurden die Geſpräche zur Erbauung weiter geführt. —

Noch den ganzen Tag wurde die Abreiſe der Miſſionäre gefeiert, und am Abende verſammelte ſich die Gemeinde vor dem Miſſionskreuze und betete einen Roſenkranz. — An demſelben Abende war es auch, als der Landbote von Birkenhaide im Dorfe erfolglos um Nachtherberge bat. Selbſt der Wirth ſagte kurz: „Für Euch kein Platz bei mir!“

Der alte Mann ging zum Pfarrer, der auch Gemeinderichter war, und beſchwerte ſich deswegen. Der Pfarrer ging in ſeinem Zimmer mit verſchränkten Armen auf und ab und meinte, es geſchehe dem Landboten ſchon recht, er habe mit ſeinen Schriften und Blättern die Leute einſt verwirrt gemacht,

und jetzt ſeien ſie von einem Extrem in's andere verfallen. Aus ſeinem Herrn Sohn werde auch nichts. — „Hat ſchöne Geſchichten gemacht, Euer Fritz, am Pfingſtſonntag. Bekennt er ſich zuerſt für den Orden der Jeſuiten, bricht aber in einer halben Stunde d'rauf draußen unter Gottes Himmel ſein Wort, zerreißt die Schrift und wirft die Fetzen dem Pater Ignatius vor die Füße. Höret, Alter, Euer Bub' wird vielleicht ein ſchnöder Schreiber, aber ſein Lebtag kein Prieſter!"

Mit ſchwerem Herzen verließ der Bote den Pfarrhof und legte ſich außer dem Dorfe unter eine alte Linde, um ſich ein wenig auszuruhen.

Er konnte aber nicht ſchlafen; die kühle Nachtluft machte ihn ſchauern; des Dorfes Ungaſtlichkeit und des Pfarrers Vorwurf wühlten ihm fort und fort im Herzen.

Endlich wollte ſich der alte Mann wieder erheben, um weiter zu gehen. Es war ſpät in der Nacht.

Als er ſo hinwankte, wurde er auf eine Geſtalt aufmerkſam, welche ſich die Straße heran bewegte.

Es war ein Mann, der ſich auf einen Stock ſtützte und oft ſtill ſtand.

Leicht auch Einer, dem ſie die Herberge verſagt haben, dachte ſich der Bote und ging der Geſtalt entgegen.

„Wer Ihr auch ſein mögt, könnt' ich Euch helfen?"

Der Fremde ſtutzte, dann wankte er näher und murmelte: „Ich ſollt' Euch kennen, ſeid Ihr nicht der Landbot'?"

„Heiliger Himmel, der Albin!" rief der Bote aus, „ja, zum Donner, was macht denn Ihr da? Hört' ich doch, Ihr läget ſchwer krank im Bett vom Baumfall?"

„Vom Baumfall? Von welchem — ja, ja — habt ſchon recht, vom Baumfall."

„Ihr wankt, es iſt Euch ſchlecht — ſo ſtützt Euch an mich. Was habt Ihr doch?"

„Weil das Ding da am Kopf —" Albin ſtützte ſich bei dieſen abgebrochenen Worten an den Boten. — „Hab' die Binde — vergeſſen und da — ſtieß mich auch ein wenig dort am Baum an — und jetzt —"

„Jeſus, es fließt ja ein ganzer Blutſtrom von Euerem Kopf! Lehnt Euch doch an mich, da iſt ein Tuch. So wohl. Ich reiß' ein Löffelkraut ab, das ſtillt das Blut. So. Und jetzt das linde Tuch d'rauf!"

„Dank Euch, guter Mann! Iſt mir ſchon beſſer jetzt. Ein Bischen bluten, denk' ich, ſchadet nicht — iſt mir ja der Kopf ſo ſchwer."

„So ſagt mir doch, Albin, was ſucht Ihr denn da in der ſtockfinſteren Nacht?"

„Braucht nichts zu ſagen, Alter, wenn Ihr morgen in's Dorf kommt — Ihr ſeid mir nicht begegnet, verſteht Ihr? — Denkt Euch, Landbot', ich geh' jetzt fort, ganz fort — mahl' nimmer beim Brückmüller."

„Du lieber Gott, und ſo in der Nacht wie ein — unredlicher Menſch, hätt' ich bald geſagt."

„Habt Ihr noch nichts gehört, Landbot'?"

„Ja, was ſollt' ich denn gehört haben — komm' kaum in's Dorf, werfen ſie Einen hinaus. Der Brückmüller hat's auch than."

„Alter, der Meiſter mag mißtrauiſch geworden ſein. Es waren Diebe in der Mühle, die ſind mit dem Raube am hellen Tag fort — deswegen geh' ich ehrlicher Kerl in der Nacht!"

„Heilige Maria, ſteht's ſo mit Euerem Kopf?"

„Bin irrſinnig, meint Ihr — wahrhaftig auch, es ſtünde gut genug dazu!"

„Sammelt Euch!"

„Habet ſie auch gut gekannt, die Kundl."

„Die Kundl? Gekannt? — Doch wohl nicht todt?"

„Todt nicht, aber — begraben."

Albin erzählte Alles.

Der Alte hatte es vernommen und ſchwieg. Plötzlich aber ſchlug er ſich auf die Stirn und ſagte: „Siehſt Du, alte Rumpelkammer, daß Du Recht haſt! Alleweil hab ich mir's geſagt, eine Miſſion in Falkenbach heißt: Teufel in die Höll' tragen. Jetzt haben wir's. Der Brückmüller ſtiehlt ehedem das Herrſchaftswild, dem Pfarrer den Zehent und den Kunden das Mehl, und dabei hätt' er mögen die Welt mitten auseinander fluchen. Jetzo iſt er bekehrt und verſchachert ſein eigen Kind. Machet Euch aber nichts daraus, Burſche, die Kundl müßt Ihr wieder bekommen. — Und jetzt, wenn Ihr wollt, gehen wir zuſammen; ich führ' Euch mit Fleiß. Bis die Sonn' herauf ſteigt, ſind wir bei meinem Häuſel und dort kehren wir ein und Ihr bleibet bei mir, bis Ihr geſund ſeid. Mein Weib wird Euch ſchon pflegen. Geht mir aber ja nicht mehr nach Falkenbach zurück, es giebt überall zu mahlen und Beſſeres als in Falkenbach, und — die Müllerin bleibt Euch nicht aus."

* * *

Es war am Feſte des heiligen Erzengels Michael.

Auf den Feldern um Falkenbach ſtand der Hafer in vollſter Reife; heuer war die Gemeinde von böſem Wetter verſchont geblieben. Ein volles Feld war ein ſeltſamer Anblick in dieſer Alpengegend.

Aber keinen Schnitter ſehen wir auf dem Felde; kein Menſch iſt da, der das liebe Brot angriffe, das der Herrgott ſchon ſeit Tagen reif herhält.

Die Gemeinde ist in der Kirche.

Es war ja heute das Fest des heiligen Michael, jenes Erzengels, der den Drachen an der Kette hält. „Betet," hatte der Pfarrer, wie früher die Missionäre, von der Kanzel gerufen, „betet, liebe Christen, daß der heilige Erzengel den Drachen nicht loslasse! Denn, es wird eine Zeit kommen, wo dieses Höllenungeheuer frei in der Welt umherziehen wird und sehen, wen es verschlinge. Das wird sein zur Zeit der sogenannten Aufklärung, zur Zeit des Antichrist!"

Nach der Kirche ging's beim Wirthe lebhaft zu. Man hatte den Schulmeister auf dem Korn; der kam erst, weil der alte starb, vor wenigen Wochen in das Dorf und war „Neuerer". In den ersten Tagen ging er gerne auf ein Stündlein in's Wirthshaus, wenn das Tagewerk mit den Kindern vorüber, und nahm auch ein paarmal seine Schulzeitung mit. Das dauerte nicht lange; einmal riß ihm der Schuster Simerl das Blatt aus der Hand und zündete sich damit die Pfeife an.

Heute ging es besonders los. Der Schulmeister, hieß es, soll den Kindern hübsch das Beten und den Katechismus lehren; wie Ein's die Felder anbaue und die Obstbäume pflanze, das wisse man schon selbst, dazu brauche man keinen Studirten. Man brauche keinen solchen Allesbesserwisser; man sei froh, daß der hochgelahrte Müllerbursche fort, und wenn ein hochnasiger Schulmeister gehe, werde man auch keinen Trauerflor auf die Fahne hängen. Läuten könne ein Kirchenwaschel auch und statt der Orgel sänge man den Kreuzweg.

Deß waren die Bauern im Wirthshause bereits einig, als plötzlich die Wirthin rief: „Schaut's hinaus, schaut's hinaus, die Schleifer-Nani!"

Zwei Gendarmen mit aufgepflanzten Gewehren führten ein Mädchen vorüber. Dem Mädchen waren die Hände gebunden und auf dem Haupte lag ihm ein gelber Strohkranz.

Das Jugendleben von der Schleifer-Nani iſt eine betrübende Geſchichte.

Die Nani war die Tochter eines Häuslers am oberen Ende des Dorfes. Als das letzte ihrer armen Eltern ſtarb, war ſie eine Jungfrau von achtzehn Jahren. Da war ſie ein liebes, friſches Mädchen; ſie beſorgte das kleine Hausweſen und that Näharbeiten für wohlhabendere Leute. Da wurde ſie mit einem Mann bekannt, der beſaß ein Haus, wollte das Mädchen heiraten. Schon war die Hochzeit vor der Thür, da mußte der Bräutigam zu den Soldaten. Bald darauf verſpürte die Nani unter ihrem Herzen junges Leben. Sie weinte ſich darüber die Augen wund, ſie wußte ſich nicht zu helfen. Es hätte, wie ſie gehört, nämlich nach einem Vorſchlage der Miſſionspriester zur Aufrechterhaltung der Sittlichkeit der Pfarrer verordnet, daß eine Dirne, welche ſich vergehe, mit einem Strohkranz auf dem Haupte durch das Dorf geführt und einen Tag bei Waſſer und Brot in die Todtenkammer geſperrt werden ſollte.

„Jeſus Chriſtus!“ kreiſchte Nani auf bei dieſem Gedanken, nicht einmal des Tages hätte ſie ohne Furcht und Grauen allein über den Kirchhof gehen mögen.

Das Mädchen war in Verzweiflung — es wollte ſich das Leben nehmen. „Warum hat mich meine Mutter erzogen, wenn's nun ein ſolches Ende nehmen muß. O Gott! Warum läſſeſt Du den Menſchen irren, wenn Du ihn nachher ſo ſtrafen mußt!“

Das Mädchen blieb mit ſeinem Jammer allein und es geſtand ihn Niemandem. Zu ihrer alten Schulgeſponſin Kundl

hatte ſie wollen hinabgehen und dieſer den Jammer mittheilen, da zog die Müllerstochter fort in's Kloſter, rein wie ein Engel, und ſie, die arme Nani, die Sünderin, blieb zurück, ohne Hilfe und ohne Freund, zagend und weinend der Stunde harrend, die ſie in die öffentliche Schande und in die Todtenkammer bringen ſollte. Und noch vor der Zeit gebar ſie ein todtes Kind. Das trug ſie hinaus hinter das Häuschen und grub es in die Erde.

Aber da kam aus dem Dorfe herauf ein Hund, der ſcharrte, und die Häuslerin wurde als Kindesmörderin feſtgekommen. Sie ließ Alles mit ſich geſchehen, ſie brachte kein Wort hervor zur Vertheidigung.

Und ſo banden ſie dem unglücklichen Mädchen den Strohkranz auf das Haupt, und zwei Gendarmen führten es durch das Dorf und fort zum Richterſtuhl.

Der Richter ließ die Dinge genau unterſuchen, und da ſchwand die Schuld des Mädchens von Thatſache zu Thatſache, und endlich erſchien ſie ſo klein, daß der weltliche Richter den Urtheilsſpruch dem göttlichen anheimſtellte und die Angeklagte frei von hinnen ziehen ließ.

Aber Nani hatte es in ſolcher Zeit verlernt, die Welt zu lieben und ſich an ihr zu freuen. Sie kehrte nicht mehr zurück in das Alpendorf; ihr enttäuſchtes Gemüth ſuchte auf fremden Wegen eine Ruheſtätte. —

Die arme Häuslerin war im Dorfe bald vergeſſen; dafür kam einmal, und zwar noch im Herbſte desſelben Jahres, eine andere Neuigkeit. Sie kam in einem Briefe zum Pfarrer, der Pfarrer ſchickte ſie in die Brückmühle. In der Brückmühle aber richtete ſie großen Jammer an. „Nur wenige Monate fort," hieß es, „und ſchon todt!" Kundl war verloren — geſtorben.

Wann und warum und wie, das ſtand nicht in dem Schreiben. Der alte Müller hielt ſeinen Kopf mit beiden Händen und rief herzerſchütternd: „Das iſt mein Verderben! Ich habe ſie gemordet!"

Der Pfarrer kam, um den alten Mann zu tröſten, doch dieſer floh und fluchte dem Pfarrer, fluchte den Jeſuiten und nannte ſie die Räuber ſeiner Tochter.

Er fand keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. In jeder Geſtalt glaubte er den Pater Ignatius zu ſehen; im Traume erblickte er bleiche Nonnengeſichter.

Eines Morgens — es rauſchte das Waſſer viel gewaltiger als ſonſt durch die Radſtube — fand man den Müller erhenkt auf dem Mühlboden.

Der Pfarrer gab's nicht zu, daß man ihn auf dem Friedhofe begrabe; abſeits am Gartenrain, wo der Wachholderſtrauch ſteht, ſcharrten ſie ihn ein.

Wer war jetzt noch übrig von unſerer Mühle? — Eine irrſinnige Witwe.

Daß ſie ihren Mann von geweihter Erde ausgeſchloſſen hatten, das ging dem verkommenden Weibe tiefer in's Gemüth, als der Selbſtmord; ein ungeweihtes Grab war ihr ſchrecklicher noch, als der Gedanke an das Fegefeuer. Im Sinnen und Schwärmen verlor ſie endlich den Verſtand. Sie irrte in der Mühle umher, brannte auf dem Mühlboden, wo ſich ihr Mann erhenkt hatte, dann und wann ein geweihtes Kerzlein und betete dabei. Sie glaubte, daß die Seele ihres Mannes ſo lange um das geweihte Lichtlein herumfliege, bis ſie erlöſt ſei. Einmal kam ein gefleckter Falter und flatterte um die Flamme, bis er daran kleben blieb und jämmerlich verbrannte. Da brach das Weib in ein gellendes Lachen aus und zerrte an ihren Kleidern.

Die Räder in der Radſtube ſtanden ſtill, das Waſſer rauſchte eintönig über ſie hinweg. Es wollte Niemand kommen und mahlen und im Dorfe erzählte man ſich, daß es in der Mühle nicht geheuer.

So kamen die letzten Tage des Spätherbſtes und über dem Teufelsſtein ſtanden immer finſtere Nebel. Es ſchnitt ein eiskalter Wind, es fiel Schnee und der drückte viel überreifen Hafer, der noch auf dem Felde ſtand, in die Erde.

Spät, an einem Novemberabend, brüllte der Egydi-Stier über das Dorf. Das bedeutete Feuer.

Die Leute liefen aus den Häuſern. — „Die Brückmühle brennt!“ hieß es und die Flammen ſchlugen bereits hoch über das Dach empor und im Dorfe war es ſo hell, daß man die Fenſterſcheiben hätte zählen können. Retten war zu ſpät; die große Mühle mit allen Wirthſchaftsgebäuden brach in ihren Gluthen zuſammen.

Und am andern Morgen ragten die dunkelrothen Mauern über den rauchenden Bränden gegen den grauen Himmel, und Schneeflocken tänzelten hernieder.

Die alte Müllerin kauerte an der Brandſtätte und wärmte ſich die Finger an den kohlenden Balken und lächelte dabei. Die Leute behaupteten, das Feuer ſei von ihren Kerzen auf dem Mühlboden entſtanden. Das arme Weib wurde in Gewahrſam genommen. Grund und Fahrniſſe der Mühle wurden nach dem Auftrage des Gerichtes veräußert, aus dem Erlös ein Armenhaus gebaut und die Müllerin in demſelben untergebracht.

Nachher.

Seit alldem ſind Jahr und Tag vergangen.

Da hat die Gemeinde Falkenbach wieder einmal einen ganz beſonderen Feſttag. Wieder iſt, wie einſt, im Freien vor der Kirche eine Kanzel errichtet; die Kanzel iſt aus Tannenholz gezimmert und mit vielen Reiſigkränzen geziert.

Die Gemeinde hat einen neuen Pfarrer bekommen, denn der alte liegt unter dem Hügel neben dem halbverfallenen Miſſionskreuze.

Der neue Pfarrer, noch nicht lange im Orte, ſoll heute die erſte Predigt halten; weil die Kirche dazu viel zu klein, hat man die Kanzel im Freien gebaut.

Der neue Pfarrer iſt ein junger Mann, heißt Friedrich Bürger und iſt der Sohn des Landboten von Birkenhaide.

Als er nun auf der Kanzel ſtand und mit ſeinen ehrlichen Augen die Gemeinde überblickte, und als er ſo ruhig und einfach und liebreich ſprach, da wurde den Zuhörern warm und leicht um's Herz, und nach der Predigt ſagten ſie zu einander: „Der da, der wird wohl der Rechte ſein!"

Nun wurde auch der Landbote nicht mehr fortgewieſen, wenn er im Dorfe irgendwo einſprach. Er trug ſchon ſchwer an ſeinen ſiebzig Jahren und ſo hatte er das Botengehen aufgegeben; die Leute nannten ihn den „alten Herrn".

Eines ſchönen Sommerabends, als der Pfarrer und der alte Herr auf der Holzbank vor dem Pfarrhofe ſaßen, kam ein Reiſender mit einem breiten Hut und braunen Vollbart des Weges gerade auf die beiden Männer zu und rief: „Grüß' Gott, Landbot', grüß' Gott, Herr Pfarrer!"

„Blitz und Morgenſtern, der Albin?" ſchrie der Greis auf und holperte dem Ankömmling entgegen. Auch der Pfarrer ſtand auf und ſchüttelte ihm die Hand.

Bald darauf ſaßen die drei Männer im Zimmer bei einem guten Glaſe.

„Wißt es auch ſchon — da unten?“ fiel der Alte gegen den Mühlbach deutend mit der Thür in's Haus.

„Alles,“ war die kurze Antwort.

„Und Ihr ſeid doch gekommen?“

„Iſt eine ſchwere Zeit geweſen, Landbot', ſeit ich von Euch fort bin. 's iſt bitter, wenn man was Liebes verloren hat in der Welt, aber daß man 's nicht vergeſſen kann, iſt noch bitterer. Dagegen iſt das Wiederfinden die größte Freude auf Erden. Herr Pfarrer, es wird mir ein Wagen folgen; ich bin ihm nur vorausgelaufen, um auszukundſchaften ob die Wege fahrbar ſind. Ich bringe meine Gattin mit.“

„Brav, ſo läßt ſich's leben,“ ſagte der Pfarrer, „und nun trinket Wein und eſſet Brot!“

„Ja,“ ſagte der Landbote, „wenn wir Brot eſſen wollen, ſo müſſen wir auch einen Müller haben. Ihr ſolltet jetzt bei uns in Falkenbach bleiben.“

„Wenn es meiner Gattin hier gefällt, mir iſt es recht.“

„Ihr baut unſere Mühl' wieder auf, richtet die drei Räder wieder an, und wenn Ihr an den Abenden beiſammen im Garten ſitzet, ſo ſollt Ihr von keinem Baum mehr fallen und Euch im Kopf kein Loch ſchlagen. Topp ein, Müller!“

Darauf erhob der Pfarrer das Glas auf die neuen Mühlſteine und der Landbote hob es, und Albin hob es, und ſie klangen an, und da klang in der Dämmer auch noch ein Vierter dazu — der Eggdi-Stier.

Zur ſelben Stunde rollte ein zweiſpänniger Wagen in das Dorf; Albin eilte ihm zu und hob eine freundliche Frau aus demſelben. Die Falkenbacher riefen aus Ueberraſchung

alle Namen der Heiligen an, denn sie kannten die Frau — Kundl, die Tochter von der Mühle.

Die Geschichte ist ein wenig abenteuerlich, aber es fügt sich oft so seltsam.

Die Schleifer-Nani sehnte sich nach dem traurigen Begebnisse in ein Kloster. Um sich aber nicht plötzlich in die neue Lage zu versetzen, machte sie dort zuerst einen Besuch bei ihrer Schulfreundin Kundl. Sie traf das Mädchen bleich und trostlos; Kundl klagte ihr unter strömenden Thränen, daß sie für ein solches Leben nicht geschaffen sei, daß sie in diesen Mauern vergehe. Die Nani war auf ihrer Wanderung dem Müllerburschen Albin begegnet, sie wußte, daß er sich an diesem Tage in dem nahen Städtchen befand. Da kam ihr ein schlauer Gedanke. Sie schlug vor, daß sie in der Zelle die Kleider wechselten, daß die Kundl in der Abenddämmerung als Nannerl das Kloster verlasse, während die Nannerl freiwillig auf die Welt verzichten und die Verantwortung für die Flucht übernehmen und für die Mühle in Falkenbach beten wolle. Die Müllerstochter fiel der Retterin um den Hals und sagte: „So sei gesegnet, Du schenkest mir mein Leben wieder!"

Der Plan gelang und Kundl sah noch an demselben Abend ihren Albin. Sie zogen in seine Heimat, erwarben sich den Segen der Ehe und durch Fleiß und Arbeit eine sorgenfreie Zukunft. Aber Kundl sehnte sich nach den Bergen.

So kehrten sie nun nach Jahren zurück in die traurige und doch so liebe Heimat Falkenbach.

In einem unbestimmten Schreiben hatte damals die Oberin der Gemeinde Falkenbach den Verlust des Mädchens angezeigt. Aber Verlust heißt nicht immer todt — das hätte der Pfarrer dem alten Müller darlegen sollen.

Die arme Nani aber verlebte, nachdem ſie den Stürmen der Oberin maßvoll und ſiegreich widerſtanden hatte, in den düſteren Mauern ſtill und ergeben ihre Tage. In der erſten Zeit hatte ſich Pater Ignatius einigemale eingefunden, um das Seelenheil der jungen Nonnen zu revidiren; endlich aber verſcholl der fromme Mann, und es hieß, er ſei hingegangen in das heiße Afrika zu den Wilden.

* * *

Wer heute in die Gegend kommt, der ſpreche ja gewiß in Falkenbach zu. Das iſt jetzt ein ſehr freundlicher Ort mit hübſchen, gemauerten Häuſern, faſt jedes Haus iſt aſſecurirt und manches hat einen Blitzableiter. Gar ſtattlich ſteht die Dorfmühle da; die hat einen hohen Schornſtein, ſie wird zum Theile mit Dampf betrieben, weil das Bächlein für fünf Gänge nicht hinreicht. Auch eine große Bäckerei iſt dabei, denn die Leute herum erwerben viel Brot und eſſen auch viel.

Der Müller iſt ein Mann in den beſten Jahren; er iſt Dorfrichter. Seinem Weibe ſind in der lebendigen neuen Mühle die traurigen Erinnerungen an die alte verblaßt; ſie ſingt allweg fröhliche Lieder — Wiegenlieder vor Allem ſind ihr an der Zeit.

Auf den Feldern wird emſig mit Maſchinen gearbeitet, und die Leute bauen ſogar Weizen. Sie ſcheunen ihn aber weislich ein, bevor der Schnee kommt.

Im Dorfe bauen ſie an einem neuen Schulhauſe; das bekommt vier Claſſen, eine Turn- und eine Singſchule.

Landbote geht keiner mehr; von Birkenhaide kommt alle Tage der Poſtwagen und die Leute ſtrecken dem Poſtillon ſchon von weitem die Hände entgegen.

Das Miſſionskreuz iſt verfallen, der Egydi-Stier iſt umgetauft worden und heißt: Concordia.

Die Concordia hat einen guten Klang, und der Pfarrer und der Müller freuen ſich darüber, und die Birkenhaider ſagen: „Wenn die Luft ſo zieht, daß Eins die Concordia von Falkenbach hört, ſo deutet es gut Wetter!“

Der Waldſtreit.

Erſtes Capitel.

Dirndl, ich bin da um Dich.

Grüß Euch Gott mitſammen, der Bettelmann iſt da." So rief eine heiſere Stimme zur Thür herein. Trotz der Heiſerkeit war dieſe Stimme fröhlich und quoll aus der Bruſt. Aber die Bruſt war noch draußen, der Kopf ſchon herinnen, ein alter Graukopf mit der braunen Pelzhaube.

„Ja, iſt ſchon recht, Natz, geh nur her!" erwiderte in der Stube ein Weib; und da hüpfte das ganze Männlein mit Hilfe einer Holzkrücke herein. Es war gerade ſo groß und ſo klein, daß es ſich nicht bücken mußte unter der niedrigen Thür, unter welcher jeder Große, wollte er in's Haus, der armen alten Rainhäuslerin ſeine unfreiwillige Reverenz machen mußte. Das Männlein trug eine blaue Soldatenhoſe und ein grün ausgeſchlagenes, ſäuberlich geflicktes Jöpplein.

„Raſt ab, Natz," ſagte die Häuslerin, „magſt 'leicht ein Stückel Brot?"

„Vergelt's Gott! Heut' thut mir keins noth," erwiderte der Alte und ließ ſich auf die Ofenbank nieder. Und als er gut und feſt ſaß, that er ein Tabakspfeifchen hervor, ſtopfte es an, ſchlug Feuer und nahm es mit großem Behagen in den Mund, wobei er ſehr die Lippen ſchärfen mußte, um

den Stummel feſtzuhalten, denn Zähne waren nicht gar viele mehr da. Und als er ſah, daß beim Zeug Alles in Ordnung und die Wölklein ſtiegen, daß es gerade eine Freude war, hub er an aus ſeiner Rocktaſche einen halbfertigen Strickſtrumpf mit den Nadeln und einen Wollenballen hervorzuziehen, ein Geſchäft, das recht langſam von ſtatten ging.

„Biſt halt ſchon wieder fleißig," ſagte die Rainhäuslerin, als ſie ſah, daß der Alte ſtrickte.

„Muß wohl," entgegnete der Natz und paffte, „muß wohl, brauch frei ſo viel Tabaksgeld."

Kaum er aber das Wort geſagt hatte, fürchtete er ſchon, das arme Weib möchte es wohl gar für eine Anſpielung nehmen, und als er merkte, daß die Häuslerin richtig in ihrem Sacke etwas zu ſuchen begann, rief er: „Du Weibel, ich verwett' was, heut' bett'l ich Dir Eins ab, an das Du nicht denkſt."

„So?" ſagte ſie, „wenn ich's hab' und geben kann, recht gern."

„Haſt es und kannſt es geben und ich brauch's nicht einmal mitzutragen, es läuft mir ſelber nach."

„Geh Du! meine Gais kriegſt mir nicht."

„Um Deine Gais frag' ich Dich auch nicht. Schau nur, daß ſie brav Milch und Butter giebt, ich vergunn Dir's. Wirſt's wohl noch allein überkommen."

„Allein! weißt 'leicht ſchon, daß ich die Traudel weglaſſ'?"

„Freilich," ſagte er, „und um die Traudel bin ich ja heut' da. Die muß eilends mit mir."

„Da kommſt juſt ein Eichtel (Bischen) zu ſpät," verſetzte ſie lachend, „meine Tochter iſt ſchon verheißen. Sie thut g'rad zuſammenpacken; ſie kommt ja auf einen fürnehmen Platz — als Weiddirn zum Lindenhofbauer."

„Recht iſt's," ſagte der Alte und that ſeine Pfeife aus dem Mund, zum Zeichen daß er jetzt noch mehr ſagen wollte, „und der Lindenhofbauer, der ſchickt mich her, daß ich die Traudel hol'. Sollſt ihm's nicht übel halten, daß er keinen beſſeren Boten ſchickt; er hat ſaubere und ſtarke Knechte im Hof, die der Traudel ihre Sach' wohl leichter tragen thäten, als der alt' Soldaten-Natz; aber doch hat er gemeint, es möcht' geſcheiter ſein, er wollt' das junge Dirndl mir anvertrauen. Ich bring' ihm's ſchon gut heim. Rainhäuslerin, halt ja, ich bring' ihm's ſchon gut heim."

„Biſt Du jetzt beim Lindenhofbauer?" fragte das Weib.

„Wieder einmal," antwortete der alte Mann und biß in's Pfeifenrohr.

Da ließ die Häuslerin ihre Stimme aus und rief laut: „Traudel, mach, daß Du fertig wirſt, der Wanderbot' iſt ſchon da."

Als Antwort hörte man über der Stubendecke ein Geräuſch, und bald darauf trat ein dralles, flinkes Dirndl herein und ſagte: „So, fertig iſt's!"

Ihr Geſicht war geröthet vor Eifer, und mit den Fingerſpitzen kraute ſie jetzt die dunklen Haare aus der Stirn, die während ihrer Beſchäftigung in Unordnung gerathen waren.

Als die Traudel hörte, daß der alte Natz um ſie da war, der Bettelmann, wie er genannt wurde, obwohl er nicht zu den Bettlern, ſondern zu den Hausarmen gezählt werden konnte, lugte ſie etwas befremdet drein. Wenn er ihr nur gut genug war? Wenn ſie nur nicht etwa einen von den vielen jungen Knechten des Lindenhofbauers erwartet hatte?

„Wirſt hart tragen", ſagte ſie zum Natz, „ſo eine Häuslerdirn hat allerweil noch mehr Sachen als man glaubt."

„Desweg hat der Bauer den grauen Eſel geſchickt," lachte der Alte, „lad' ihm auf, was Platz hat."

Die Rainhäuslerin beſorgte noch ein kleines Abſchiedsmahl für Beide. Dann gab ſie der Tochter etliche Lehren mit, dann ſchluchzte ſie ein bischen und dann ſagte ſie zum Natz gewendet: „Zum Lindenhof hab' ich wohl Vertrauen, in dem Haus geht's allerweil chriſtlich her. Aber ſonſt thät ich mein jung Blut nicht gern weggeben. Es wird ſchon hell fürwitzig, das Dirndl!"

„Na, wohl gewiß nicht!" rief das Mädchen dazwiſchen, und das war ein Zeichen, daß ſie recht gut verſtand, was die Mutter gemeint.

„Das iſt gewiß!" fuhr die Häuslerin fort, „daheim weiß ich juſt nichts, aber in der Kirche lugt ſie mir auf die Mannerleut hinüber, anſtatt auf den Altar. Natz, ſollteſt Du noch eine Weil' auf dem Hof ſein, thu' mir doch fein ein Eichtel Acht geben, und den Lindenhofbauer laß ich bitten, daß er ſich die Dirn ja recht angelegen ſein laſſen wollt!"

„Will ihm's ſchon ſagen," antwortete der Alte paſſend, „hoff', daß er's auch thun wird."

„Und Du, Dirn, vergiß nicht und komm' Sonntags manchmal zu mir herüber. Sei brav und behüt' Gott ſag' ich dieweil gar nicht."

Das „Behütgottſagen" wäre eigentlich doch am Platze geweſen, denn das Mädchen ging das erſtemal fort vom Mutterhauſe. Aber man wollte die Rührung vermeiden, daher umging man die Abſchiedsformen nach Möglichkeit.

Der alte Natz und die junge Traudel luden zwei Bündel auf den Rücken und gingen miteinander davon.

Zweites Capitel.

Halt' Dich an's Gernhaben.

Es war ein unebener, ſteiniger Weg, den ſie zu wandeln hatten. Bergauf und thalab. Grüne Wieſen, rauſchende Bäche, finſtere Tannenwälder durchzogen ſie. Darüber ragten die Felswände auf, ſahen die glatten Almen nieder, ſtarrten in ferner blauender Höhe die ewigen Schnee- und Eisfelder.

Als ſie eine Stunde gegangen waren und ein neues Gebirgsthal ſich aufgethan hatte, ſetzten ſie ſich an die Köpfe eines Brunnentroges, der vor einer leergebrannten Köhlerei aufgeſtellt war. Der Natz ſaß an dem einen, die Traudel an dem andern Ende und zwiſchen war das Waſſer und der rieſelnde Brunnen.

Das Mädchen wollte trinken, aber der Alte verſtattete es nicht — es ſei ihr viel zu heiß.

„Ja," ſagte er, „das iſt ein eiskalter Tropfen, das iſt ſchon Ramsthalerwaſſer, von dem kriegt man aber keine Kröpfe mehr. In der Rams ſind lauter friſche Leute."

Das Mädchen antwortete nicht, es blickte in die Gegend hinaus. Das Thal war grün und hatte nur hie und da eine breite Sandſchütte, die von den Bergmulden zwiſchen den Wieſen niederging. Manch ein einſchichtiger Heuſtadl, aus Brettern gebaut, ſtand auf den Matten. Zwiſchenhin zog ſich manches weiße Kettchen der Stangenzäune, die Viehſchranken und Grenzungen. Tief im Thale lag der Weiler mit ſeinen ſchimmernden Bretterdächern, von keiner Laubkrone beſchattet, nur ein oder das andere Haus beſchützt von irgend einer knorrigen, uralten Tanne, mit ſtarren, oft kahlen Wipfeln, die der Sturm zerzauſt oder der Blitz zerriſſen haben mochte.

„Daß dort oben noch Schnee liegt!" bemerkte das Mädchen.

„Wär's luſtiger auf der Welt," verſetzte der Alte, während er, um auch das Raſten am Brunnen auszunützen, ſchon wieder den Strickſtrumpf zu Händen hatte, „wär's luſtiger, ich wollte Dir wünſchen, daß Du ſo lang' leben ſollteſt, bis dort oben der Schnee weggeht. Den Berg heißen ſie das weiße Thor. Siehſt Du den Schuttgraben, der dort vom weißen Thor durch den Wald und über die Wieſen niedergeht?"

„Das muß aber ein wildes Waſſer ſein?"

„Jetzt rinnt ſchier gar kein's im Graben — aber der Graben wird doch immer tiefer und tiefer. Wirſt es ſchon ſpüren auf dem Lindenhof. Siehſt Du das Haus hieſeits vom Schuttgraben? Schau, dort müſſen wir hin, das iſt der Lindenhof."

„Ein ſchöner Ort muß es wohl ſein," ſagte die Traudel, „er ſteht prächtig da. — Und überſeits vom Waſſergraben, was iſt denn das für ein Haus?"

„Das iſt der Donnersböhof, dem Lindenhofbauer ſein größter Nachbar und ſein größter Feind."

„Wie denn ſo?" fragte das Mädchen.

„Wird auch gut ſein, wenn Du's weißt, daß Du nicht noch gar mit einem Nachbarsburſchen Bekanntſchaft machſt — dasſelb, Dirn, wär' nicht Dein Nutzen auf dem Lindenhof. — Zum Trinken iſt's ohnehin noch zu früh, mußt Dich erſt abkühlen und dafür erzähl' ich Dir die Geſchichte, wie das iſt zugegangen mit den zwei Nachbarshäuſern, daß der Teufel ſeine Brut hat hineingelegt."

Er ſchwieg aber.

„So heb' an," ſagte das Mädchen.

„Wie ſoll ich anheben?" fragte er und ſchob mit ſeiner Krücke ein Steinchen hin und her, das am Boden lag.

„Das mußt ſelber wiſſen."

Er zog mit der Krücke eine Furche im Sand und brachte das Wäſſerlein, welches durch eine Scharte aus dem Troge rann, in einen anderen Lauf, bis es hinabſickerte in das Geſträuch.

„Weiß es auch," rief er und hob den kleinen weißen Kopf, daß die Pelzmütze in's Genick glitt, „mit einem Donner — nein, das Donnerwetter kommt erſt ſpäter. — 's iſt aber zu Mittag um Zwölf. Dämmerig iſt's geworden, kein Lüfterl hat gezogen, kein Vogel hat ſich gerührt."

Und das ſagte der Alte mit ſo leiſer Stimme, daß das Mädchen ſich über den Trog beugen mußte, um ihn zu verſtehen.

„Hörſt es!" flüſterte er, „hörſt das Murren über das weiße Thor her?"

Die Traudel horchte. „Ich hör' nichts," ſagte ſie, „es rauſcht auch der Brunnen ſo viel."

„Heut' höre ich ſelber nichts," fuhr der Natz fort, „aber dazumal hätt's kein Brunnen überrauſchen mögen. Stärker und ſtärker iſt's geworden, näher iſt's gekommen und im Gewölk hat's ſchauderlich gebrauſt. Oben auf der Kreuztann' — weiß es noch recht gut — iſt ein Geier geſeſſen, der ſelber hat ſich gefürchtet, iſt herabgeflogen gegen die Häuſer. Da iſt der Wind auf und kein Brunnen im ganzen Weiler hat ſeinen Trog getroffen. Jäh iſt's gefahren über den Himmel wie eine Rakete, aber um tauſendmal ſchneller, meine liebe Dirn. Und darauf ein Knall, daß man gemeint, die Weltkugel ſpringt mitten auseinander. — Jetzt iſt der Himmel zerſprengt, Sturm und Regen und Eis fährt nieder und kein Aſt bleibt unverſehrt im ganzen Wald. Und dort von den Karwänden fährt's an — Waſſer, Schnee, Eis, Schutt, Geſtämm' und Geſtein, Alles durcheinander, und im

Schachen kracht's; Jeſus, Dirn, der ganze Erdgrund hebt an zu fahren!"

Dem Mädchen war bei dieſer Vorſtellung völlig angſt geworden, es wollte ſich erheben.

„Bleib nur ſitzen," ſagte der Natz gelaſſen, „ſchau, beim Donnersbök unten und beim Lindenhof haben ſie ſich dazumal auch gefürchtet, haben alle Fenſterbalken zugethan und gar die Schwalben haben ſich unter den Dachfirſt verſteckt. Und die Leute — wie ſie die Noth haben geſehen und daß gar das weiße Thor nieder will fahren über die Höfe und über den Weiler und die Menſchen zu Haufen wie ein Ameiſenneſt will vergraben zutiefſt in die Erden, Dirndl, da haben ſie den Herrgott gerufen! — Und wie ſie es hernach geſehen, daß das Unglück gewendet, da ſind ſie wohl Alle auf die Knie gefallen aus heller Freud'. — Gut iſt's geweſen, die Sonne hat wieder geleuchtet, — aber Eins iſt anders worden: Das Waſſer vom Berg iſt nicht mehr denſelbigen Weg geronnen, wie vor und eh — der Grenzgraben iſt über und über verſchüttet. — Wer weiß die Markung zwiſchen Lindenhof und Donnersbök? — Da iſt der Streit ausgebrochen."

„Aber, das kannſt ſchon ſchauderlich vorbringen," meinte die Traudel, „biſt 'leicht dabei geweſen?"

„Bin gerad' zurückgekommen vom Militär, hab' dazumal beim Donnersbök meinen Unterſtand gehabt. — Es iſt über die zehn Jahr ſeither, weit über die zehn. Der Bergſchutt iſt vergrünt und vermooſt, aber Feindſchaft liegt in Haufen. Ja, Dirndl, wirſt es ſchon ſehen, was das für ein hantig Hin- und Herbeißen iſt zwiſchen den zwei Höfen. Sind heut' noch nicht auf gleich (einig). — So, Traudel, jetzt kannſt ſchon trinken."

„Jetzt iſt mir der Durſt vergangen.“

„Nachher werden wir halt wieder anrucken, daß wir heimkommen,“ ſagte der Natz und machte Anſtalten ſich zu erheben.

„Du,“ bemerkte das Mädchen, „kannſt Einem frei Angſt machen vor dem neuen Dienſt.“

„Beileib' nicht,“ lachte der Alte. „Du biſt beim Lindenhof, Dich kümmert der Donnersbök nicht, und ein jung Blut thut alleweil beſſer, es hält ſich an's Gernhaben, als wie an die Feindſchaftlichkeiten; aber daß Du dabei nicht ſo närriſch dran biſt, wie ein Anderer im Lindenhof.“

„Na, wie iſt denn derſelbige dran?“

„Weißt von nichts und ſollſt von nichts wiſſen. Gehen wir.“

Sie erhoben ſich, der Alte mit Bündel und Krücke holperte voran, das Mädchen ging hinten drein.

Drittes Capitel.

Die Mannerleut' auf dem Lindenhof.

Sie kamen glücklich im Lindenhofe an. Vor der Hausthür ſtanden die Knechte beiſammen, die gerade Feierabend gemacht hatten und jetzt aus vollen Blaſen und Beuteln ihre Tabakspfeifen ſtopften und Funken ſchlugen. Es war lange ſchon das Zündholz aufgekommen; aber das Feuer, das Einer ſich ſelber ſchlägt, iſt heißer und brennt beſſer und ſtinkt kein Schwefel mit.

„Hört's Buben!“ rief ihnen der Natz zu, „die neue Felddirn hab' ich bei mir, die Traudel!“

„Siggra, Siggra!“ murmelten ſie in ihre Stummel hinein, „das iſt eine Mudelfeine! Der Natz, der verſteht's. Will Einer eine ſaubere haben, muß er den ſchicken.“

„Einen Mädelzutreiber geb' ich Euch ſchon lang' nicht ab," entgegnete der Alte, „aber bekannt machen muß ich Dich doch, Traudel."

„Iſt mir ſchon recht," rief das Mädchen ſchneidig. Es war ein völlig ſchwermüthiger Gang geweſen von der Mutter hierher in den fremden Hof, aber jetzt wollte ſie ihre Luſtigkeit wieder aufſtecken, „und ich will mich zu kennen geben."

Sie hatten ihre Tragen an der Hanſelbank (Schnitzbank) abgelegt, die neben dem Eingange an der Wand ſtand.

„Der da," ſagte der Natz und meinte den Nächſtſtehenden, „das iſt der Vorknecht."

„O je!" ſagte das Mädchen und dachte bei ſich: Du alter Schippel! Glatzkopfig über und über und der Kopf ſteckt zwiſchen den Achſeln wie eingebohrt, na, grad' ſo. —

„Und das iſt der Weidknecht, der Lipp," ſagte der Natz.

„So!" rief das Mädchen und dachte bei ſich: Der hat aber eine lange Naſe! Und die Augen ſtehen ihm viel zu eng beiſammen! Na, ſo was hab' ich mein Lebtag noch nicht geſehen. —

„Und der heißt Hans, mit dem wirſt Du zu ſchaffen haben, das iſt der Feldbub."

„Iſt ſchon recht!" ſagte ſie und dachte bei ſich: Schau Du, ein feines Bürſchel! Und wie gutherzig er mich gleich anſchaut. Aber das Halstüchel ſoll er ſich manierlicher binden.

„Hernach, da ſteht der Sepp. Du, das iſt ein Schlimmer, Dirndl!"

„Der da mit dem großen Kopf!" rief ſie aus und dachte: Kropf hätt' ich ſollen ſagen. Und ſo ein krebsrothes Scheibelgeſicht (Rundgeſicht) dazu. Na, ſo möcht' ich nicht ausſchauen. —

„Und der da heißt Ferdinand, iſt ihm nicht zu trauen."

„Trau ihm auch nicht," ſagte die Traudel und dachte: Sauber gewachſen ſchon. Wenn ihm nur die Naſe nicht gar ſo aufgeſchnabelt (aufgeſtülpt) wär' und die zwei vorderen Zähn' nicht ſo weit herausſtehen thäten! —

„Nachher der Ochſenbub — geh' her, Michel, laſſ' Dich anſchauen!" rief der Alte gegen eine Stallthür hin.

Da kam der Burſche grinſend herangetrottet.

„Bleib Du nur bei Deiner Arbeit," ſagte das Mädchen und dachte bei ſich: Hätt' ſich nicht auszahlt, daß er Den ruft. Der geht ja frei knieweit, und ganſelgelbe Haar hat er. Na, giebt's aber in dem Lindenhof ſpaßige (komiſche) Mannerleut'. —

„Der Kohlenbrenner und der Führer ſind jetzt nicht da," berichtete der Alte in Ernſthaftigkeit, hinter welcher aber immerhin der Schalk ſtak, „und den Halterbuben ruf' ich gar nicht. 's iſt zu früh, der fürchtet ſich noch vor den Weibsbildern."

„Nachher warteſt ein Stündel, bis die Sonn' unten iſt," warf der Sepp ein.

Die Anderen nickten ſchmunzelnd und ſagten: „Kann ſchon ſein! Kann ſchon ſein!"

„Ihr Lotter!" lachte der alte Natz, „zu jung iſt er noch, der Halterbub; traut ſich kein Dirndl anzuſchauen."

„Desweg ſagen wir ja, noch ein Stündel warten."

„Ihr ſeid verzwickt ſchlechte Leut'!" grollte der Alte zwinkernd, „komm Dirndl, die Weibsleut' ſind im Haus, mit denen wirſt ſelber bekannt. Jetzt geh' mit zu der Bäuerin."

Die Knechte ſchnalzten mit der Zunge.

„Du," liſpelte der Sepp zum Ferdinand, „unſer Bauer das iſt ein Abdrehter (Schlauer!) Jetzt, weil er vorig Sonntag gehört hat, daß unſer etliche für's nächſt' Jahr nimmer im

Lindenhof bleiben wollen, hat er den Köder in's Haus bringen laſſen."

„O!" lachte der Andere, „den Köder freſſ' ich noch heuer und auf's Jahr geh' ich hin, wo ich will!"

„Bleibſt hängen," murmelte der Weidknecht in ſeine Pfeife und blies ein ganzes Firmament Rauch vor ſich.

Die Traudel hatte ſich bald in's Werktagsgewand geworfen, um ſofort an ihre Arbeit gehen zu können. Schuhe und Strümpfe, Jöppel, Buſentuch und Hut ſind bei der Arbeit überflüſſig, das bauſcht nur die Glieder ein — je leichter und uneingewickelter der Körper, deſto flinker in der Arbeit — ſo hielt es das Mädchen vom Rainhäuſel.

In einem dämmernden Obergelaß des Hauſes war ihr der Kleiderſchrank angewieſen worden. In einem Winkel desſelben Gelaſſes ſtand heute ein junger Mann — es war keiner von den Knechten, die unten am Eingange der neuen Magd ſo feierlich vorgeſtellt worden waren — er ſah viel feiner und ernſthafter aus, obgleich er juſt in jenen Jahren leben mochte, in welchen der Menſch am tollſten iſt. Wie er jetzt daſtand und am Lichte einer Dachluke ein Briefchen entfaltete und las und dabei ein paar gottswahrhaftige Seufzer machte, da konnte er ein herzkranker Stadtherr geweſen ſein. Es war aber der Sohn des Hauſes, der Friedel.

„Wer ſteht denn dort?" rief die Traudel, als ſie ihn ſah.

Er legte das Papier zuſammen und ohne ein Wort zu ſagen, ging er davon.

Viertes Capitel.

Im Wald giebt es Füchſe.

Ein Abend zur Frühjahrszeit. Durch das neuſproſſende und grünende Geſtämme ſtreicht ein kühles Lüftchen.

Im Wald auf einem morſchenden Baumſtrunk ſitzt ein Mann. Er iſt alt und höckrig, trägt verſchoſſene Kleider und am Halſe ein dickes, hellrothes Tuch, darin er den Kropf will verbergen, während er ihn durch den Wulſt nur noch größer macht. Der Wald, in dem er ſitzt, iſt die Urſache der Feindſchaft zwiſchen den beiden Großbauern Lindenhof und Donnersbök. Und der Kropfige iſt Miethling im Donnersbökhofe. Er hat ſicherlich einen anderen Namen, aber die Leute heißen ihn den Roßdoctor. Kurpfuſcher durfte man ihn nicht nennen, weil er erſt vor wenigen Jahren das beſte Pferd des Donnersbök geheilt hat. Der Großbauer hält ſeitdem was auf die Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit des Mannes, und weil er auch ſchriftgelehrt iſt, ſo hat ihm der Donnersbök ſogar die Proceßſachen übertragen und der Roßdoctor iſt ſomit ein ganz anderer Doctor geworden und muß das gute Recht ſeines Großbauern verfechten.

Iſt ihm ſoweit auch recht. Das „Roßdoctorn", meint er, tauge nicht mehr viel, ſeit der neuen Stallwirthſchaft kriege kein einzig Pferd die Kolik mehr. Und den „Geiſt", für kranke Pferde ſonſt bereitet, den trinkt er jetzt ſelber — macht einen guten Magen und iſt ſo viel anwendſam für die Kopfarbeit. Beim Proceß der beiden Bauern um den Wald ſteht er ſich beſſer. Da hat er für's Erſte das Wohnſtübel im Donnersbökhofe umſonſt, und geht der Streit für ſeine Partei gut aus, ſo wird ihm das Stübel zu eigen verſchrieben.

Wir hätten nun ſeine Bekanntſchaft gemacht und könnten uns zu ihm hinſetzen und im guten Vertrauen fragen, wie ſich denn eigentlich die Geſchichte mit dem Proceß verhält. Möchten ihn aber doch nicht gern ſtören, den Doctor, er iſt juſt im Studiren über ſeinen Schriften und wiſcht dabei ſacht die wenigen, aber ſehr langen Haare über die Glatze, heißt das,

uber die hohe Stirne her, daß ja den Gedanken nicht kühl werde, die drinnen grübeln und ſpinnen und gottsmöglich geſcheit ſind.

„Das Waſſer iſt Grenzmark, ſo ſteht's im alten G'ſchrift. Iſt klar und in der Ordnung." So ſann der Roßdoctor. Und weiters „den Fall muß man ſich deutlich vorlegen. Das Waſſer vom weißen Thor nieder läßt den Lindenhof rechts und den Donnersbök links. Auch in der Ordnung. Die zwei Bauern — Steinköpf' haben ſie — ſind vor vierzig Jahren in der vorderſten Schulbank beiſammengeſeſſen, haben Hallotria getrieben und Stückeln gemacht, die uns Hinteren nicht wären verſtattet geweſen. Freilich, mit uns haben ſie nicht viel Kameradſchaft gehalten, auch mit den kleinwinzigen Buchſtaben nicht, die im Büchel ſind geſtanden. Zur ſelbigen Zeit ſind noch die Vornehmeren in der erſten Bank geſeſſen und nicht die Fleißigeren. Auch ſo weit recht. Die Reichen fahren nicht gern mit dem Zweidutzend-Geſpann der Buchſtaben durch die Welt — viel lieber mit Roß und Wagen. Unſereins auch — hätt' man's, thät man's. — Wie aber hernach die Lawine abgefahren iſt vom weißen Thor, daß ſchier der ganze Grenzwald — das Schandfleckel, das nichtige! — auf Klafterlänge iſt weitergerutſcht, und ſich das Waſſer ſo hat zerſtoßen, daß aus einem Bach zwei ſind geworden, und der Rainung wegen der Streit iſt entſtanden — bigott, da hätten ſie die vierundzwanzig Buchſtaben nothwendig gebraucht, daß ſie es hätten mögen deuten in dem Geſchrift, wo die Alten die Markſchnur haben gezogen. — In früherer Zeit hat kein Hahn gekräht nach dieſem Wald, das Steinkar haben ſie ihn geheißen, und der Streitwald heißt er jetzt. Der Name iſt nicht beſſer, aber der Boden iſt noch ſchlechter geworden. Der Streitwald! Das Wort iſt nimmer zu löſchen. Und ſind die Zwei lang' ſchon

ausgeſöhnt unter dem Raſen, und iſt einſtmal kein Zweig mehr da von einem Wald, der Name Streitwald wird nach hundert Jahren noch ein Denkmal ſein auf dieſem Platz, daß dahier einmal zwei Hansnarren haben gelebt, die vor lauter Trutz und Ehrgeizigkeit ſchon in's Schandbare ſind gefahren. — Eine neue Planung iſt ausgeſtellt worden; rinnt der eine Bach rechts, der andere links und mitten ſteht der Waldſchopf, um den ſie raufen, um den ſchier bald die Engel und die Teufel ſtreiten, wie um der Roſenkranzkundl ihre arme Seel'. Jeder der Beiden bildet ſich ein, ihm gehöre der Wald. Und kommt heute der Lindenhofbauer und kehrt beim Zwiſel (bei der Abzweigung) das ganze Waſſer auf die linke Seite hinab, ſo ſteigt morgen der Donnersbök herauf und thut gerade das Verkehrte. Geſcheit ſind ſie, das Waſſer ſchieben ſie einander zu, das Land möcht' Jeder für ſich. Zwei harte Mühlſteine mahlen ſchlecht, doch ſie mahlen — aber die Zwei werden mit ihrem Proceß in Ewigkeit nicht fertig."

So beiläufig ſah's aus, was der Roßdoctor dachte, und wir ſehen, er trinkt ſeinen Geiſt für die Kopfarbeit nicht umſonſt.

Jetzt ſtand er auf — er war recht hager und die Kleider ſchlotterten noch etwas lebhafter um die Glieder, als das bei „geiſtigen" Leuten wohl vorkommen ſollte. Den Kopf immer voran, ſo hielt er's, und beſonders jetzt, da er mit dem Obertheile eine Breſche bohren mußte durch das Haſelnuß-geſträuche, um einer Stelle nahe zu kommen, wo er zu thun hatte. Das Grenzwaſſer rauſchte ihm entgegen. Er ſtand bald an der Scheide, wo der Bach auseinander ging. Er rann aber zu ſeiner Ueberraſchung auf die Seite des Lindenhofes hinab. Das war zum Vortheile ſeines Clienten, aber es durfte nicht ſo bleiben. Der Donnersbök war bisweilen etwas

nachgiebiger Natur, da mußte immer für neuen Aerger geſorgt werden, daß die Sache nicht einſchlief. Nur immer hübſch Waſſer darauf leiten, damit die Feindſeligkeit friſch bleibt und fortwächſt.

Der Mann rückte einen Stein, da rann alles Waſſer auf die Donnersbök-Seite hinab, und im Bette rechts war kein Rieſeln mehr, es liefen kaum noch etliche Tropfen zwiſchen den naſſen Rieſeln.

Die Stunde zu dieſer That war nicht glücklich gewählt. Der Rappelſchmied war in der Nähe und lauerte. Der Rappelſchmied hat eckige Knice und ſpitze Ellbogen und eine lange, ſchneidige Naſe und ſtechende Augen und ſcharfe Ohren — an dem ſticht und ſchneidet Alles und dem entgeht nichts ſobald. Er war Kleinpächter in der Lindenhofſchmiede und er war dem Lindenhofbauer das, was der Roßdoctor dem Donnersbök.

Der Rappelſchmied litt an einem chroniſchen Huſten, und ſo war's ein ſchwerer Kampf mit ſich ſelbſt, mit ſeinem ewig nagenden Innern, daß er ſich nicht vorzeitig verrathe, als er hinter den zwei Fichtenbäumchen ſtand und den Roßdoctor belauerte.

Nun aber, da er ſah, wie der Kurpfuſcher das Grenzwaſſer verkehrte, trat er grinſend hervor und ſagte in dünngeſtrecktem Tone:

„Schau, der Roßdoctor!"

„Schau, der Rappelſchmied," ſagte der Andere und erſchrak gar nicht.

„Biſt auch noch ſpät bei der Arbeit?"

„Gehſt ein Eichtel ſpazieren im grünen Wald, Gevatter?"

„Iſt ſo viel ein gefreulicher Abend."

„Wenn's nur anhält, das ſchöne Wetter!"

„Mit Verlaub, was machen wir denn beim Grenzwaſſer da?“ fragte der Rappelſchmied ſehr weich und ſehr beißend.

„Was meinſt, Gevatter?“

„Beim Grenzwaſſer da — was Du treibſt?“

„Ei, desweg! Was ich beim Waſſer da thu', meinſt; ſo viel durſtig bin ich worden. Ein friſcher Trunk Waſſer thut Einem gut, leicht ja, ſo viel gut.“

„Wohl, wohl, leicht ſo viel gut.“

„Das unſchuldige Waſſer, hab' ich mir im Trinken gedacht, iſt ſo rein und klar und thut wunderlich ſtärken und muß die Urſache ſein zu ſolchen böſen Streitigkeiten.“

„Haſt Dir gedacht? — Geh, geh, Roßdoctor, laß' Dein geſpreizt' Reden. Meinſt, ich bin ſo dumm und kunnt mir's nicht denken, wesweg Du durſtig biſt worden? Roßdoctor, Dich druckt die Grenzmark! Was geht Dich das Waſſer an?“

„Was geht's Dich an?“

„Die Markung willſt fälſchen! Den Lindenhof willſt um ſein ehrlich Eigenthum bringen, Du Tagedieb!“

„Meinſt?“ erwiderte der „Doctor“ und bog ſeinen Hals vor, als wollte er mit dem ſpitzen Kinn dem Andern in's Geſicht ſtechen, „begehrſt aber auf, Rappelſchmied, und in dem, was Du jetzt daher haſt geredet, iſt kein Geſchäftsgeiſt und keine Kameradſchaft nicht.“

„So!“

„Hätteſt es nicht ſo vonnöthen, Gevatter; biſt des Lindenhof Proceßführer auch nicht aus Gefälligkeit, und aus Gerechtigkeitsſinn noch viel weniger.“

„Ich?“ rief der Schmied, „wer kann mir was Unrechtes beweiſen?“

„Ja, ſiehſt Du, gerade dem größten und abgedrehteſten Lumpen kann man was Unrechtes niemals beweiſen. Das macht ihn erſt zu dem echten Spitzbuben, daß er ſchlau iſt.“

„So!“ antwortete der Andere und ſeine Entrüſtung war ſo tief, daß er für den Augenblick kein anderes Wort fand.

„Geh', Rappelſchmied, blaſ' Dich nicht ſo auf; das thut ſchon Dein Blasbalg in der Schmiede. Du biſt dem Lindenhof ſein Schildknapp' und giebſt Dir einen Kren, als hätteſt alle Welt ſtudirt. Hörſt, Schmied, das ägyptiſche Traumbüchel haſt Du ſtudirt und etwan noch die Geſchichte vom daumlangen Hanſel, das iſt Deine Weisheit.“

Und darauf der Andere:

„O, zerplatz' nicht vor Hochmüthigkeit! In Deinem Roßarznei-Codex ſteht auch kein Grenzgeſetz. Weißt wohl, was Dich gar ſo geſcheit macht? Der Hunger! Und der Donnersbök füttert Dich und dafür ſollſt Du ihm den Proceß führen. O, mußt ihn noch viel beſſer zuſammenſchnallen, Deinen Doctormantel, daß man nicht ſo hineinſieht in Deine Armſeligkeit.“

So ſagte der Rappelſchmied.

„Laſſ' Dir's ſchon gelten,“ ſagte der Andere gelaſſen, „wir Zwei dürfen uns gerade die Hand geben. Verlaub zu fragen, Rappelſchmied, was ſuchſt denn Du da auf dieſem Platz? Haſt wollen ſchauen, ob Dir das Waſſer recht rinnt. So komm' und ſchau halt! Gelt? für Deinen Lindenhofer kunnt's gar nicht beſſer rinnen!“

„Aber vorhin,“ ſagte der Rappelſchmied erſtaunt, „haſt [illegible] doch abgeleitet. Hältſt es jetzt etwa auch mit dem Linden[illegible]er?“

[illegible] trat der Roßdoctor zum Andern, klopfte ihm mit dem [illegible]ten Zeigefinger auf die Stirne und ſagte: „Du biſt

vernagelt!" und leise: „Was gehen uns die Bauern an! Aber ihren Streit brauchen wir. Geh', sei gescheit und denk': wir selber sind uns die Nächsten, und wenn wir auf uns selber nicht schauen, die Großbauern kümmern sich nicht, und sobald sie uns nicht brauchen, werfen sie uns weg. Willst es nicht glauben? Wirst es schon sehen."

Nicht lange stand es an, so hießen sie sich einander „Gevatter", die sich seiner Tage gegenseitig einmal Kinder aus der Taufe gehoben, und sie gestanden sich, daß Keinem von ihnen der Bettelstab bislange noch verbrannt sei; und sie wurden darüber einig, daß sie in Sachen des Grenzstreites klug sein müßten, daß es den Bauern nicht etwa gar einfiele, sich Advocaten aus der Stadt verschreiben zu lassen, die den Einheimischen das gute Geld schnöde vor der Nase wegfischten oder die, wie der witzige Roßdoctor bemerkte, schließlich die Kuh melken, der sie — unsere Gevattersmänner — durch so lange Zeit ein volles Euter angeweidet hätten.

Sie sprachen noch, da stieg den Hang heran, bedächtig zwischen Stock und Steinen einher der Donnersbökbauer. Das war eine ernsthafte, derbe Gestalt in strammer Gebirgstracht. Ein scharlachrothes „Leibel" umspannte seine breite Brust und über dasselbe zogen sich die grünen Kameelhaarbänder des Hosenhalters. Der Mann hakte den Daumen seiner Rechten in den Hosenhalter, in der Linken hielt er einen mißgestalteten Baumast als Stock.

Als der Rappelschmied das Nahen des ihm feindlichen Bauers bemerkt hatte, flüsterte er: „Jetzt hab' ich Zeit, daß ich geh'!"

„Und die höchste dazu," sagte der Roßdoctor. Da huschte Ersterer davon.

Fünftes Capitel.

Die Streithammel-Bauern.

Der Roßdoctor blieb.

Der Bauer bemerkte den Streitgenoſſen nicht ſogleich, er ſtarrte zu Boden und war in Gedanken — in ſchweren Gedanken.

„Von Tag zu Tag," murmelte er ſchnaufend, „wird er ſteiler, der Weg da herauf. Und die Knochen werden morſch wie ein Baumſtamm, der keine Proſt (Sproſſen) mehr anſetzt. Und wenn einer keine grünen Zweige mehr ausſteckt, ſo kriegt man bald auch keinen guten Athem herein — grad', wie ſie ſagen, daß es dem alten Baum geht. — Eine traurige Sach'! — Wenn ich nur wüßt', daß ich den Ausgang kunnt erleben, den Ausgang vom Markſtreit? Oder ſtecken ſie mich vorhin in die Erden, und die Jungen ſtreiten luſtig fort über dem grünen Gras? Und das Allerdümmſte — — wenn er nur lutheriſch wär', der Lindenhofbauer, daß wir nicht allzwei auf dem einen Friedhof kämen zu liegen. Allzwei auf einen und leicht ganz nahend beiſammen, daß wir uns fort mit den Ellbögen in die Seiten rennen müſſen. Und das iſt, wenn wir nicht früher auf gleich kommen, das iſt ganz ſicher, und das iſt mir der unliebſte Gedanken."

Der Roßdoctor merkte es, daß der Bauer wieder an Gefühlsſeligkeit leide, eine gefährliche Krankheit für den erſprießlichen Fortbeſtand des Proceſſes. Solcher mußte entgegengehandelt werden.

„Schönen Abend, Donnersbök!" grüßte der Roßdoctor.

„Wer denn?" ſchrak der Bauer auf. „Ach, Ihr ſeid's. Auch ſo viel. Iſt recht, bin gerade im Simuliren, will mit Euch drüber weiter reden. Was meint Ihr?"

Er ſchwieg, ſtemmte den knorrigen Stock in den Boden und ſtützte ſeine Hände und ſeinen Oberkörper darauf.

„Na, Bauer worüber ſoll ich Euch denn was meinen?"

„Nur Zeit laſſen — bis ich mich auspfnech' (ausſchnaufe). Jetzt — müßt Ihr wiſſen, jetzt ſtreite ich ſchon an die funfzehn Jahr um dieſen Steingräbel (Steinlehne) da, von dem's eh Jedem lieber ſein kunnt, die Leiten (Lehne) wär' gar nicht auf der Welt."

„Ah, na," verſetzte der Roßdoctor, „Gottesgab muß' man nicht ſo klein machen. Iſt doch ein ſchön' Stückel Wald."

„Ein nichtig Stückel, müßt Ihr ſagen."

„Ein nichtig Stückel? Das iſt keine Red', Bauer. Wenn wir den Waldſchachen meſſen —"

„Er iſt ſchon oft genug gemeſſen. Sechzehn Klafter über ein Joch hat er."

„Bauer!" ſagte der Andere und neigte ſchwerwiegend das Haupt, „das iſt ſchon viel! Bedenkt's einmal. Auf jeder Geviertklafter wächſt leicht ein großer, ſchöner Baum, das giebt ſechzehnhundert Bäume, Donnersbökhofer, und damit baut Einer groß Haus und Hof!"

„Meinetweg," brummte der Bauer und that eine Geſte mit der Hand, als wolle er die ganze Angelegenheit von ſich werfen.

„So," ſagte der Roßdoctor, „wollt Ihr Euren Kindern und Kindeskindern groß Haus und Hof verſcherzen? Donnersbök, ſo eine Verantwortung müßt Ihr nicht auf Euch nehmen."

Der Bauer nahm das Kinn in ſeine Hand, ſtarrte auf das dürre Moos des Bodens und murmelte:

„Wahr iſt's."

„Der Menſch iſt ja nicht der Eigner deſſen, was er meint, das er hat, er iſt nur der Verwalter und muß Hab und Gut vermehren, anſtatt vermindern und getreu für die Nachkommen aufbewahren, die es wieder ſo machen müſſen.

bis der Haufen beiſammen iſt, mit dem das Geſchlecht ſeine Feinde kann überwältigen."

„Euch hört man ſchier gern zu," ſagte jetzt der Bauer, „und recht wird's auch ſein, wie Ihr's meint. Steht halt brav zu mir — will's Euch ſchon danken."

„Von dem keine Rede", entgegnete der Andere beſcheiden abwehrend, „iſt Chriſtenpflicht, die Leut' müſſen ſich einander forthelfen. Ich mag's am eheſten thun, hab Euern Vater ſelig noch gut gekannt. Iſt ein Ehrenmann geweſen. Hundertmal bin ich mit ihm da heraufgeſtiegen in's Kar; hundertmal hat er mir geſagt: Die Kreuztann' iſt der Markbaum, gehört zuhalb mir, zuhalb dem Lindenhof. Hundertmal hat er das geſagt. Und in der Baumrinde iſt ein Kreuz eingeſchnitten geweſen. Der Baum iſt nicht da, der iſt drüben geſtanden, wo jetzt der eigentliche Grenzgraben iſt. Streng und genau hat er's gehalten mit der Markung, der alte Donnersböck ſelig. Jed' Stück Erden an der Grenzſcheid' ſoll man mit Ducatengold aufwägen, und ein Grundſtück iſt juſt dort zumeiſt werth und wichtig, wo es zu Rand geht. Das iſt ſein Spruch geweſen."

Der Donnersböck hielt das bärtige Kinn noch eine Weile in ſeiner Hand und murmelte: „Ganz in der Richtigkeit. Und das wär' mir ein ſchlechter Menſch, der die heilig' Hinterlaſſenſchaft ſeiner Vorfahren liederlich kunnt verſchanzen. — Aber aus muß er werden, dieſer unſelige Krieg, der Einem das Leben und Sterben möcht' vergällen. — Jetzt kramt Ihr ſchon Jahr und Tag herum in den Schriften und Planen —"

„Und wohl mit Fleiß und Geduld!" unterbrach der Roßdoctor. „In den Geſetzbüchern muß man jeden Buchſtaben dreimal wägen. Und das ſag' ich wohl, ich kunnt's nummer anſehen, ſollt' Euch das Unrecht gethan und der

Wald weggeraubt werden. Im Grab noch thät er ſich auf den Bauch legen, Euer alter Vater. — Aber," und das flüſterte er mit der Miene des Vertrauens, „der tiefere Graben! Donnersbök, der tiefere Graben! — Nicht das Federl," — er ſchnellte mit ſeinem Stocke eine Wildhuhnfeder auf, die loſe über dem Haidekraut gelegen, „nicht das Federl wett' ich Dir, das Waſſer rinnt heut wieder auf Deiner Seiten! Donnersbök! Gar herauswerfen müſſen wir die Steine und gegen den Lindenhof zu muß der Bach!"

„Meinetwegen!" rief der Bauer, „ich rühr' nichts mehr an."

„Werden's gleich machen!" ſagte der Roßdoctor, ging hin, ſpreizte die Beine auseinander, ſtreckte die Aermel auf, bückte ſich und wälzte den Stein, den er vor einer halben Stunde auf die Lindenhofſeite geſchoben hatte, zum Schutz gegen das Waſſer auf die Donnersbökſeite.

Der Donnersbök hatte noch geſehen, wie richtig wieder alles Waſſer gegen ſeinen Hof gefloſſen war, ſo daß der Wald dem Lindenhof zugetheilt ſchien. Da kam ihm plötzlich wieder der Zorn.

„Und daß nicht ein Tropfen niedergräbt gegen mein Haus!" ſchrie er, „will er mich verderben, ſo ſchau ich nicht zu. Die Dachnägel reiß' ich ihm heraus, dieſem Sakermenter!"

Der Roßdoctor that nach ſeiner Verrichtung hinter dem Buſch einen ſchönen Zug aus ſeiner Flaſche. Das rann recht hinab auf alle Fälle und ohne Widerſtreit.

Durch die Bäume her war jetzt auf einmal ein weiches Klingen. Unten im Weiler läuteten ſie die Abendglocke. Der Donnersbök unterbrach ſeine feindſeligen Worte. — „Der engliſche Gruß! So ſpät ſchon?" murmelte er, zog den Hut von ſeinem Haupte, klemmte denſelben unter die Achſel, flocht

die Finger der beiden Hände ineinander und betete ſeinen Spruch: „O, Maria, Jungfrau rein, laß uns Dir befohlen ſein. Schenk' uns Deinen Mutterſegen, leite uns auf Tugendwegen, ſteh' uns bei in aller Noth, führ' uns treu — Höllſakra, da ſteigt er daher!"

Der Lindenhofbauer kam herangeſtiegen. Er war etwas rüſtiger, als der Donnersbök, hatte aber das Griesbeil (Bergſtock) eben auch nicht umſonſt mit ſich. Der Lindenhofbauer trug einen ähnlichen Anzug als der Donnersbök, nur ſtatt des rothen Bruſtfleckes einen blauen; dieſen Unterſchied hielt er ſeit dem Ausbruche der Streitigkeiten ſtreng aufrecht; einen wilden Stier kann die hellrothe Farbe nicht heftiger reizen, als den Lindenhof das rothe Leibel ſeines Todfeindes.

Der Ankömmling ſah noch derber und herber aus, als ſein Nachbar. Der Donnersbök wendete ſich ſeitab, aber er blieb ſtehen auf ſeinem Fleck — weicht nicht einen Schritt, ſucht inſoweit gleichgiltig zu bleiben und gar keine Erregung merken zu laſſen.

Als ihn der Lindenhofer ſtehen ſah ganz nahe bei dem Grenzwaſſer, das ſchon wieder an ſeiner Seite niederfloß, ſtieß er einen Fluch aus. „Vermaledeiter Grenzfälſcher!"

Der Andere wendete ſich langſam um und fragte: „Wer iſt Dein Grenzfälſcher!"

„Was haſt Du in meinem Wald zu ſuchen?"

„In Deinem Wald?" rief der Donnersbök und that einen Lacher, „weißt was, Lindenhofer, Du biſt ein Narr oder ein Schandkerl und einen Baum von meinem Wald laß' ich Dir recht gern. Schenk' Dir auch noch den Strick dazu, weißt ſchon, zu was."

„Donnersbök!" rief der Andere und der gehobene zugeſpitzte Ton der letzten Silbe ſagte ſo viel, als: trau' mir nicht! Könnt mich unchriſtlich vergeſſen!—

Der Donnersbök ſah, daß er zu viel geſagt habe. „So was muß Einen wild machen," brummte er, „rein wegnehmen wollt Ihr Einem das Eigenthum."

„Man wird ſehen, was der Lindenhof thut," ſagte der Andere. „Der Lindenhof wirft ſein groß Haus und Beſitzthum, ſein reich Anſehen und die Zukunft ſeines einzigen Kindes in die eine Wagſchale, und in die andere nichts, rein gar nichts, als ſeine Ehre — das Feſthalten an ſein angeſtammt Recht. Wirſt ſehen, Donnersbök, was ſchwerer wiegt. Das Zünglein neigt ſich zu meiner Ehr' herüber und der Grenzbach auf Deine Seite."

„Biſt ein Prahlhans!"

„Ja, wirſt es ſchon ſehen. Auf Leben und Tod führ' ich den Proceß, auf Leben und Tod! — Und Du — gottverdammt Waſſer, was geht's Dich an! zum Donnersbök ſcher' Dich!" Mit dem Fuß ſtieß er den Stein im Bachbett ſeitwärts, „Dem waſch' die Grenzfälſcherhand!"

„So!" rief der Andere, „vor meinen Augen bringſt die Mark um! Niederſchlag' ich Dich!"

„So thu's! So geh' her, fall' mich an im Wald, bring' mich um!"

„Das Geſchäft laß ich dem Teufel. Wir aber, mein lieber Herr Lindenhofbauer, wir ſind jetzt um ein Stückel weiter. Du Markſchänder!"

„Du Grenzfälſcher!"

„Du Markſchänder!"

„Du Grenzfälſcher!"

„Du Markſchänder!"

„Du Spitzbub!"

Beim Auseinandergehen riefen ſie ſich's zu. Wüthend holperten ſie davon, jeder gegen ſeinen Hof.

Der Roßdoctor, der hinter dem Haſelſtrauch geſtanden war, nahm noch einen Schluck aus ſeiner Flaſche und ſchmunzelte und ſchlich davon.

Es ſind gute Zeiten!

Sechstes Capitel.

Ein Dirndl muß der Menſch haben.

Aber die Streitmark war heute ein wahres Stelldichein. Und lauter alte, mühſelige Leute kamen zuſammen, die ſich — meint man — ſchon eher um ganz was Anderes kümmern ſollten, als um einen Fleck Heidekrautgrund mit etlichen Holzſtämmen über der Erde.

Es war ſchon etwas ſpät in den Abend hinein, als der alte Soldaten-Natz auf ſeiner Krücke daherhüpfte. Beim alten Natz war es ſo: wurde ihm auf dem Felde zu heiß, trollte er ſich in den Schatten. Auf dem Felde bei der Preßburger Stadt hatte ihn einſt — wie er ſich gern ausdrückte — eine ſpringgiftige Kugel gebiſſen. Soll rechtſchaffen gejuckt haben. Auf einem Kälberwagen, auf welchem ſonſt die gebundenen, halb oder ganz zu Tode gemarterten Kälblein ſo fürnehm in die Welt hinausfahren, iſt der Natz heimgekommen in das Dorf, wo er geboren worden. Ein kernfriſcher Burſch war er fortgegangen, ein Krüppel heimgekommen.

„Jetzt iſt das luſtige Bettelmandel da!" ſagte er zu den Bäumen des abendlichen Waldes, „zu Zeiten ſind allzuviel kernfriſche, kerzengerade Leut' auf der Welt: thun ſie 's ein Eichtel ſtutzen und hinkende Bettelmänner draus machen."

Das ſagte er aber nur der Fichte dort und dem Haſelſtrauch hier, und dem Lärchenſtrunk da — die nehmen ſo ein Sprüchel nicht geſchwind für eine Aufwiegelung gegen die Weltordnung. —

„Muß ſchon ſo ſein," fährt der Natz fort, „Viele, die zum Hinken und Betteln keine rechte Freud' haben verſpürt, die haben ſich niedergelegt. Haben ein ſchönes Kreuzel kriegt. Andere auch — ſind auf hohem Roß gekommen — ebenfalls ein Kreuzel auf der Bruſt. Na, iſt recht. Aber ich hätt' lieber auf die Feindesreiter ſchießen ſollen, als auf die Röſſer, das hätte mir leicht auch ein gülden Kreuzlein mögen tragen. Haben ſie mir was in Weg gelegt, die Röſſer? gewiß nicht."

Jetzt — ſo kam er heim. Vater und Mutter waren ihm geſtorben und ſein Geburtshaus war eine Brandſtatt. Dann war er eine Weile auf dem Stroh gelegen, wie ein fauler Haderlump, und da haben die Leute vergeſſen, daß ihm die Bleikugel nicht den Magen hat zerriſſen, ſondern Gott ſei Dank, nur den Fuß. Dem grünen Wald iſt's eingefallen, daß der Natz mit ſeinem verkrüppelten Fuß das Stück Brot nicht dürft' erjagen mögen, hat ihm eine Krücke geſchickt aus Tannenholz. Das war derſelbige Wald, den die Leut' verfluchen und den Streitwald heißen. Und mit dem hölzernen Bein hüpft der Natz wie ein Spatz, der nimmer fliegen kann von einem Haus zum andern. Die Leute haben ihn ſeines langen dünnen Beines wegen ſchon den Storch geheißen — hat wohl auch die kleinen Kinder gern, aber bringen thut er keins. — Es iſt viel Streitigkeit geweſen, des Natz wegen — wer ihn nehmen ſollt' und behalten und pflegen. Ja, in's Armenhaus, was denn ſonſt? — In's Armenhaus hat aber der Natz nicht wollen, — nur dahinein nicht! Er iſt ja gar nicht arm, ſo lange ihn die luſtige Welt freut. Dort will er ſein, wo es fröhlich zugeht, und er weiß ſich ſo zu ſchicken, daß es überall heiter, wo er dabei iſt.

So haben ihm die Leute verſtattet, er dürfe von Haus zu Haus gehen, und die Wohlhabenderen wollten ihn ſchon

randweiſe bei ſich behalten. Und ſo iſt der alte Natz überall daheim; heute löffelt er die Schottenſuppe im Lindenhofe, morgen oder übermorgen gabelt er die Speckknödeln beim Donnersbök. Im Donnersbökhofe weiß es Eine, daß der Natz die Speckknödeln gerne beißt. Eine Feine! Dieſelbige ſteckt ihm Mancherlei zu und er — ihr. Iſt geſcheit, von der Flori. Hat ihr Vater für ſeinen Proceß einen Doctor aufgenommen, ſo nimmt ſie für den ihren auch einen auf. Sie hat's auch mit dem Lindenhof zu thun. — „Bis daherauf," ſagt der Natz zu den Bäumen, und legt die Hand wagrecht an den Hals, „bis daherauf iſt ſie in den Burſchen verbrennt. Und er — der Burſch auch. Das kann ein Feuer werden, du heiliger Florian! — Wenn's nur nicht jählings zum Dach herausſchlägt! Nachher brennen wir Alle ab!"

Warum denn? Wesweg ſoll ein hübſches, einundzwanzigjähriges Mädel nicht auf ein Bübel denken?

Aber dasſelbige Bübel, auf das die Flori denkt, iſt der Sohn — der einzige Sohn des Lindenhofers.

„O je!" meint der Natz, „die Geſchichte iſt nichts Neues. Hab' in der Stadt einmal ein Spiel geſehen, wobei ſich die Alten ſchier gefreſſen vor Haß und die Jungen vor Lieb'. Iſt aber nicht gut ausgegangen, und warum? Die Jungen haben keinen Advocaten gehabt. Das halten die Unſern geſcheiter und es wird auch ſicher ganz anders ausgehen, als wie bei demſelbigen Spiel. So luſtig wird's ausgehen, ſo luſtig! Der Flori ihr Doctor iſt ſchon geſcheit — wenn nur auch dem Friedel ſeiner geſcheit iſt!"

Der Friedel, der Lindenhofſohn, hatte eben auch einen Vertreter ſeiner Sache. Ja, und dieſer Vertreter war eben auch der alte Natz. — Proceſſiren zwei Feindesköpfe, ſo müſſen

wohl zwei Doctoren ſein; haben verliebte Leut' ſo ein Anliegen, ſo iſt einer genug.

Die Alten ſtreiten bis auf's Blut, und — bigott — den Jungen geht's nicht beſſer. Beiſammenſein wollten ſie, und das oft. Aber ſie konnten nicht, ſie durften nicht. Da hatten ſie den alten, verſchwiegenen, ſchlauen Natz zu ihrem Mittler erkoren. Ein hinkender Rechtsfreund! Wie mag das enden? —

Der Natz hatte als Vertreter ſeiner Clienten an der berühmten Grenzſcheide eigentlich gar nichts zu ſuchen. Der Natz war nur zufällig hierher gekommen, er liebte das Herumſteigen im Walde, weil er doch bisweilen gerne laut ſchwätzte und den Bäumen erzählte, wie ſchon mancher Menſch keine innere Raſt hat, wenn er ſich nicht irgendwem vertrauen kann. Und bei dieſer Gelegenheit wollte der Alte auch nachſehen, wie ſich's denn mit dem Grenzbache eigentlich verhalte.

„Du nichtig Ding!" rief er, als er das kleine Waſſer ſah, „magſt nicht einmal eine Mühl' treiben und ſtifteſt ſo viel Unfried' an. Ja freilich, dein Rauſchen, das wird mich ſchrecken! Reiß weg den Streitwald, wenn du ſchon ſo ſtark biſt. — Na, wer iſt denn noch da!"

Ein Geräuſch im Geſtrüppe hatte er gehört. Er blickte um. — „Da hat man's. Nu ſind die Jungen auch da. Was wollen denn die jetzt im Wald? Etwan die Mark verrücken, wie die Alten? Das muß ich ſchon wiſſen. — Aber jetzt im Weg aufſtehen, Bettelmann, das mußt ihnen nicht."

Er duckte nieder, verkroch ſich in's Gebüſch. —

Die beiden Kinder der feindlichen Höfe nahten.

„Geh, wo führſt mich denn heut gar herum, Friedel!" ſagte das Mädchen und wollte die eingehakelten Finger von denen des Burſchen losmachen.

„Oho!“ lächelte der Friedel „kommſt mir nicht aus.“

„Bei meiner Treu, pechfinſter wird's ſchon.“

„Allerweil kann's nicht licht bleiben,“ meinte der Burſche.

„Gruſeln (grauen) thut's Einem.“

„Halt Dich feſt an, ſo!“ er legte den Arm um ihre Hüfte und zog ſie an ſich und trug ſie halb durch den Strupp.

„Gruſeln, weil's der Streitwald iſt,“ ſagte ſie ſtotternd, da ihre Stimme durch die Stöße ſeiner Schritte gequetſcht wurde.

„Ja freilich,“ entgegnete er und ſetzte das Mädchen ab, „der Streitwald. Und juſt im Streitwald will ich heut' mit Dir beiſammen ſein. Wiſſen will ich's, ob ich nicht auch ein Recht hab' auf der Welt. — Schau her da!“

Er brach einen Zweig vom nächſten Baum und wand ihn zu einem Reifen; „gerade vom Streitwald brech' ich den Kranz und leg' ihn der Braut auf das Haupt, die ich mir hab' erwählt.“

„Geh Du!“ rief ſie und riß das Tannenkränzlein von ihren Haaren, „das iſt ein verhexter Wald, den verfluchen die Leut', von dem mag ich keinen Kranz.“

„Laß ihn oben,“ ſagte der Burſche, „wird eh nicht lang' liegen auf dieſem Köpfel.“

„Wer ſagt Dir denn das?“ fragte ſie, blickte ihn aber dabei nicht an.

„Das laß' ich mir nicht ſagen,“ verſetzte er, „ein Dirndl muß der Menſch haben und

Wenn ich ka Dirndl hätt',
Das in mein' Herzel is,
Wär' ich ſchon lang a Lump,
Das weiß ich g'wiß.

Seit ich a Dirndl hab',
Bin ich a braver Bua,
Du haſt mei Liab aufg'weckt
Du g'hörſt mir zua."

„Du g'hörſt mir zua!" ſagte das Echo des Waldes.

„Schreiſt aber auch ſo!" verwies das Mädchen, „haſt es gehört, wie es die Bäume gleich nachſchwatzen? Morgen weiß es 'leicht der ganze Weiler, daß wir heut' da beiſammen ſind. Herr und Heiland, wenn's mein Vater wahrnimmt —!"

„Was Dein Vater?"

„Oder der Deinige?"

„Was der meinige?"

Sie ſchwieg. Er blickte finſter drein.

„Kreuzſakra, wen geht's was an?" fuhr er drauf los. „Ich bin ein ausgewachſener Burſch! — Iſt mein Vater ſchon damit einverſtanden geweſen, daß ich jetzt auf der Welt bin, ſo wird er mir auch *mein* Anrecht laſſen."

„Er iſt halt für die Hauswirthſchaft ſelber noch da," beſchwichtigte ſie.

„Das geht mich nichts an. Haus und Hof iſt gut, wenn man's hat, aber verlangen kann man's nicht. Wenn ich aber ein Weib will haben — wem iſt's nicht recht? — Ah, meinem Vater nicht? Scher' ich mich drum, daß ich der Lindenhoffohn bin? Gewiß nicht."

„Geh', gift' Dich nicht, Friedel," beruhigte die Flori, „mußt halt noch ein Eichtel warten. Schau, Andere ſind auch ausgewachſen und haben kein Weib." Der Burſche ſah ſie groß an.

„So kannſt Du reden?" ſagte er dann gedehnt. „Ja ich hab' gemeint, es wär Dir nicht recht, daß wir's ſo thäten

machen wie die Andern. Iſt ja gut, und mir kann's taugen. Letztlich braucht ja auch Keine was dagegen zu haben, ſie weiß, wen ſie hat, und kommt's drauf an, daß ſie ihn will. Dumm genug iſt's ja eingerichtet, daß man erſt fragen ſoll, ob man das ſein darf, als das man geſchaffen iſt. Ich bin dabei — wenn's Dir recht iſt."

„Jetzt — was meinſt denn?" fragte das Mädchen befangen.

„Daß wir uns jetzt auf der Stell' Ja ſagen — — und das Eehpaar iſt fertig und keinen Menſchen geht's was an."

„Du, Friedl," entgegnete ſie, „wenn Du ſo ein Heid' willſt ſein, ſo haſt mich heut' das letzte Mal geſehen."

„Je!" rief er und erfaßte ihren Arm, weil ſie davon wollte, „ſolche Heiden giebt's genug in der Gemein' und ihre Kinder ſchicken ſie doch zur Tauf'!"

„Biſt ſtill!" rief ſie und hielt ihm den Mund zu. „Im chriſtlichen Eheſtand oder gar nicht, daß Du's weißt."

„Iſt recht, ſo laß' mich machen, was ſein muß und red' nicht fort den Alten das Wort, wenn ich drauf hinaus will. Wenn ſich der dalkertſte Kohlenbrenner Eine kann ausſuchen, möcht' wiſſen, warum juſt ich des Lindenhof Kettenhund ſollt' ſein. — Und Alles von wegen dem elendlichen Stückel Waldgrund da."

„Ich geb' Dir ja recht, Friedel, das muß anders werden. — Das Waſſer nicht hüben und nicht drüben herab — ſondern ſchnurgerad' in der Mitten! ſo wollt ich reden, thät ich der Roßdoctor ſein!"

„Nein," ſagte der Burſche, „ſo lang', als bis Du der Roßdoctor wirſt, mag ich nicht warten."

„Du thuſt ſo verzagt und kannſt noch Späße machen dabei. Mir iſt eher um's Weinen."

„Aus Zorn meinſt. Geſcheiter, Ernſt machen und den Alten feſt zuſetzen, feſt!“ Er ballte die Fäuſte und biß die Zähne ineinander, „feſt! und nicht nachlaſſen!“

„O Gott, was hab' ich meinen Vater nicht ſchon gebeten,“ ſagte das Mädchen, „ſeid der Geſcheite, Vater, hab' ich geſagt, gebt nach in dem dummen Streit. — Laß' es drauf ankommen, hat er mir zur Antwort gegeben. Laßt es drauf ankommen, hab' ich geſagt, ſo kann's keinen guten Ausgang nehmen. Verſpielt Ihr den Streitwald, ſo habt Ihr zum Verdruß noch die Schand' und den Spott, und gewinnt Ihr, ſo iſt erſt kein Glück an dieſem Erdboden und der Donnersböthof hat allweg einen Feind zum Nachbar, und was wär' das für ein Unfried' im Leben und Verſterben! — Juſt für die Katz' hab' ich geredet. Und wie ich ihm noch ſag', ſeine Starrköpfigkeit wär' eine Sünd' gegen Gott und gegen Weib und Kind, da hat er mich mit dem Stiefelknecht aus der Stuben gejagt.“

„So ein kreuzweis vernageltes Büffelvolk übereinand!“ fluchte der Burſche.

„Du, nicht! Ich bitt' Dich gar ſchön!“ fiel das Mädchen ein. „Schau, unſere Eltern ſind's doch. Sie bedenken's halt nicht, aber ſie verſtreiten und verpeinigen ihr Leben zu Lieb ihren Kindern! — O Gott!“ ſagte ſie und hielt die Hände zuſammen, „wenn ich nur recht brav und fromm thät ſein, daß meine Fürſprach' was möcht' gelten beim lieben Herrgott im Himmel; beten wollt' ich Dir gleich Tag und Nacht, daß über unſere Vaterleut' endlich der heilige Geiſt thät kommen mit ſeiner Erleuchtung.“

„Und wenn der heilige Geiſt Sonne, Mond und Sterne mitbringt, ſo viel Licht giebt's nimmer, daß es hell kunnt werden in der ägyptiſchen Finſterniß von ſo einem alten Trotzkopf.“

Im Zorne zerriß der Friedel den grünen Kranz, den er eben für der Jungfrau Haupt gewunden hatte.

„Aber," flüſterte das Mädchen verzagt, „wenn kein Mittel iſt, was heben wir dann an?"

„Wird uns nichts Anderes übrig bleiben, als was ich vorhin hab' geſagt," verſetzte der Burſche. „Wird ſchon das recht' Mittel ſein und ſie thun uns zuſammen, Flori, wirſt es ſehen, ſie thun uns akrat zuſammen!"

„Ja, wie denn nachher?"

Der Friedel ließ ſich nieder auf einen Stein, that die Füße etwas weit auseinander, ſtützte die Ellbogen feſt auf die Kniee und ſeine Backen auf die Fäuſte und hub an:

„Den Gerſtenbräu-Seppel, den kennſt. Der hat's pfiffig angeſtellt. Schlagmeier's Lisbeth hätt' er gern g'habt. Ewig nit, Seppel, und ewig nit, hat der Schlagmeier g'ſagt, meine Tochter wird fürnehme Roſenhofbäuerin. Der Roſenhofbauer iſt krumm geweſt und bucklig und g'ſchielt hat er g'rad wie eine Eul' in der Chriſtnacht. Das iſt kein Mann für Schlagmeier's Lisbeth; tod'sunglücklich hätt' er ſie gemacht. — Tod'sunglücklich ſollſt mir nit werden, ſchön Lisbeth! ſagt der Seppel, wir zwingen den Vater. Nein, was er auch geſchrieen hat, der Seppel, hat Dir nichts ausgericht'. — — Bis Dir auf einmal ein Jüngerer ſchreit in der Lisbeth ihrem Stübel — der hat was ausgericht'. Heut' ſind ſie beieinander, der Sepp und die Lisbeth."

Bei den letzten Worten hatte der Burſche ſeine Hand nach dem Arm des Mädchens ausgeſtreckt, daß ſie doch auch niederſitzen ſollte auf den Stein. Die Flori ſagte: „Jetzt geh' ich!" und riß ſich von ihm los.

„So wart' noch ein Stückel!" rief er, „ich bleib auch nicht da ſitzen über Nacht; wir gehen nachher miteinand'; es geht gleich der Mond auf."

„Ich find' ſchon auch im Finſtern heim," verſetzte ſie; aber da hatte er ſie ſchon und legte ſeinen Arm um ihren Nacken.

„Geh', ſchau," flüſterte er, „kennſt das Geſangel:

D' Lieb is a Vögerl,
Nur im Frühjahr fliegt's her;
Thu's fangen, ſchau ſpäter,
Da kummt's nimmermehr."

„D'rauf kann ich Dir ſchon eine Antwort geben," ſagte ſie.

„Du, die Lieb is a Funkerl,
Entzünd't ſich ſo gern;
Und wer damit ſpielt,
Kann ein Abbrandler werd'n."

„Kann ein Abbrandler werd'n!" beſtätigte das Echo.

„Jeſſes und Herr!" hauchte das Mädchen, „wenn das jetzt der Widerhall iſt geweſen, ſo laß ich mir auf der Stell' einen Fuß ausreißen."

„Gelt, und heirateſt das luſtige Bettelmandel, das um einen zu viel hat!" kicherte es aus dem Dickichte her. Es war die Stimme des Echo, die Stimme des Natz, und der alte Soldat mit der Krücke ſtand da.

Siebentes Capitel.

Er möcht' alle verliebten Leut' zuſammenbringen.

Die jungen Leutchen erſchraken baß.

„Kommt Euch ungelegen, der Natz?" fragte dieſer.

„Verlegt ſich der Natz auf das Ohrwaſchelſpitzen?" bemerkte der Friedel beißend.

„Das juſt nicht," antwortete der Alte gutmüthig, „wenn ich ſchon ſeit einer Weil' da im Strauch bin gelegen, und Ihr

geht her und ſucht Euch einen Platz daneben — ſo kann ich nicht dafür. — Na, die Jungfrau braucht desweg' nicht ſo auf ihre Schuhſpitzen zu gucken; weiß es lang' ſchon, daß ſie von Kalbsleder ſind. — Hab' auf Euch gar nicht geloſt (gehorcht). Verliebter Leut' Reden und hungriger Raben Krähen kann ein ordentlicher Chriſtenmenſch nicht verſtehen. — Ihr wißt, wie ich zu Euch ſteh'!"

„Schon mit Verlaub, Natz," fragte der Friedel, „was haſt denn eigentlich gemacht drinnen im Strauch?"

„Daß es in dieſem verklopften Schachen keine luſtige Arbeit iſt geweſen, das kannſt Dir denken."

„Das kann ich mir nicht denken."

„Toll gegiftet hab' ich mich wieder. — Bin ſonſt ein guter Kerl, aber das ſag' ich, wenn ich der Kaiſer oder gar der Herrgott thät ſein, gleich mit der Krück' wollt' ich herfallen über die Trotzköpf'!"

„Mein Eid, der Natz wär' ſchon gar arg," ſagte die Flori.

„Na, halt ja," ſagte der Alte und duckte ſich nieder, „bin der kindiſche Natz, und Gott hat's recht gut gewußt, wesweg' er mich nicht hat zum Herrgott gemacht."

„Geh, der Herrgott wär' eh recht, aber die Leut' ſind ſo viel ſchlecht," rief der Friedel, „ich halt' nichts mehr darauf."

„Dann und wann eine Ausnahm' wirſt ſchon machen," blinzelte der Alte.

„Natz," ſagte der Burſche, „ernſter Weiſ', ſchau der Natz weiß, wie wir dran ſind. Der Natz hat uns ſchon oftmalen gutding geholfen. Der Natz iſt ein braver Mann, dem haben wir's vertraut; jetzt, leicht weiß er uns doch einen Rath!"

„Denk' der Natz nach!" ſetzte das Mädchen bei, „der Natz iſt geſcheit, der Natz iſt ſchon recht herumgekommen in der

Welt, der Natz iſt beim Kaiſer geweſen und hat ihm kriegführen geholfen; der Natz wird doch einen Schick wiſſen, daß zwei Leut', die ſich ſo viel gern haben, zum Heiraten kunnten kommen!"

Im Spaß war's geſprochen, im Ernſt war's gemeint. An Strohhalme klammern ſich Untergehende und an alte Invaliden unglücklich Liebende.

„Aber Natz, wenn Er das kunnt machen, ich wüßt' nicht, was ich ihm thät!"

„Ich wüßt's ſchon," ſagt die Flori, „bei uns im Haus müßt er verbleiben, das allerſchönſt' und lichteſt' Stübel thät ich ihm weiſen und eine Liegerſtatt, ſchneeweiß und federweich, und auf dem Tiſch Speckknödel, ſo groß, wie dem Natz ſein Kopf, und ein ſchweinern' Bratel dazu und ein Glaſerl daneben, und ein Branntweinlein drein, und ein Rauchtabakpfeiferl!"

Der Alte ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen: „Wirſt mir aufhören, Du Donnersmädel Du! Willſt es leicht noch toll machen, das Bettelmandel! Weißt es recht gut, daß mir die Speckknödeln gleich anheben zu ſtechen in meine ſchwachen Augen. — Na, iſt ſo weit recht. Nachſtudiren thu ich einmal; aber, wenn er was zuweg bringt, der Natz, ſelb' ſag ich, juſt der Knödeln wegen thut er's doch nicht. Mich thät's ſelber zu tauſendmal gefreuen. — Und mich ziemt, es kunnt ein Schick ſein. Vorhin, wie ich dort bin gelegen, hat das Waſſer gar ſo wunderlich gewiſpelt (geflüſtert), und mir hat närriſch geträumt: Noch eh' im Streitwald die Nadeln thäten abfallen, hätt's zwiſchen Lindenhof und Donnersbök keine Grenzen mehr. — Thät' Alles zuſammenkommen — ſein Alles zuſammenkommen."

Dieſer Rede freute ſich die Flori unbändig.

„Jetzt!“ rief ſie luſtig, „jetzt nehm ich die Füß' über die Achſel und lauf' heim zu. Vergelt's Gott, Natz, und behüt' Dich Gott, Friedl, und jetzt will ich gleich in meinem Kammerl ſein!“

„Flori! Aber Dirndl, ich geh' ja auch mit!“ rief der Friedel; „das iſt Eine! jetzt laßt ſie mich allein.“

Wie ein Reh lief ſie davon.

Der aufgehende Mond guckte mit ſeinen glührothen Wangen zwiſchen die Waldſtämme.

Als das Mädchen nicht mehr zu ſehen und ihr Hinhüpfen über Geſtein und Geſtrüpp nicht mehr zu hören war, wendete der Friedel ſich zum Alten und ſagte: „Natz, Er hat Seiner Tag' viel die Welt angeſchaut; leicht iſt Ihm dann und wann Weibervolk über den Weg geſprungen; hat Er ſo Eine geſehen, wie Die da?“

Der Natz beſann ſich.

„Nein,“ verſetzte er dann, „glaub' nicht. Dürft' keine geſehen haben. Hab' keine geſehen.“

„Und das iſt mein Schatz!“ rief der Burſche und ſchlug ſich die flache Hand auf die Bruſt.

„Es wär' mir eine rechte Paſſion,“ meinte der Alte heiter, „wenn ich Euch Zwei kunnt' zuſammenbringen. Weißt, ich bin Dir ſo ein Saggra, ich möcht' alle verliebten Leut' auf der Welt zuſammenheiraten und das tüchtig, aber ſchon tüchtig, ſag' ich Dir!“

„Weil der Natz ein guter Lapp iſt!“ rief der Burſche und ſchlug ihm das Lob auf die Achſel.

„Ja, meinſt Du denn, ich thu's aus Gutheit?“ flüſterte der Alte und ſtarrte dem Friedel ſcharf, aber dabei ſchalkhaft in's Geſicht. „Aus Boshaftigkeit — mußt Du wiſſen.“

„Das verſteh' ich nicht."

„Will's ſchon glauben. Da müßteſt erſt meine Liebesgeſchicht' hören, und die erzähl' ich Dir nicht."

„Warum?"

„Juſt nicht, und heut' ſchon gar nicht. Du Hitzkopf, thäteſt mir's noch heut' für übel halten, daß ich dazumal der Welt kein Loch geſchlagen und mich hineingeſtürzt hätte. Hätten's vielleicht auch gern geſehen, die Leut', aber wer ſich das ſelber läßt entgelten, was ihm Andere haben angethan, der iſt ſich der Feind und den Andern der Narr. Luſtig worden bin ich und damit hab' ich ſie am meiſten geärgert, und verliebte Leut' bring' ich ſeither zuſammen, ſo viel ich mag."

„Nachher hätte der Natz uns heut' nicht dürfen auseinanderſchrecken," brummte der Burſche.

„Ach ſo!" ſagte der Alte und zog die beiden Worte ganz ungebührlich in die Länge. „Na, Du Lindenhof-Bub', da haſt Du mich nicht verſtanden."

„Was meint denn der Natz?"

„Haſt mich recht gut verſtanden."

„Aber der Natz mich nicht. Der Dirn wegen bin ich ſchon gewiß nicht da heraufgeſtiegen; die hab' ich zufällig beim Schafhaltthörl begegnet, und nachher ſind wir freilich miteinander gegangen. Juſt daß ich früher noch meine Hack' hab' verſtecken mögen, daß ſie ſie nicht hat geſehen. Weiß der Natz auch, wozu ich heute die Hack' brauch'?"

„Allwiſſend bin ich nicht," verſetzte der Alte, „ſelben Fehler hat mein Vater ſchon gehabt."

„Morgen iſt der erſte Maitag. Da muß mir der Natz helfen. Ich will der Flori einen Maibaum ſetzen. — Ja, unten mitten im Donnersbökhof und g'rad vor ihrem Fenſter."

„Schau Du!" rief der Alte.

„Einen Maibaum, thurmhoch und blüh'weiß, einen grünen Strauß auf dem Gipfel mit hellrothen Bändern, wie in der Rams noch kein Baum iſt geſtanden. Die Leut' ſollen es wiſſen: es iſt Einer in der Gemein', der das Dirndl in Farben weiß zu deuten. Der Maibaum muß ſein ſo weiß, wie ihre Seel', ſo grün, wie ihr Leben, ſo roth —"

„Wie ihre Lieb'! — Wohl, wohl, hab' den Spruch auch einmal gewußt. — Thu's aber nicht, Friedel!"

„Möcht' wiſſen, warum nicht?"

„'s kunnt 'leicht keinen guten Ausgang nehmen."

„Auch recht," ſagte der Burſche trotzig. „Der Natz hat keine Schneid', ſo geh' ich allein."

„Friedel!" rief der Alte wie drohend, „ſo eine Red' ſchaut man gut an, ehvor man ſie ausgiebt. Mitgeh' ich ſchon, nur daß ich keine Schuld will haben." Und vertraulich ſetzte er bei: „Leicht weiß der alte Natz ein Stammel, niſten Zeiſerln (Zeiſige) im Wipfel, hüpft ein Eichkatzel drüber — iſt recht für die Flori."

„Und vom Streitwald muß er ſein, der Baum — juſtament vom Streitwald!"

Der Natz hob ſeinen Finger: „Guck, dort oben ſteht er."

In Gier und Ingrimm faßte der Friedel ſeine Axt: „Himmelherrgott, jetzt wird mir warm, jetzt geht's an den Streitwald!"

Ueber dem Weißthor ſtand ein Dunſtballen. In demſelben zuckte Wetterleuchten.

„Schau Du," ſagte der Natz, „morgen giebt's einen heißen Tag, der heilige Petrus thut ſchon feuerſchlagen."

Dann verſchwanden die beiden Männer im Dunkel des Waldes. Eine Weile ſpäter — und es dröhnte der Boden. Der Baum war gefallen.

Achtes Capitel.

Wie geht's der Traudel?

Wie es der Traudel geht auf dem neuen Platz? Dank der Nachfrag', die hat ſich nicht zu beklagen und ihre Dienſtherrnleute auch nicht. Auf dem Lindenhof iſt noch ſelten Eine ſo frei und munter herumgehüpft, als wie das Mägdlein aus dem Rainhäuſel. Die Hemdärmeln hatte ſie ſtets weit hinter die Ellbogen zurückgeſchlagen und das Röcklein trug ſie nicht zu lang. — Vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend friſch herumhantiren, das war ihre Freude.

Die Dienſtgenoſſen hatten ſie auch alle gern.

Gleich am erſten Abend, wie ſie durch den Hof eilte, um alle Gelaſſe kennen zu lernen, in denen ſie je zu thun haben würde, hatten ſich die Knechte vor der Feldkammerthür aufgeſtellt und ſagten dann, jeder in ſeiner Tonart:

„Geh' Dirndl, weiſ' mir ein Grüßdichgott oder ein Patſchhandel; von Dir iſt mir Alles recht. Wir müſſen ja bekannt werden und wollen uns leicht miteinander vergleichen (vertragen)."

„Laßt mich weiter, Ihr Haſenſchrecker!" rief die Traudel.

„Nennſt mich ſchon, wie der Will, mit Dir möcht' ich halſen!" that ſich der kropfige Sepp hervor.

„Ich mit Dir nicht; ich hab' nicht ſo lange Arm'," gab ſie zurück.

Ein ſchallendes Gelächter, und der Sepp ſelber lachte: „Beſſer ein Kropf, wie ein Loch. Brauch' ich und mein Weib ſonſt keinen Hauptpolſter nicht."

„Hörſt, Dirndl," ſagte der Ferdinand mit den herausſtehenden Vorderzähnen, „um's Halſen iſt mir nicht, aber auf's Buſſerlgeben thät ich was halten."

„Du Kripszahniger (Querzähniger) Du! geh' lieber in den Wald und ſchnapp' Eicheln auf!"

Der Knecht wußte nichts zu ſagen als: „Eicheln kannſt auch haben, wenn's Deine Paſſion iſt."

„Die kecken Buben da laß' ſtehen, mit mir gehſt," ſagte der Weidknecht, der Lipp, und legte ſachte ſeinen Arm über die Schultern des Mädchens.

„Ei, gieb Fried'!" rief die Traudel und verſetzte dem Weidknecht einen Rippenſtoß. Dann eilte ſie trillernd davon.

So keck ging es gleich am erſten Abend zu. Die Knechte lachten bis auf den Weidknecht, den Lipp. Dieſer blickte der Traudel verdrießlich nach.

Und gar recht lang' ſtand er auf dem Fleck und brummte: „Was hat ſie mich denn in die Seiten zu ſtoßen? Juſt mich?"

„Iſt Dir ganz recht geſchehen," ſagte der Lindenhofer, der es von der Wagenſchupfe aus geſehen hatte, „was willſt Dich auch gleich hinaufhängen an die laubfriſche Dirn. Sollſt geſcheiter ſein. Weißt es, daß ich das verdammte Herumgailen nicht leiden mag."

„Mach' die Andern aus, Bauer," entgegnete der Lipp trocken, „ſind auch nicht weit weg."

„Ich denk', daß ich mit Dir den Anfang machen darf. Ich leid' kein Luderleben in meinem Haus."

Da war der Knecht ſchon in dem Maße erbittert, daß ihm hundert ſpitze Worte auf die Zunge kamen und er vergaß, die beiden Hände feſt auf den Mund zu halten.

„Ich denk', Bauer," ſagte er, „wenn man ſeine Arbeitsſach' verrichtet, wie ſich's gehört, ſo kannſt das Weitere dem Pfarrer überlaſſen. Oder iſt Dir etwa meine arme Seel' auf's Gewiſſen gebunden? — Thätſt mich wohl erbarmen, wenn Du auch noch fremde Sünden tragen müßteſt."

„Jetzt muß ich ſchon fragen, wie Du das meinſt, Lipp,“ verſetzte der Bauer und trat einige Schritte näher zum Weidknecht hin.

„Na, wenn Du glaubſt, es iſt geſcheiter, man verfeindet ſich mit den Leuten und möcht' den leidigen Teufel über ſie hetzen, zum Aerger der ganzen Gemein', als wenn man Eine gern hätt' und die Hand um den Hals legen wollt' — ſo iſt das Deine Sach', Bauer. Mir kann's recht ſein.“

Ohne ein Wort zu erwidern, ging der Lindenhofbauer davon.

Nach dem Abendeſſen, bei welchem der Bauer nicht zugegen war, wurde der Lipp in das Stübel gerufen.

Der Bauer ſaß am Tiſch und hielt ſeine linke Hand auf eine Geldnote, die auf der Platte lag.

Als die Thür zugelehnt war und der Weidknecht mit etwas trotziger Miene vor ihm ſtand, ſagte der Lindenhofer mit ganz mäßiger Stimme: „Lipp, bei Dir iſt das Jahr aus. Wesweg, das weißt. Na, na, will nichts mehr hören. Da iſt Dein Geld auf drei Monat' und vierzehn Tage, ſeit Neujahr.“

Er ſchleifte mit der Hand die Banknoten über den Tiſch hin bis an den Rand, vor dem der Knecht ſtand. Dieſer nahm das Papier läſſig auf und murmelte: „Schön Dank!“ und ging davon.

Er ging über den Graben ſchnurgerade dem Donnersbökhofe zu und lachte ſich in die Fauſt.

Schon lange hätte er beim Donnersbök dienen mögen, da gab's fettere Koſt, aber keine ſchwerere Arbeit. Des Morgens lagen ſie auf dem Donnersbökhofe Winter und Sommer um eine halbe Stunde länger im Bett als im Lindenhofe. Zu der Mahdzeit gab's beim Donnersbök als Frühſtück Heidenſterz;

beim Lindenhofer war dieſer Brauch ſchon abgekommen. Mit einem Worte: drüben war ein beſſerer Dienſtort, als hüben.

Der Donnersbökhofer hätte den fleißigen Lipp eigentlich auch ſchon lange haben mögen, aber vom Lindenhof herüber, wo der Lipp ſchon ſeit fünf Jahren gedient hatte, nahm er Keinen. Außer, es wurde in dem einen Hofe im Laufe der Dienſtzeit aus irgend welchem Grunde Eins entlaſſen oder verjagt, das nahm ſofort dem Nachbar zum Trotz der andere.

Darum war dem Donnersböf nun der Lipp willkommen. —

Der neuen Dienſtdirn wegen iſt's hergegangen! Das vergaß der Lipp aber doch nicht. Der muß er's ſchon einmal einträuken.

Als die Traudel erfuhr, was ſie gleich bei ihrem Dienſtantritte im Hofe verurſacht hatte, ſagte ſie: „Iſt ſchon recht, wenn er meinetwegen gegangen iſt, ſo hätten wir uns zuſammen im Haus auch nicht vertragen. Wenn er ſich nichts gefallen läßt, ſo hat er Recht; ich laß mir auch nichts gefallen."

Da kam ihr der Feldbub' handſamer vor; mit dem war's leicht auszukommen.

Schon am zweiten Tage, da die Traudel auf dem Hofe war und zur frühen Feierabendſtunde in der Feldkammer noch Geſchäfte hatte, ſaß auf der unterſten Stufe der Stiege, welche zur Kammer emporführte, der Feldbub.

Als das Mädchen nahte, ſagte er: „Dirndl, geh', ſetz' Dich einmal zu mir."

„Die Stiegen iſt viel zu ſchmal," antwortete ſie, „zwei nebeneinander hätten keinen Platz."

„So komm und ſetz' Dich um ein Stafel (eine Stufe) höher."

„Das kann ich ſchon thun," ſagte die Traudel. War ja ein ſauberer Burſch', der Hans, und der geſchlachteſte von Allen-

Als die Traudel auf der zweiten Stufe ſaß, ſagte ſie, er — der Hans, ſolle herhalten, ſie wolle ihm das Halstuch feiner binden.

„Kannſt nicht ſo weit herunterlangen," verſetzte der Burſche, und ſtieg von der erſten auf die dritte Stufe.

Kaum jedoch waren in ſolcher Stellung einige Worte gewechſelt, ſo fragte das Mädchen: „Hans, was gehen Dich denn meine Haarzöpf' an? Wenn Du ſie allerweil ſo um die Finger wickeln willſt, ſo muß ich mich höher ſetzen."

„Haſt recht, ſetz' Dich höher."

Und ſie ſtieg von der zweiten auf die vierte Stufe.

Stand nicht lange an, ſo bemerkte der Hans: „Ein ſolches Pfötlein möcht' ich haben!" und ſtreichelte die Barfüße der Traudel.

„Du!" ſagte dieſe, „will Dir ſchon helfen;" und kitzelte ihn mit den Zehen an der Seite, wo die meiſten Leute ein heikel Fleckelchen haben.

Der Hans lachte und wand ſich und ſtieg von der dritten auf die fünfte Stufe.

„Jetzt zahl' ich Dir's ab!" liſpelte er, und tupfte ihre Seiten mit ſeinen Schuhſpitzen.

„Gieb Ruh!" gebot ſie, „das mag ich nicht."

„So ſetz' Dich um ein Stafel höher!" rieth ihr der Burſche.

Es war eine gewagte Sach', von der vierten Stufe hin über den Hans auf die ſechste zu klettern. Aber die Traudel führte ſie mit großer Feinheit aus.

Bei dem nächſten Anlaß — es war der Zugluft wegen, die durch ein Wandloch pfiff — ſtieg der Feldbub von der fünften auf die ſiebente Stufe. Dort war er aber ſo übermüthig, daß er ſeinen Fuß gegen die ſechste ſtemmte, ſo daß

dieſe ſchier aus ihrem Geleiſe kam und das Mädchen in augenſcheinlicher Gefahr ſich bemüſſigt ſah, bis auf die achte emporzuklettern.

Die achte Stufe war die letzte, die Traudel ſaß auf dem dunkelnden Heuboden.

Jetzt endlich und hier war Raum, ſich bequem zu machen und über die Feldarbeiten auf dem Lindenhofe zu ſprechen, in welchen der Feldbub die neue Magd unterweiſen wollte. Jedoch — entweder, der Hans war der Anſicht, daß theoretiſcher Unterricht ohne praktiſche Beiſpiele wenig fruchte, oder er hielt die Tageszeit ſchon für zu vorgeſchritten, um noch einmal mit dem Geſchäftlichen zu beginnen — ſie ſaßen eine Weile völlig zwecklos auf dem Heuboden. Der Burſche zog die feinſten Hälmchen hervor, an denen zarte Riſpen ſtanden, und ſtrinzelte damit an den Wangen, am Nacken und Halſe der Traudel herum, auch mitunter ein wenig in die Falten ihres Buſentuches hinein, und ſagte kein Wort dabei.

Ihr fiel ebenfalls gerade nichts ein. — Plötzlich rief ſie mit heller Stimme: „Du Graſel, Du wilder, iſt das eine Manier!“ Gleichzeitig klatſchte etwas, als wie wenn Hand und Backen ſich fänden und das Mädchen eilte die Stiege hinab in's Freie.

Neuntes Capitel.

Sie mögen ſich halt nicht leiden.

Das war am Samstag-Abend geweſen, und ſolche Abende ſind in der Bauernſchaft immer verhängnißvoll. — Am andern Morgen zog die Traudel wohl ſorgſam die ſchneeweißen Wollenſtrümpfe an; die Glieder wollen ſich runden für und für — da hatte das Mädchen Mühe und dachte an

eine Geſellin, die ihr helfe. Dann kamen die ſchwarzgefetteten Kuhlederſchuhe dran, dann der blaubedruckte Leinwandrock mit Zugehör und der knappe Spenſer und das hellrothe Halstuch und das ſchwarze Filzhütlein mit dem Rosmarinſtamm. — Wiſſet Ihr, was beim Dorfmädchen der Rosmarinſtamm bedeutet? — Der Hans geſtern, der hat ihn haben wollen.

Und drauf ging's der Kirche zu. Der Sepp und der Ferdinand und der Michel, Alle fein im Sonntagsſtaat, gingen mit ihr und thaten ähnliche Reden wie vor zwei Tagen und die Traudel trumpfte ſie ähnlich ab. Der Hans war auch mit, der war eigentlich der ſittſamſte und hielt ſich ſtets in einiger Entfernung, ſo daß einer der andern Knechte ſagte: „Du, Hans, das iſt die Felddirn; und Du, Traudel, das iſt der Feldbub!"

„O, bedank' mich," entgegnete das Mädchen, „wir kennen uns ſchon."

Auch der Lipp, der heute ſchon des Donnersbök Knecht war, geſellte ſich auf dem Kirchweg wieder zu den alten Kameraden, aber das Mädchen blickte er nicht ein einzigmal an, juſt, als wenn es gar nicht da wäre.

Was frag' denn ich danach, ob mich Der anſchaut oder nicht! dachte die Traudel, das iſt mir juſt Alles eins. Was kann ich dafür, daß er meinetweg mit dem Bauer übereinandergekommen iſt? Mit Willen thu' ich keinem Menſchen was an. —

Als nach dem Gottesdienſte die Leute aus der Kirche drängten, tauchte der Lipp ſeine Finger in den Weihwaſſerkeſſel, beſprengte zuerſt ſich und that auch über die Anderen hin, die das Becken nicht erreichen konnten, einen „Spritzer". Ein Tropfen davon traf zufällig die Stirn der Traudel.

„Vergelt's Gott!" ſagten Alle, und das Mädchen dachte: Chriſtlich iſt er, daß er auch den Andern einen Weihbrunn' giebt. Mich hat er gewiß nicht gemeint. Iſt mir auch ganz gleichgiltig, und 'leicht wär' ich auf ſeinen Spritzer nicht angeſtanden. Ich ſchau' mir ſchon ſelber um meinen Theil. —

Und ſie drängte ſich zum Becken, beſprengte, bekreuzte ſich: Im Namen Gottes Vater und des Sohnes, und deswegbrauchet er nicht ſo auf die andere Seite hinüberzutauchen, thät ihn nicht beißen.

Etliche Tage nachher hatte die Traudel einen Gang zum Thierarzt. Sie that den Gang der Kuhmagd zulieb, welche kein Jöppel hatte, wie es die Weiber juſt trugen und daher lieber daheim für die Weiddirn das Geſchäft verrichtete, als in einem Spenſer, der rückwärts keine Schoßfalten hatte, auf die Straße zu gehen. Die Traudel ging zwar auch nicht auf die Straße, ſie meinte, der Weg über die Felder müſſe kürzer ſein und jetzt im April könne man noch nichts verderben.

Nicht einmal dem Donnersbökgrund wich ſie aus und das war doch unbedacht.

Da kam ſie auch auf ein Feld, auf welchem des Donnersbök Weidknecht an einem beſchädigten Pflug, der noch in der Erde ſtak, herumarbeitete. Er ſteckte eben jetzt die Räder an.

Das iſt dumm, daß ich gerade zu Dem kommen muß, dachte die Weiddirn vom Lindenhofe; ich red' ihn nicht an, ich ſchleich' vorbei. —

Er blickte auf und ſah ſie. Jetzt konnte ſie doch nicht vorbeiſchleichen, ſonſt kunnt er juſt meinen, ſie wollt' ſich was einbilden und ſie thät' gegen ihn anders ſein, als gegen Andere. Er iſt aber gerade ſo, wie Andere — gerade ſo und nicht um ein Stückel mehr.

Sie ging hin und riß den Burſchen am Tabaksbeutel, der rückwärts am Gürtel hing: „Na, Lipp, ſei nicht gar ſo fleißig!"

„Eh nit," antwortete der Angeſprochene und ohne aufzublicken arbeitete er weiter.

Sie ſtand und wußte nicht, was anfangen. So fortgehen konnte ſie jetzt nicht, es mußte noch etwas geſagt werden.

„Biſt leicht harb (böſe) auf mich?" fragte ſie.

„Ah na," war die Antwort, und der Nagel vor's Rad geſteckt.

„So red' was, ich mag das Mocken (Trotzen) nicht leiden."

„Bin für Deine Dummheiten nicht aufgelegt," ſagte er.

„Iſt ſchon recht. Dummheiten ſind's, wenn Eins mit Dir verträglich ſein will. Iſt ſchon recht; kann ich mich danach richten. Behüt' Dich Gott, Du Bärenbeißer!" Damit zupfte ſie wieder ſeine Tabaksblaſe.

„Eh, gieb Fried!" brummte der Lipp, und gab der Traudel mit dem Ellbogen einen Stoß in's Knie.

Drauf ſagte das Mädchen kein Wort mehr und ging davon. Jetzt wußte ſie's, ihm war der Rippenſtoß noch im Blut geſteckt, den ſie ihm vorig Woche verſetzt hatte. Nun ja, wenn er keinen Spaß verſteht! . . . Akrat hat er ihr den Stoß wieder zurückgegeben. — Warum muß ſie auch mit ihm anfangen auf der freien Weid? Den Kopf könnte ſie ſich wegreißen, daß ſie ihn red'anlaſſen hat. Muß er jetzt gerade meinen, ihr wär' was an ihm gelegen. Gewiß nicht, an dem ſchon gewiß nicht. —

Des Weiteren ging es ihr nicht ſchlecht, der Traudel, auf dem Lindenhof. An den alten Natz hielt ſie ſich. Der Bauer kam ihr aber ſo herb und der „Hausſohn", der Friedel, ſo ſtolz und dabei ſo verzagt vor. — Sie ſollt' ſich daraus

nichts machen, ſagte ihr der Natz einmal, die Zwei hätten ſchwerer zu tragen, als man möcht' glauben.

Am meiſten verdroß die Weiddirn, daß ſie nach der Tagesmüh' auch noch in die ſpäte Nacht hinein nicht Ruh' hatte. Allfort ſtanden nämlich vor ihrer Kammer etliche Burſche und ſteckten ihr Lebkuchen zum Fenſterchen hinein. Auf dem Lebkuchen waren zwar allerlei ſo Sprüchlein, die ſie einestheils freuten; die löſte ſie herab und hob ſie auf, die Kuchen aß ſie ſtillvergnügt und die Jungen ließ ſie draußen ſtehen.

Der Hans, der Feldbub, war einſtweilen nicht dabei, er ſchloß bei ſich: Wüßt' nicht, was ihr an mir nicht recht ſein möcht'; möglich, daß ich zu wenig Bart hab'. — Und er ließ auf ſeinem Geſichte die Haare wachſen.

Wieder ein Anderer raſirte ſich jeglichen Flaum weg: ſie würde doch die Jungen lieber haben als die Alten.

Wie die Traudel ſchon barfuß ging, ſo geſchah es gleich in der zweiten Woche ihres Dienſtes, daß ſie ſich draußen auf dem Rain beim Erlſtaudenhacken einen Holzſplitter in den Fuß trat. Es war ein klein Ding, ſaß aber ſo, daß es das Mädchen ſelbſt nicht herauszuziehen vermochte. Jetzt eilten die Knechte und boten ihre Dienſte an. Die Traudel ſaß auf dem Raſen; der Ferdinand kniete vor ihr, hielt den Fuß in den Händen, guckte nach dem Splitter und hub an zu ſchäkern, als wäre ihm der Saum des blauen Kittelchens im Wege.

Da war plötzlich der Lipp zur Stelle. Er hatte gerade hinter dem Grenzrain gearbeitet.

„Wenn ſie ſich was in den Fuß hat getreten," ſagte er, „ſo iſt das gar kein Spaß; es kann ein Uebel draus werden. Haſt ihn noch nicht den Splitter, Ferdinand, ſo laß mich hinzu."

Kein Wort weiter. Mit der Spitze ſeines Taſchenmeſſers und ſeines Fingernagels bildete er ein Zänglein, und in zwei Augenblicken war das Spießchen aus dem Fleiſche gezogen.

Sie ſagte: „Dank Dir Gott!“ und er ſagte: „Iſt gern geſchehen!“ Dann ging er wieder über die Grenze.

Zehntes Capitel.

Sie hat keine Ruh' bei der Nacht.

In der Nacht zum erſten Maitag ging gar viel vor auf den beiden feindlichen Höfen.

Die Traudel im Kämmerlein hatte ſich bereits ihrem Schutzengel empfohlen und wollte einſchlafen. Da klopfte es am Fenſterchen.

„Iſt ſchon wieder ſo ein Unfried draußen?“ rief ſie.

„Pſt!“ machte es vor dem Fenſter und ein Menſchenkopf kam zum Vorſchein. „Traudel, ich — der Hans — bin's. Hab' mir nicht anders zu helfen gewußt; ich halt's nimmer aus und Du mußt mich gern haben.“

„Wenn Du's biſt, Hans,“ entgegnete ſie, „nachher iſt's ſchon recht. Du kriegſt leicht Eine.“

„Du herzlieb' Dirndl!“

„Biſt der Schönſte in der ganzen Gemein,“ flüſterte ſie, „ſo viel freundſchaftlich und unterhaltſam und nicht ein biſſel übermüthig. Du ſtehſt auf mich nicht an, Du kriegſt Andere auch.“

So arg abgetrumpft.

„Juſt Dich möcht' ich haben,“ ſagte er kleinlaut, „Traudel, was haſt denn gegen mich?“

„Wüßt' nicht, was Eins gegen Dich haben kunnt'. Dir iſt ja Keine feind; weiß doch Jede, daß Du ſie gern haſt.“

Als er auf dieſe Worte eine Weile geſchwiegen und überlegt hatte, was er entgegnen ſollte, ſagte er: „Dirndl, ich rath' Dir, verpaß' Dich nicht."

„Bedank' mich für den Rath."

„Alſo — willſt mich hineinlaſſen oder nicht?"

„Geh' zu der Stalldirn, die hat alleweil offen."

Der Hans brummte noch etwas und ſchlich davon.

Stand aber nicht lange an, ſo klopfte es wieder. Zornig fuhr die Traudel auf und blickte durch das Fenſter. Und da ſah ſie, wer draußen war; der Mond ſchien ihn an — den Lipp vom Donnersbökhofe.

„Jeſſes, was ſteigſt denn Du heut' noch herum?" flüſterte ſie und das Fenſterglas war ſchon weggeſchoben.

„Möcht' was reden mit Dir," ſagte der Lipp.

„Und desweg ſtehſt nächtiger Weil' vom Bett auf und bringſt mich um den Schlaf?"

„Daß unſereiner des Tags nicht auf den Lindenhof geht, das kannſt Dir wohl denken."

„Die Ausred' iſt nicht ſchlecht," entgegnete ſie, „nu, ſo red' halt jetzt."

„Ich möcht' Dich nur einmal fragen, Traudel," ſagte der Lipp „warum Du ihn juſt mir haſt geben, den Puff?"

„Was für einen Puff?" fragte ſie. „Wenn Du einer ſo Dummen, wie ich bin, was ſagen willſt, ſo mußt' ſchon deutlich reden."

Sie fühlte, das Wort war ihr gut gerathen, jetzt hatte ſie ihm auch jenen Ausdruck auf dem Felde von „ihren Dummheiten" heimgezahlt.

„Für jeden Andern," fuhr er fort, „der's vielleicht nicht ſo aufrichtig gemeint, haſt eine luſtige Red' gehabt, für mich den Rippenſtoß. Daß ich Deinetweg' mit dem Bauer auf

überecks (in Zwiſt) bin gekommen, dasſelb' macht mir gar nichts; aber Dein Stoß, der thut mir heut' noch weh."

„Ja —" fragte das Mädchen beklommen, „liegt Dir was an mir?"

„Ich denk' wohl," war die trockene Antwort.

„Aber den Stoß haſt mir ja lang' ſchon wieder zurückgegeben."

„Haſt es gemerkt?"

„Freilich."

„Und hat er Dir weh gethan?"

„Taugen wird Einem ſo was nicht."

Der Lipp ſchwieg ein wenig; ſie zog die Bettdecke näher an den Hals.

„Im Donnersbökhof geht's heut' zu," ſagte der Knecht.

„Jetzt? in der Nacht, jetzt? Ja, was geſchieht denn?"

„Der Haustochter ſetzen ſie einen Maibaum. Ein paar Mannerleut' arbeiten dabei; thun rechtſchaffen heimlich, möcht' aber ſchier errathen, wie ſie heißen. Geht mich weiter nichts an — hab' mir nur gedacht, ich möcht' auch Einer den Maibaum ſetzen, und — und ſo, Traudel, bin ich her zu Dir."

„Wenn's ehrlich vermeint wär . . .?"

Das Fenſter wurde nun freilich zu enge, für das, was hinein und hinaus ſollte.

„Geh' her!" flüſterte ſie und ſtreckte den Arm aus, „Deinen Kopf will ich haben, der Bitling (Rumpf) ſoll nur draußen bleiben."

Der Kopf — jener Kopf mit der langen Naſe und mit den ſo viel eng beiſammenſtehenden Augen — der war jetzt bei ihr und ſie halſte ihn und küßte ihn.

Er wiſchte ſich den Mund und ſagte: „Du biſt gar eine Brennheiße!"

„Vor Dir ſchäm' ich mich jetzt nicht mehr," ſagte ſie, „aber Ihr Manner wißt einen Pappenſtiel, wie's einem Mädel kann gehen."

„Wegen was?"

„Das Gernhaben iſt uns angeboren, aber zeigen ſollen wir's nicht, ſonſt ſind wir gleich die Schlechten. Schon lang' hätt' ich einen Buben mögen haben, aber hüten muß man ſich, bis der rechte kommt. Und kommt er, den man möcht', ſo muß man erſt warten, bis er ſelber anhebt. Und hebt er nicht an, ſo muß man ſich zwiefach hüten und den Trutz vorſpannen und darf nicht muckſen, wenn's Herz auch ſchreit. Gott im Himmel hört's, aber nicht die Leut'! — Du haſt mich gefragt. Ja, Lipp, ja. Und gleichwohl ich eine kecke Dirn bin geweſen, ſo kann ich Dir's mit Freuden bekennen, für Dich hab' ich mich in Ehren bewahrt."

„Wenn ich nur wüßt," lispelte der Lipp in ihre Wange hinein, „weswegen Du dazumal juſt mir den Puff haſt gegeben?"

„Ja, wenn ich das ſelber thät' wiſſen! Leicht, weil's mich juſt von Dir verdroſſen, daß Du, wie die Andern, mit jeder fremden Dirn gut Freund willſt ſein. Probir's jetzt mit mir, ob Du denn wieder einen Rippenſtoß davonträgſt!"

Er ſtellte ſie auf eine harte Probe. Die Traudel hat ſie beſtanden.

Elftes Capitel.

Gott hüte uns vor ſolchen Maien!

Maimorgen!

Damit iſt Alles geſagt, was außen lebt und webt. Wir wollen noch ſehen, wie es innen in der Stube ſteht. In der Stube beim Lindenhof.

Je lichter das Freie, deſto dunkler die Hütte. Der Lindenhofer ſitzt am alten Eichentiſch, brütet über Papiere und murmelt:

„Das Waſſer iſt die Grenzmark, ſo ſteht's in dem G'ſchrift. Und es wird nicht anders. Die G'ſchicht wird mir zu langweilig. Der Rappelſchmied bringt nichts weiter. Muß mich nach einem Doctor umſchauen, der's verſteht. Die Teufelei koſtet Geld. — Dem da drüben auch." Er ſchlug die Hand auf den Tiſch: „Laſſen es drauf ankommen, wer's länger treibt."

Da fliegt die Thür auf und ſo ſtark, daß die Klinke hart in die Wand hineinſchlägt.

Die Lindenhofbäuerin eilte herein und hatte eine Weiberſchürze in der Hand, und daran hing ein ganzes Mädel, das ſich zerren ließ und fortweg verſicherte, ſie habe keine Zeit, ſie müſſe Kraut ſchneiden.

Aber die Bäuerin achtete nicht darauf. „Geh' nur her, Traudel, geh' nur ſchön her," ſagte ſie in katzenhaft freundlicher Weiſe und ſuchte die Wuth zu verbeißen.

„Und wenn's ſein muß," rief das Mädchen, „ſo laſſ' ich mich nicht treiben wie ein Kalb, ſo geh' ich ſelber."

„Geh' nur her, Traudel, der Bauer will was reden mit Dir."

„Was denn?" fragte der Lindenhofer.

„Da, ſchau her," ächzte die Bäuerin wie unter der Laſt einer fremden Schuld; es war aber ihre eigene Dickleibigkeit, die ihr ſo viel zu tragen gab, „eine ſaubere Dirn bring' ich Dir da. Na, Traudel, biſt ja die Sittſame, Du? Hörſt keine Engel ſingen im Himmel? — Du Beſen, Du abſcheulicher! Sein Lebtag kunnt's Eins nicht glauben, was in ſo Einer ſtecken kann! Grundverdorben durch und durch, bis mitten in die Seel' hinein."

„Was hat ſich denn zugetragen?“ fragte der Bauer und ſtand auf.

„Was ſich zugetragen hat? Ein Tabaksbeutel iſt gefunden worden heut' Früh vor ihrem Fenſter.“

„Ich hab' keinen verloren,“ war ſein Gegenwort und man merkte, daß er die Gedanken wo anders habe.

„Dem Donnersbök-Weidknecht, dem Lipp ſein Tabaksbeutel!“

Da horchte der Bauer auf.

„Dirn,“ ſagte er ruhig, aber finſter, „ſollte das wahr ſein?“

„Seine Tabaksblader“ (Blaſe), ſtotterte die Traudel, „kunnt nichts ſagen. Vorbeigegangen mag er ſchon ſein — in der Nacht — der Lipp —“

„Dirn, wir ſind fertig,“ rief der Bauer. „Biſt noch nicht lang' auf dem Hof; thut mir Deiner Mutter wegen leid; aber das weißt recht gut, daß ich in meinem Haus keine Bandeleien (Liebeleien) leiden mag. Und mit den Donnersbök-Leuten ſchon gar keine! Von meinen Leuten verlang' ich, daß ſie mit mir halten und nicht mit dem Geſindel da drüben.“

„Gar nicht, gar nicht, Bauer, daß ich's mit dem Donnersbök halt',“ vertheidigte ſich die Traudel, „'s iſt nur wegen — weil halt — jetzt, ſein thut's ſo — gar nicht, daß — der Lipp, der Weidbub —“

Der Großbauer machte einen Deuter mit der Hand und ſagte: „Das hilft Dir nichts. Du packſt Deine Sach' zuſamm'. Iſt mir lieb, wenn Du's gleich thuſt, jetzt gleich.“ —

Das war der armen Dirne Maimorgen.

Ohne noch ein Wörtchen zu ſagen, wollte ſie davonſchleichen. An der Thür traf ſie mit einem jungen Mann zuſammen, der ſie in ſeinem raſchen Gange nun mit beiden

Händen auffing. Der Friedel war's, er hatte den ganzen Auftritt mit angeſehen und wußte, wem hier Unrecht geſchah.

„So eilig wird's wohl nicht ſein müſſen," ſagte er zum Mädchen, „möcht' wiſſen, wer eine fleißige Dirn gleich ſo davonjagen kann!"

Auf dieſe Worte ſeines Sohnes richtete ſich der Lindenhofer ſchier höher empor, als ſonſt ſein Maß war: „Wer iſt denn das mit der vornehmen Red'?"

„Das iſt der Lindenhofſohn," ſagte der Friedel.

„Was ſoll das heißen, Bub'!" rief der Bauer und ſein Antlitz wurde glühroth.

„Aber na," jammerte die Traudel dazwiſchen, „ich nicht, ich will keinen Unfrieden ſtiften, da geh' ich lieber ſo weit mich meine Füß' tragen."

„Sei Du jetzt ſtill!" ſchrie der Bauer, und höhniſch: „Was der Herr Lindenhofſohn befiehlt, will ich wiſſen!"

„O," entgegnete der Burſche, „ich bilde mir gar nichts ein auf den Lindenhofſohn. Kenne den ſchuldigen Reſpect, aber das muß ich ſagen: Wär' ich ein armes Häuslerkind, wie das Mädel, mir ging's beſſer. Beſſer als auf dem Lindenhof, mitten in Gift und Gall' und Feindſeligkeit. Wohin man ſich mag wenden, nichts als Murren und Fluchen. Schon ſingen es die Spatzen auf dem Dach, daß der Nachbar ſollt' verdammt ſein, und gar die Schulkinder heißen uns die Streithammelbauern. Im Nachbarshof geht's nicht beſſer, dort ſind *wir* dieſelben, auf die der leidige Teufel wird gehetzt. — Mich gefreut's nimmer. Wenn ich mein Tagwerk thu' und dann zur Abendſtund' die Raſt will ſuchen, und wenn ich am Sonntagsmorgen zur Kirch' will gehen: überall hör' ich des Donnersbök Vermaledeit! Die ganz' Luft iſt voll davon. Und da hebt mir an zu grauen vor dem Altar, und

geh' ich über den Kirchhof, ſo brennt's glutheiß in den Sohlen, und wo die Leut' beiſammen ſind in der Luſtbarkeit, da gehör' ich nicht dazu. Ich bin eines Menſchen Feind, bin der Flucher und der Verfluchte. Die Fröhlichen und Friedſamen ſchließen mich aus — und das, Vater, iſt meine Jugendzeit!"

Die Worte waren in großer Aufregung geſprochen; der junge Mann verbarg ſein Geſicht in den Händen, und die Hände krampften ſich zur Fauſt.

„Bin ich Schuld?" ſagte der Lindenhofer mit dumpfer unſicherer Stimme. „Studir' ich nicht auf alle Mittel und Weiſ', daß der Proceß aus wird? — Soll ich ihn leichtſinnig hinſcherzen, den Waldgrund? Möcht' hören, was das ſeiner Tage ein Geſchrei thät ſein unter den Kindern: den ſchönen prächtigen Wald hat er verſpielt — der Lump! — Was verſtehſt denn heut' Du davon! Was meine Sach' iſt, ſo will ich Dir nur ſagen: ich bin lieber über dem grünen Raſen verflucht, als unter demſelben. Und Dir, Friedel, ſag' ich ſo viel, iſt Dir die Jugendzeit daheim im Vaterhaus nicht recht, ſo ſuch' Dir ſie wo anders."

Der Sohn lachte auf.

„Wenn Ihr die Leute gleich ſo nacheinander hinauswerft, ſo wird der Lindenhof bald leer ſein, — heißt das, der Rappelſchmied wird dableiben."

„Nu, ſo wird er dableiben. Wen geht das was an?"

„O, mich geht das nichts an, ſchon gar nichts. Ich geh' meines Wegs, den Jeder geht, der vom Lindenhof ausgewieſen wird — zum Donnersbökhof hinüber."

Der Bauer zuckte zuſammen. Der Auftritt wurde durch ein altes, buckliges Weib unterbrochen, das in die Stube torkelte. Das hatte in einer der welken Hände einen groß-

mächtigen, mit Ungeſchmack gebundenen Blumenſtrauß, in der andern, um die dürren Finger gewickelt, eine Betſchnur.

„Schön gueten Morgen, ſchön gueten Mai allmiteinand und viel Glück und G'ſund!“ keifte ſie.

„Geh' mir weg, Du Hex'!“ rief der Lindenhofbauer in ſeinem Unmuthe. „Thuſt mir's zu Fleiß, daß Du mir am heutigen Morgen unter die Augen trittſt?“

Am erſten Mai ein altes Weib bedeutet eben nichts Gutes.

Die Alte kehrte ſich aber nicht viel um den Bauer, um ſo aufdringlicher hielt ſie der Bäuerin den Strauß vor die Naſe.

„Ein Maibuſchen! Thät ihn demüthig verehren, ſein kräftige Wurzeln und Kräuter dabei. Ein Seeſaamſtammel auch, daß kein böſer Feind mag durch's Schlüſſelloch kriechen.“

„Selb' kunnt die Traudel brauchen,“ bemerkte die Bäuerin, „und haſt kein Tractat gegen den Nachbarsgeiſt? Für die Dirn da. Mitten in der Nacht ſteigt er daher, der Donnersbök-Lipp!“

„Du heilige Sanct Dorothea!“ kreiſchte die Alte und fuhr zuſammen. Dann richtete ſie ſich wieder auf und ſagte: „Jetzt bin ich aber erſchrocken. — Schau Du? Sag' ich nit allerweil, der jüngſte Tag iſt nit mehr weit? Die Leut' werden ſchon gar zu ſchlecht. So ein Mädel da! Schäm' Dich!“

Der Friedel hatte die Fäuſte in den Hoſentaſchen geballt und ging raſch die Stube auf und ab. Die Traudel ſtand rathlos da und lugte immer nach dem Ausgange hin.

„Aber jetzt muß ich doch der Bäuerin was verzählen,“ flüſterte die Alte und ließ am Ohre derſelben ihr behend Mundwerk ſpielen: „Des Raitbauern Dirn iſt auch ſo Eine; die waſcht jetzt für den Wurzengraber-Toni. Und vom Toni weiß man's eh: Die Kraut-Wabi und die Drahdiumi-Reſel

hat er ang'ſetzt; und die Kopfwaſcher-Roſel, die iſt Gutigkeit nicht mehr allein. Freilich nicht mehr, und vom ſchwarzen Steffel, ſagen ſie! — Desweg, weil halt Keines zu der Jungfraubruderſchaft will gehen. Was thät' denn Unſereins? Na, ich dank' meinem Gott! — Und die Donnersbökhoferiſch', die muß auch in einem ſauberen Planeten auf die Welt kommen ſein. In der Jungfrau gewiß nit.

Nur gut, daß der Friedel das Geziſchel nicht verſtanden hatte. Er ſah es blos, wie ſeine Mutter — oder vielmehr die Stiefmutter, denn die erſte Frau des Lindenhofer's lag ſchon ſeit Jahren auf dem Kirchhof — plötzlich die Hände zuſammenſchlug.

„Ja freilich!" fuhr ſie fort, die Alte, die Roſenkranz-Gundel genannt, „desweg ſag' ich: wer hoch ſteigt, hat tief zu fallen. Aber reiche Leut', die machen aus der Schand' immer eine Ehr', und recht luſtig geht's zu heut' da drüben beim Donnersbökhof. Nur das möcht' ich wiſſen, von wem er iſt!"

„Wer denn, Gundel?"

„Der Baum. Ja, hätt' die Bäuerin den Maibaum gar noch nit geſehen? Jerum, jerum. Heut' über Nacht iſt einer gewachſen beim Donnersbökhof. Ein großmächtiger, mordsprächtiger Maibaum. Ja, das iſt gewiß, hi, hi, und oben im Streitwald ſteht der Stock davon — rinnt Pech heraus."

Der Lindenhofer, der ſcheinbar wieder über ſeinem Papier gebrütet und ſich Mühe gegeben hatte, den aufwallenden Zorn zu dämpfen, hob den Kopf: „Was ſagſt? Wo ſteht der Stock?"

„Desweg ſag' ich: 's iſt ein helles Rauberbandel auf der Welt!" war die Antwort der Roſenkranz-Gundel.

„Geſtohlen, geraubt der Stamm aus meinem Wald!" rief der Lindenhofer und ſprang auf. „Und hingeſtellt in

ſeinen Hof, mir zu Trotz und Schand'! Kreuzſakra, heut' ſetzt's was. Das muß ein End' haben — heut' noch!"

Im Jähzorn wüthend riß er die Flinte von der Wand; der Friedel fuhr ihm in die Arme und entwand ihm die Waffe. Da ſtürzte der Bauer in die Ecke der Stube, erfaßte daſelbſt einen Eiſenhaken und mit dem halb erſtickten Ruf: „Heut', mein lieber Donnersbök!" ſtürzte er aus dem Hauſe.

Die Anderen eilten ihm nach.

„Unſere liebe Frau!" jammerte die Traudel, „heut' hab' ich was angeſtellt!"

„Und wenn ſie einander todtſchlagen!" rief der Friedel, „Du haſt keine Schuld. Die trägt ein Anderer!"

Und eilte ſeinem Vater nach.

Zwölftes Capitel.

In der blühenden Glückſeligkeit.

Und jetzt draußen.

Ein ſchöner, blühender, klingender Maimorgen. Die Felswände und die Gletſcher oben hatten die Schleier eines milden Duftblaues über ſich geblaſen, daß ihre wilden Furchen und Schründe und Abgründe den jubelnden Menſchen verhüllt ſein ſollten.

Im Weiler hielten ſie, wie es in der Rams ein alter Gebrauch war, den „Maibuſchen" ab. Dabei iſt das junge Volk auf und ſpringt und hüpft luſtig durcheinander. Sie jagen einander nach, verfolgen ſich gegenſeitig mit jener Gier, die ſonſt nur allzu ſelten iſt. Sie peitſchen ſich mit grünen Zweigen und Sträußen und ſchreien und jubeln theils ihre althergebrachten, theils zur Stunde dem Stegreif entſprungenen Sprüche.

„Maibuſchen, Maibuſchen! Dir hau' ich achtzig Jahre auf den Buckel!" ruft da eine Magd, ihre Freundin peitſchend.

„Du ſollſt geſund ſein!" giebt dieſe mit einem Ruthenſchlag zurück.

„Du ſollſt einen ganzen Beutel voll Geld haben!" ſagt ein Kohlenbrenner zum andern.

„Und Du ſollſt einen Schatz haben und dazu eine Wiegen von Gold und Seiden."

„Du ſollſt auch einen ſüßen Schatz haben — einen lebzelt'nen Reiter!"

„Du ſollſt ein paar alte, geflickte Strümpf' haben — vollgeſteckt mit Ducaten!"

„Du ſollſt vornehme Roſſ' und Wagen haben: ſechs kohlſchwarze Schimmel und eine Heufuhr dran!"

„Du ſollſt haben ein G'ſchloß von lauterem Gold und dran zwölf Thor von Elfenbein, und hundert Fenſter von Edelſtein, und einen hohen Thurm von Kryſtall — und oben auf dem Knopf ſitzt ein altes Weib!"

„Du ſollſt haben den Donnersbök und den Lindenhof und den großmächtigen Proceß um den kleinwinzigen Wald!"

So riefen ſie in Ernſt und Schalkheit durcheinander.

Und ein ausgelaſſener Junge, der Gräber-Wenz, ſang:

„Lindenhof, Donnersbök,
Unter der Brucken
Spannen zwölf Ochſen z'ſamm',
Fahrn um a Mucken."

Da war ein Gelächter, und zehn Stimmen johlten das Spottliedchen nach, das den wilden Streit der beiden Großbauern um den unbedeutenden Gegenſtand ſo ſcharf charakteriſirte.

Schon nahte eine andere Gruppe: „Maibuſchen, Maibuſchen! tanzen und ſingen!"

Und gar der Weidknecht vom Donnersbökhofe, der ſonſt ſo ruhſame Lipp gab Eins zum Beſten:

„Der Mai, der ſchön' Mai
Is a g'freuliche Zeit,
Is die ganz' Welt voll Lieb
Und voll Luſtbarkeit.

Und im Waſſerl drein glanzt's,
Und in Lüften is 's z'hörn,
Und auf dem Blümerl ſteht's gſchrieb'n,
Wem's Dirndl ſoll g'hörn.

's iſt ein ewiges G'ſchrift:
Dich lieben, Dich lieben!
Der Adam im Paradeis
Hat's unterſchrieben!"

Und: „Maibuſchen, Maibuſchen!" ging's wieder durcheinander, „tanzen und ſingen! Geſundheit und Prügel, daß der Buckel möcht' ſpringen!"

Da entſteht ein tolles Balgen und Johlen, die bunten Sträuße fliegen zerzauſt in die Luft. Der Schwarm bewegt ſich über die Matten hin. —

Das Beſte iſt dem alten Soldaten-Natz widerfahren. Er war einer der Erſten wach an dieſem Morgen, ja, hatte ſich eigentlich nie recht ſchlafen gelegt. Der war der Ausgelaſſenſten einer; den Leuten hätte es auffallen können, daß er heute ganz außerordentlich luſtig war. Und jetzt kam noch was dazu, die Donnersböktochter, die Flori brachte ihm den Maibuſchen. Sie hatte ihn aus dem Schwarm herausgefunden und verfolgt, bis hinan in die Lehnen des Donnersbökhofes.

Sie peitſchte dem alten Mann den alten Spruch zu:

„Erſtes Gebot, ich ſchlag' Dir todt alle böſe Noth! — Zweites Gebot, ich ſchlag' Dir Deine Wangen rund und roth! — Drittes Gebot, ich ſchlag' Dir Deinen Mund, daß er kann eſſen das feinſte Brot. — Viertes Gebot, ich ſchlag' Dir Deine Augen, daß ſie den ſchönſten Garten mögen ſchauen, und den Sonnenſchein und die allerſchönſten Mägdelein. — Fünftes Gebot, ich ſchlag' Dir Deine Ohren, daß ſie hören das ſchönſte Lautenſpiel Dir zu Ehren. — Sechstes Gebot, ich ſchlag' Dir Deine Händ', daß ſie mögen Geld haben ohne End' und am Herzfinger hold ein Ringlein von feinſtem Gold. — Siebentes Gebot, ich ſchlag' Dir Deine Füß', daß ſie gehen mögen auf freudenreichen Wegen. — Achtes Gebot, ich ſchlag' Dir Deinen Rucken, daß ihn die Kümmerniß und Noth nicht ſoll erdrucken. — Neuntes Gebot, und ich ſchlag' Dir Deine Bruſt zur Lebensluſt; und ich erſchlag' alle tiefen Schmerzen. — Und zehntes Gebot, ich klopfe mit dieſem blühenden Maienſtrauß an's Pförtlein von Deinem Herzen!"

Der Alte hat ſich, nachdem er eine Weile herumgeholpert war, unter dieſen zehn Geboten zuſammengekrümmt und gelacht und geſchluchzt vor Freuden.

„Aber na, aber Jeſſes na, wenn das mich angeht!" rief er, „Dirndl, Du irrſt Dich, ſchau mich nur gut an, ich bin nicht der Rechte, Du meinſt einen Anderen."

„O, Du biſt mir heut' ſchon der Rechte, Du!" lachte die Flori und ließ es von Neuem losgehen.

„So viele andere, ſaubere Burſchen ſind da um und um," keuchte der Natz, „und dem Bettelmann giebſt Du die Ehr'. Jedem thät's taugen, wollt' ihm die Donnersböktochter den Maibuſchen ſchenken. Freilich wohl, mein Du, dem alten, mühſeligen Natz, dem taugt's auch. Woltern gut haben ſie mir than, dieſe Prügel. — Mädel, da haſt mich!

mein Herz iſt zwar voller Falten, aber denk' halt: die Alten, die laſſen ſich gut behalten. Der Junge, der bleibt desweg nicht aus."

In der hellen Freude hatte der Natz ſein Strickzeug verloren.

„Brauch's nicht mehr! Brauch' auch den alten dalkerten Stecken nicht mehr!" rief er und ſchleuderte die Krücke von ſich. — „Kernfriſch iſt der Alte! Vergelt's Gott, mein Dirndl!"

Dann ſtreckte er die Hände aus, zog das Mädchen nah' an ſich, daß man meinen mochte, er wollte es küſſen; aber nicht ihre Lippen, ſondern ihr Ohr ſuchte ſein Mund, und dort flüſterte er hinein:

„Haſt ihn ſchon geſehen? Nicht? Noch gar nicht geſehen? — Schau Du, die Lieb die iſt ſchlecht für die Augen, ſind gar ſchon Leut' blind davon worden. — Guck, mein lieb' Dirndl, jetzt weiſ' ich Dir einen Maibuſchen!"

„Geh zu, Du foppſt Einen nur," entgegnete die Flori.

„Geh nur mit, geh nur, geh!"

Er führte ſie um das Gebüſch und mit dem Finger nach dem prangenden Maibaum weiſend, der über den ſonnigen Dächern des Donnersbökhofes emporragte: „Kennſt den?"

„Jeſſes und Anna!" hauchte das Mädchen, „ein Maibaum, nicht weit von meinem Fenſter!"

„Verdeckt Dir keine Ausſicht."

Morgens, als ſie aufgeſtanden war, hatte ihr der Fenſtervorhang den errichteten Baum verdeckt. Und dann ging ſie, weil es zur Kirche ſchon hohe Zeit war, eilends in den Weiler und hörte während der Meſſe der Leute Flüſtern nicht. So hatte ſie die Beſcheerung bis jetzt nicht geſehen.

Sie wollte es anfangs nicht glauben, daß ihr die Ehre gelte.

„Na, Dir nicht, beileib' nicht; dem Fensterstock gilt sie," neckte der Natz.

Auch brave Dorfmädchen sind kokett, und so fragte die Flori:

„Aber na! Aber so was! Aber von wem denn?"

„Möchtest etwa rathen? Kennst ihn ja nicht."

„Doch nicht vom Friedel?" fragte sie leise, und auf ihrem Angesichte wogten rothe Farbenflecken wie leichte Schatten auf und nieder.

„Hast nit schlecht gerathen," versetzte der Alte, „aber, mußt wieder n!" und er legte den Finger auf den Mund.

Das Mädchen hätte aufjauchzen mögen; jetzt kam's ihr wie Lachen und Weinen — es hatte sich das Herz erhoben.

„Der liebe Narr!" kicherte sie, „und so viel sauber ist er, der Maibaum, und wie er dasteht — kerzengrad', auf und auf schneeweißweiß und mit dem Buschen. Und nicht weit von meinem Fenster! Mein Lebtag hab' ich keinen solchen Maibaum gesehen. Und die Leut', wie sie ihn anschauen! — Bei der Nacht hat er ihn gesetzt? Heut' bei der Nacht?"

Eine Weile standen sie noch beisammen, und der Natz setzte ihr theils im ernsten, theils im schalkhaften Ton auseinander, was ein Maibaum bedeute.

Ein Maibaum vor dem Hause sei gleichsam wie ein Schild, daß drinnen unter dem Dache das schönste und bravste Mädchen wohne. Er sei der Herold, der es hell verkünde hinaus in's Thal: Gott gesegne das Haus! Der Jungfrau Herz ist verlobt!

„Ich weiß gar nicht, Natz," sagte die Flori, „jetzt verspür' ich auf einmal keine Füße mehr an mir; gar, als thät' ich herumfliegen in der Luft wie eine Kirschbaumblüthe."

„Meinſt, weil Euer Gernhaben jetzt offenbar wär'? Dirndl, das mußt Dir ja nicht einbilden. Und wenn Dich wer fragt, von wem Dir der Maibaum thät ſein, ſo mußt keine Antwort geben, oder mußt ſagen, Du kunntſt Dir's ſelber nicht denken, nur daß möglicher Weiſe ein Vöglein kunnt geflogen ſein und dasſelb' hätt' ein Samenkorn in die Erden gelegt vor Deinem Haus, und da wär' ſo ein Baum hervorgewachſen. — Mußt ihn aber ja recht gut warten, den Baum, wirſt wohl oft gehört haben, daß ein vergeſſener oder gar geſchädigter Maibaum ſchlecht Ding bedeutet."

„Gelt," entgegnete die Flori, „wie es der jungen Heilacherin in Kirſchbach iſt ergangen. Daß ihr die böſen Buben den Maibaum haben verſtümmelt, und nicht lang' danach iſt ſie in Unehr geſtorben und verdorben."

Mädchen, darum nehmt Euch in Acht! Gebrochener Maibaum iſt gebrochene Lieb' — bedeutet blutig Herzweh, bis der Stamm iſt zu Erden verfault. — Aber verſteht mich recht!

„Und iſt das wahr, Natz, daß zu einem Mädel mit dem gebrochenen Maibaum kein Freier will kommen?"

„Wird wohl ſo ſein, mein lieb' Dirndl. Iſt ein alt Sprüchel," ſagte der Invalide und ſuchte wieder nach ſeiner Krücke. — Es ſei ſündhaft, was Einer ſo einen nichtigen Holzprügel gleich gewohnt werde.

Die Donnersbök-Flori war ein geſcheites Mädchen und hatte manchmal ſo ihre eigenen Gedanken. Jetzt, da der Alte den Stab wieder aufhob, ſagte ſie: „Braucht der Natz halt doch noch die Krück'. Schau', ein Menſch künnt's noch ſo gut meinen mit dem andern, das Beten und das Glückwünſchen: es giebt halt nichts aus. Und bin ich heut' gleich friſch und tollwitzig, wie das Vögerl in Lüften, und möcht' ich Gott weiß wie gern den Natz nehmen bei allbeiden Händen

und ihn hereinziehen mitten in die glückſelige Freud', in der ich ſelber ſteh': es giebt halt nichts aus. Mein Du, wenn eine Brucken geſchlagen wär' von einem Menſchen zum andern!"

„Du herzensgutes Dirndl, Du!" ſagte der Alte, zitternd vor Bewegung. „Es giebt wohl was aus. Und iſt auch keine Brucken geſchlagen, ſo geht doch ein goldener Faden von einem Herzen zum andern, darauf wird Freud' und Leid hin und her telegraphirt. Gelt!"

„Das haſt närriſch geſagt — ein Herztelegraph — aber ich verſteh's ſchon. Und weißt, der Friedel, der —"

„Kann er gut telegraphiren? — Na, ernſter Weiſ' Dirndl, es giebt was aus. Weiß ich, Du denkſt auf mich und willſt mir, daß ich glückſelig thät ſein wie Du: ruck, da *bin* ich's auch. Und juckt mich gleichwohl dann und wann mein Bein, ſo weiß ich eine Jungfrau in der G'mein, die hat gar geſunde Füß und tanzt in hellen Freuden, da fliegt meine Seel zur Jungfrau aus und beim kranken Bein iſt Niemand zu Haus, der kunnt helfen jucken und leiden. Jeſſes, Flori!" jauchzte er auf, „ſo jung kunnt ich werden und ſo jung bin ich all mein Lebtag nicht geweſen, wie heut'. Verliebt muß ich Dir ſein!"

Nach einer kleinen Weile ſagte die Flori: „Hörſt es, wie heute das Singen hell klingt? Der blaue Himmel iſt g'rad wie eine große mächtige Glocke."

„Und der Menſch auf der Welt iſt der Schwengel dazu!" rief der Natz, „und wir werden heut', wenn wir nicht bald zum Singen anheben, vor lauter Geſcheitheit bigott noch närriſch."

Sie wollten ſingen; die Andern unten in der Thalung ſangen ja auch. Spott- und Trutzlieder ſollte es ſetzen — der Alte war juſt dazu aufgelegt. Sie wurden aber unterbrochen.

Dreizehntes Capitel.

Saubere Sachen vom Heuſchreckfranzel!

Ein Knecht aus dem Donnersbökhofe ſchleifte heran; er machte beim Gehen ſo ſpitze Kniee, als wollte er damit der Luft ein Loch ſtechen, in die er hineintrottete. Bundſchuhe, die bis zu den halben Waden hinaufgingen, ein blaues, weites Beinkleid, das über die Waden herabſchlotterte; um die Lenden eine blaßgraue Schürze ſtrickartig geſchlungen, über der Bruſt ein grobes Hemd, zwiſchen dem die braune Haut hervorſchattete, ein grüner Hoſenträger über Bruſt und Achſeln, ein Sackuhrband ſchlängelnd an der linken Magengegend — keinen Rock am Leibe, die Hemdärmel flatternd, den wetterfalben Hut ſchief und keck auf dem Haupte — ſo kam er heran. Sein Geſicht war glatt raſirt, aber narbig und faltig; ſeine niederquellenden Haare, die an der Stirne klebten, und die Augenbrauen waren blaßroth, die Wangen dunkelroth — aber nicht aus Züchtigkeit — der Heuſchreckfranzel ſchämt ſich ſchon lange nicht mehr.

Wie der Knecht nun vor den Beiden ſtand, ſchaute er ſo etwas ſchief und geringſchätzig auf den alten Natz hin.

„In was für einem Zeichen muß denn der geboren ſein, daß ihm die Donnersbök-Tochter den Maibuſchen bringt!“ lallte er endlich.

„Im Heuſchreck nicht!“ antwortete der Natz kurz, blickte aber nicht den Rothen, ſondern das Mädchen an.

Der Donnersbök-Knecht bemühte ſich jetzt zu zeigen, daß er es unter ſeiner Würde halte, mit dem Bettelmann weiter ein Wörtel zu wechſeln. Und doch verlangte es ihm, dem Alten einen Spott anzuthun.

„Und hat ſie Deinen Maibuſchen gefreſſen, die alte Habergais?“ rief er dem Mädchen zu.

Das war eine Anſpielung auf die drei Beine des alten Invaliden; die Habergais iſt nach dem Volksglauben ein Geſpenſt mit drei Füßen.

„Habergais?“ fragte der Natz, „wen geht das an?“

„Trifft die Gans, ſo ſchreit ſie,“ brummte der Knecht und wollte ſich mit dem Mädchen zu ſchaffen machen.

Da richtete ſich der Natz empor; wer hätte geglaubt, daß das krumme Männlein eine ſo hohe Geſtalt hätte! Seit er nach Kriegszeit im Weiler, hatte er ſich nie ſo gedehnt.

„Geht's richtig mich an?“ fragte er und blickte faſt wirr um ſich. Seine Augenſterne wurden ganz klein, ſeine Naſe ſpitzig, jedes Haarſpitzchen in ſeinem Barte ſchien zu zucken. „Spott und Schmach wird geworfen auf meinen durchſchoſſenen Fuß! Sollt' ich das noch erleben am heutigen Tag? Auf der hellen Gaſſen gehen ſie mich an. Bin ich denn gar veracht'? Bin ich denn gar nichts mehr werth, ſeit ich vor zwanzig Jahren für's Land mein geſund Leben hab' verſchleudert? — Ein alter Soldat iſt ein herrenloſer Hund im Dorf, juſt daß er nicht ſo laufen und beißen kann. Uebermüthige Laffen giebt's viel, und will's Einer wiſſen, wie gut er kann zielen und es hockt juſt kein Spatz auf dem Dach, ſo wirft er den Stein nach dem alten Soldaten.“

„Na freilich, was Du Dir einbildeſt!“ lachte der Knecht wegwerfend.

„Und wenn ich's recht bedenk',“ fuhr der Natz fort, „es wär' auch zum Verwundern geweſen, wenn Du mir im Alter hätteſt Ruh' gelaſſen, da Du mir doch in meinen jungen Jahren ſo arg haſt mitgeſpielt.“

„Was hab' ich Dir denn in den Weg gelegt?“ fragte der Andere.

„Mein Haus haſt mir niedergebrannt,“ ſagte der Natz.

„Das beweiſ' mir!" rief der Heuſchreckfranzl aufgebracht, „auf der Stell' beweiſ' mir's!"

„Geh' mich klagen, ſo kommen wir auf einem andern Fleck zuſammen, dort will ich Dir's beweiſen."

Das Mädchen ſuchte die Beiden zu beruhigen. Der Franzl fluchte, der Natz fuhr erregt fort: „Hätt' es ſchlafen laſſen; aber daß er jetzt neuding wieder mit mir anhebt! — Wenn ich lieg' auf dem Stroh in der kalten Kammer und Hunger muß leiden, weil mein Gichtfuß dem Stückel Brot nicht mehr kann nachjagen, und wenn ſich kein Menſch um mich ſcheert, als ob ich gar nicht auf der Welt wär' — bei meinem Eid, ſo bleib' ich desweg der luſtige Bettelmann. Kommt aber Einer, der ſeinem Heimatland noch keinen Pfennig in den Opferſtock hat geworfen, und ſchleudert einen Schimpf auf mein breſthaft Bein — nachher!" Er faßte bebend ſeine Krücke, ließ ſie aber wieder ſinken, und murmelte in ſich ſelbſt hinein: „Ein ſchlechter Menſch kunnt Einer werden."

„Mußt nicht, Natz," ſagte die Flori und ſtreichelte den Alten an der Schulter, „ſchau, denk' an den goldenen Faden."

„Geh, laß ihn ſtehen, den Halbnarren!" rief der Franzl ungeduldig, „und komm mit mir. Sie warten ſchon Alle auf Deinen Maibuſchen."

Jetzt ſtellte ſich die Flori kerzengerade hin vor den Knecht, ſtemmte ihre Arme in die Hüften und ſagte: „Was haſt denn Du mir zu befehlen?"

„Na halt, daß Du mir den Maibuſchen giebſt."

„So! — Na, wenn Du heut' ſchon juſtament von mir was haben willſt, Franzl, ſo kann ich Dir ſchon was ſagen: Du biſt ein — ein —"

„Flori!“ ſagte der Natz, „ſei ſo gut und laſſ' mich vor.“ Er ſtellte ſich hart unter das rothe Geſicht des Knechtes und ſagte gar nicht laut, aber recht deutlich: „Franzl, Heuſchreckfranzl, Du biſt ein Lump!“

Der Andere prallte zurück.

„Und das iſt Dein Maibuſchen!“ lachte das Mädchen.

Mit geballten Fäuſten bog der Franzl abſeits — und das war ſein Maibuſchen.

„Der Natz hat ihn aber ſchon gar hart hergenommen,“ meinte die Flori jetzt zum alten Soldaten.

„'leicht wär's noch gröber gekommen, hätteſt mich nicht Du ſelber an den goldenen Faden gemahnt. Meine eigene Predigt hab' ich nicht befolgt — wie's halt ſchon geht auf der Welt. — Und ſchau, ein Bettelmann ſoll zwei Säck' haben: einen kleinen für die Gutherzigkeiten und das chriſtlich Almoſen, und einen großen für die Grobheiten, die Einer muß einſtecken.“

„Aber,“ ſagte nun das Mädchen, und man merkte ihr an, daß ſie was auf dem Herzen hatte, „ich halte den Franzl für einen Nichtsnutz, aber einen Lumpen und noch gar das Andere, was Du ihm vorher haſt unter's Geſicht geſagt — Natz, das hätt' ich mir doch nicht getraut.“

„Dirndl,“ antwortete der Alte, „für den iſt ein Lump nicht zu viel, das kannſt mir glauben. Den Franzl kenn' ich von Kleinheit auf, wo er arbeitsſcheu iſt geweſen, Tag und Nacht auf der freien Weid' iſt herumgeſtromert und Heuſchrecken hat gefreſſen.“

„Jetzt mein' ich, iſt er doch ein guter Arbeitsmenſch und mein Vater iſt ſo weit mit ihm zufrieden.“

„Ja, jetzt freilich mein Dirndl, jetzt weil er alt wird, möcht' ihm zu kalt werden in den Nächten auf der freien

Weid', und die Heuſchrecken, wenn er zur Sommerszeit doch etliche thät erwiſchen, möchten ihm doch leicht den Magen umdrehen. Der hat eh' ſo ein lebendiges Vieh in ſich, das weiß ich. Den beißt der Gewiſſenswurm."

„Der Natz redet, als thät er was ganz Beſonderliches von dem Franzl wiſſen."

„Du biſt ein ſo viel neugieriges Mädel, Flori, Du giebſt nicht eh' Ruh', als biſt Du's weißt. Wollt' Dir's auch erzählen, wesweg' ich den Franzl einen Lumpen hab' geheißen, und wesweg er mich drauf nicht hat durchgeprügelt, aber es kommen die Leut' ſchon."

„Magſt, ſo ſetzen wir uns dort auf die Kirſchbaumbank — ſehen ſie uns nicht."

Und als ſie auf der Kirſchbaumbank ſaßen, ſchlug der alte Natz mit ſeinen beiden Händen auf ſeine Schenkel und ſagte: „Ja, mein lieb Dirndl!"

Sie mußte ihn noch einmal anlaſſen, und da verſetzte er: „Will Dir's wohl ſagen, ich hätt' den Franzl auch einen Schurken heißen dürfen. — Flori, der Menſch iſt mein Feind; wenn der nicht wär' geweſen, mit mir ſtund's heut' ganz anders. — Schau Du, der Kirſchbaum kriegt ſchon Knospen. — Und daß ich Dir's ſag': weißt' unten im Weiler, wo jetzt der Hollerſtrauch iſt, vor dem am Frohnleichnamstag bei der Proceſſion allemal das dritte Evangeli wird abgehalten — dort iſt vor Zeit mein Haus geſtanden. Mein Vater hat den Tabak gehabt, und ich hab' angefangen und hab' mit Zwirn und Leinwand, Bändern und allerlei ſo Sachen gehandelt. Iſt mir gar nicht ſchlecht dabei gangen. Hab' heiraten wollen; vom Wegmacher — das Häuſel ſteht heut' noch — die Tochter, die Kunigunde, das iſt Dir ein Dirndl geweſen, ſo viel fein und halt ſo viel — na, kurzum,

gerade ſo, wie Du ein's biſt. Schau, aber g'rad ſo doch nicht. — Ja und die hab' ich gern gehabt — aber ſchon wie gern! — Iſt Dir nicht der jung Lecker da, der Kleinberger Franzl? Sein Vater iſt ein Tagwerker geweſen; aber eine Keckheit hat Dir der Burſch und iſt Dir noch nicht ſiebzehn Jahr alt, dieweil ich ſchon gegen die dreißig geh'. Der hat ſich was 'traut zu ſagen zu den Mädeln, und gleichwohl ihn die meiſten rund haben abgetrumpft, immer Eine iſt doch etliche Wochen lang an ihm hängen geblieben. So viel Geld hat er auch fort gehabt, daß er im Wirthshaus recht hat aufhauen mögen, und eine um die andere Spendaſchi hat er den Weibsleuten gemacht, und ſo hat er über manchen rechtſchaffenen Burſchen den Gewinn davongetragen — ſo ein nichtiger Schafhalterbub da. — Nun, mein Dirndl, und ſo hat er mit der Wegmacheriſchen auch angefangen. Die hat ihm freilich kein Gehör geben, aber da iſt er allerweil anhabiger (zudringlicher) worden, und juſt an der Kunigunde muß ihm extra was gelegen geweſen ſein. Sauber aufgeſeſſen iſt er Dir aber doch. Ihr Vater, der Wegmacher, hat ihn erwiſcht vor ihrem Fenſter, hat ihn ein Eichtel bei den Ohren genommen. Da hat der Franzl die Keckheit gehabt, hat geſagt, er hätt' rechtſchaffene Abſichten auf die Kunigunde, wollt' ſie heiraten. — Du Habenichts willſt meine Tochter heiraten? hat d'rauf der Wegmacher zur Antwort geben; hörſt, Bübel, die iſt ſchon verſprochen, ſie nimmt den Krämer-Natz, der hat eine Wirthſchaft und ein Haus, und jetzt merk Dir das und mach' weiter. — Am nächſten Sonntag drauf kommen wir im Wirthshaus zuſammen, der rothhaarige Franzel und ich. Er ſtänkert auf mich, ich bleib' ihm nichts ſchuldig. Freilich ſagt er, und ich weiß ſeine Reden noch recht gut, in dem Neſt, ſagt' er, iſt der Herr Bandelkrämer der Hahn — aber der

iſt Nebending, der iſt ein Haſcher — die Kunigunde heiratet nur ſein Haus — das wird luſtig ſein, wenn ſie den Dachgiebel halſt, 'leicht kommt doch ein mitleidiger Storch daher geflogen. — So ein Hundsbub', ein ſchlechter."

Ein paar junge Grashalme zerpreßte der Alte zwiſchen ſeinen Fingern. Eine ſtille Wuth kochte in ihm. — „Raufend wären wir worden!" fuhr er dann fort, „aber die Leut' haben uns auseinander gethan, und wie der Franzl hat geſehen, es helfe ihm nichts und die Dirn wär' mein, da hat er Dir einen Lacher gemacht! Einen Lacher! den hätteſt gehört haben ſollen, Flori! — für den allein hätt' er drei Jahr' Arreſt verdient. — Na gut. Ich und die Kunigunde werden verkündet. — Und in der Nacht vor der Hochzeit brennt Dir mein Haus nieder. Wie das Feuer ausgekommen, kein Menſch hat's ergründen mögen. Mein Dach iſt hin, meine Waare iſt hin — ich bin ein blutarmer Teufel. Der Wegmacher iſt ein mitleidiger Mann, drückt mir recht warm die Hand und ſagt, ich ſollt' den harten Schlag geduldig ertragen, ſollt' nur froh ſein, daß das Unglück nicht um einen Tag ſpäter geſchehen wär', wo es auch ſchon das Weib mit in's Verderben geriſſen hätt'. Jetzt wär' ich noch ledig und möcht' mich wohl durch die Welt heiſen. — Aber, ſag' ich, das Heiraten geb' ich desweg' ja nicht auf. Giebt er mir zur Antwort: auf ſeine Tochter ſollt' ich nicht mehr denken, einen Bettler wollt' ſie nicht nehmen. — Iſt gut, Dirndl, iſt gut. — — Ich hab' Gott Lob und Dank geſagt. Eine, die mich nur mag, weil ich ein Haus hab', brauch ich nicht, und wenn ich auch keins hab'. — Ich bin ſchon völlig aus den Jahren geweſen, aber ich bin fort zu den Soldaten und hab' bei mir gedacht: Natz, das Haus hat Dir heilig niemand Anderer angezündet als wie der Kleinberger Franzel."

„Du ſchlechter Lump!“ rief die Flori blaß und tonlos.

„Gelt, jetzt ſagſt es auch.“

„Aber, Natz, wer kann denn das wiſſen? Iſt's nachher aufgekommen?“

„Lange Jahre d'rauf, wie ich ſchon wieder daheim bin, hat er's ſelber im Wirthshaus im Rauſch geſagt. Gleich iſt's mir hinterbracht worden; aber ich denk', zu ändern iſt's nicht mehr, er hat's halt in der Eiferſucht gethan und für mich iſt's ja ein Glück geweſen, daß ſich die Heirat mit ſo Einer hat zerſchlagen. — Beileib' nicht, ſag' ich, das hat der Franzl nicht gethan; im Rauſch ſchwatzt Einer das dummſte Zeug; werd' ich ſelber in der Unvorſichtigkeit Feuer geſtreut haben, wer kann's wiſſen! — So iſt die Geſchichte wieder eingeſchlafen und haben uns Einer nach dem Andern nimmer geſchaut. — Thät er's aber wiſſen, der Franzel, daß ich ſo gewiß bin, daß ich meine Seel' verwett', er hat mir mein Haus weggebrannt, ganz anders wär' er mir heut' entgegengekommen. Den hab' ich in den Händen, und er merkt was; haſt es wohl geſehen, wie er weich iſt abgefahren. Der, wenn er unſchuldig iſt, wird mir ganz was Anders zur Antwort geben!“

„Das iſt ſchon gar aus der Weiſ',“ meinte die Flori, „aber die Kunigunde wird er kriegt haben?“

„Hat ſie zuerſt nicht kriegt und hat ſie ſpäter nicht mögen. Die hat zuletzt gar Keinen bekommen. Ich mag ſie auch nicht mehr. Ein altes Weib iſt aus ihr geworden. Kennſt die Roſenkranz-Gundel?“

„Jeßt'l, das wird doch dieſelbige nicht ſein!“

„Desweg' ſag' ich, junge Leut' müſſen beizeiten zuſammenkommen. Und desweg' möcht' ich alle Liebesleut' miteinander verheiraten, Denjenigen, die es redlich miteinander meinen,

zu Lieb', und Denjenigen, die eine Hinterliſt haben, zur Straf' — Wie wollt' ich ihr's eingetränkt haben, der Kunigunde, wenn ſich's ſpäter hätt' bewieſen, daß ſie nur mein Haus hat geheiratet! Kein ruhig Stündel hätt' ich ihr gelaſſen, ihr Lebtag nicht; Du Dirndl, das wär' eine Freud' geweſen!"

Das ſingende, ſpringende junge Volk war ſo nahe gekommen, daß der alte Natz und die Donnersböktochter ihr Geſpräch unterbrechen mußten. Sie erhoben ſich; der Alte ſtreckte dehnend ſeine Arme und gähnte das Wort heraus: „Ach Gott, die luſtige Welt!"

Vierzehntes Capitel.

Sie gerathen zuſammen.

Jetzt kam der Lindenhofer mit dem Eiſenhacken heran.

Der Natz vergaß, was ihm das Herz eben ſchwer gemacht hatte. In fröhlicher Harmloſigkeit torkelte er auf den Bauer zu, verſetzte ihm einige Hiebe mit dem grünen Zweig, den er vom Rain gebrochen hatte: „Maibuſchen, Maibuſchen! Viel Glück und Geſund!"

„Was heißt das!" fuhr ihn der Lindenhofer ſcharf an, „der krumme Bettelmann! Von ihm brauch' ich kein Glück und Geſund. Treib' er die Narrethei mit Seinesgleichen!"

Er ſtieß den alten Mann zurück und ſchritt haſtig weiter.

Der Natz ſtand eine Weile gebückt da, dann murmelte er für ſich: „Geſchieht Dir ſchon recht; zuweg mußt Du jeden Büffelochſen anſchnüffeln."

„Schaut aus, als ob's wahr wär'," verſetzte die Flori, die ſich hinter die Hagebutte geduckt hatte, „mein Vater ſagt allerweil, der hätt' den Böſen im Leib."

Der Lindenhofer ſprang durch den Garten dem Donnersbökhofe zu. Gegen den Maibaum eilte er mit geſchwungenem Hacken.

Die Flori ſieht es, thut einen Aufſchrei. Zur Abwehr will ſie laufen.

„Bleib', Dirndl!" ſagte der Natz und faßte ſie an der Hand, „'s kunnt zum Unglück ſein."

Der Donnersbök iſt immer auf der Hut. Bald kommt er herbei, um das Ehrenzeichen ſeiner Tochter zu ſchützen. Wild gerathen die beiden Männer, die Todfeinde, zuſammen. Für den erſten Anprall gut, daß der Baum juſt zwiſchen ihnen ſteht. Der Lindenhofer ſtemmt an; — ausheben will er den Baum. Schon wackelt der Wipfel.

„Halt' nieder, Donnersbök, halt' nieder!" ſchreit ihm der Natz zu, „nur feſt ſein!"

Und der Roßdoctor lauert in einem Winkel und ziſchelt: „Rauft's zu! Freßt's Euch einander auf, habt's ſchon recht." Und laut: „Donnersbök, laß Dich nit räumen!"

Neuerdings nach dem Hacken haſcht der Lindenhofer. Der Donnersbök kommt ihm zuvor, ſchleudert das Werkzeug hintan. Der Lindenhofer fährt in die Taſche um's Meſſer. Da ruft die Flori die Heiligen an. Von allen Seiten eilen Leute herbei.

„Das Meſſer weg! Das Meſſer nehmt ihm weg, dem Lindenhofer!" ruft der Natz. — Aber jener hebt den Arm, ſtößt zu gegen den Nachbar — der Stahl fährt in den Baumſtamm. — Auf dem zitternden Wipfel flattern die Bänder — ſo wehen Todtenfahnen. Mit ganzer Gewalt ſtemmt der Lindenhofer ein — ruck — der Baum wankt, juſt daß ihn der Donnersbök noch mag ſchützen vom Falle; da ſchlägt dieſem der raſende Lindenhofer die Fauſt in das Geſicht. Der Donnersbök taumelt zurück, der Baum wankt — der Lindenhofbauer will triumphirend weichen, da ſtrauchelt

ſein Fuß in das Loch, verklemmt ſich — der Baum ſinkt, fällt — drückt den Mann nieder, fällt ihm auf die Bruſt.

Ein lauter, jammervoller Auftritt jetzt. Die Leute ſtürzen herbei, der Donnersbök wankt abſeits, die Flori eilt auf ihn zu und ruft: „O Gott, jetzt hat ihn dieſer Baum erſchlagen! Ich bin's Schuld!"

„Der hat's ſelber müſſen ſo haben," grollte der Donnersbök und haſtete davon.

Ihre Seelenpein war groß. Ein Menſch war getroffen am Leben, und gebrochen der Maibaum. — „Gebrochene Lieb', blutig Herzweh, bis der Stamm iſt zu Erden verfault!"

Schon wieder der Natz war bei ihr.

„Geh', Du närriſch Dirndl!" tröſtete er, „ſo alte Geſchichten da. Alte Weiber, die ſitzen ſind geblieben und oben die graue Donnersbökwand müſſen reiben, bis ſie weiß wird wie Gletſchereis, die haben ſie zuſammengeſchwatzt, die dumme Mähr. 'leicht ſind ſie bucklig und kropfig und zahnluckig geweſen, haben desweg keinen Mann bekommen und dem Maibaum haben ſie die Schuld gegeben."

„Natz, was hilft Dein Reden!" rief das Mädchen, „vor Zeiten haben es die Leut' geſagt wie heut'; ſo ein Schick iſt kein gut Vorbedeuten; ſie glauben dran, und das iſt genug. Sie meinen, jetzt müßt' ich denſelben Weg gehen, wie die Häuslerin von Kirſchbach? O Mutter Maria, das Herz druckt's mir ab, die Augen ſchäm' ich mir aus vor den Leuten!"

Im Gewirre der Menſchen lief der Venz, der Gräberbub', herum; der ſang in Einem fort:

„Das Bäumerl iſt gewachſen,
Das Bäumerl hat tragen,
Das Bäumerl iſt brochen,
Hat eine Jungfrau derſchlagen."

„Hört Ihr's!“ kreiſchte die Flori händeringend, „jetzt ſingt es nur noch der Bub allein; morgen pfeifen es alle Spatzen der Gemein'. O, die Leut' ſind ſo froh, wenn einem Anderen was geſchieht. Das iſt die Dirn mit dem gebrochenen Maibaum! — Meinen Weg werden ſie meiden, aber aus Weitem werden ſie mit Fingern auf mich zeigen: Schaut, ſchaut, das iſt die Großbauerntochter mit dem gebrochenen Maibaum. — Und der Friedel?“ — das ſagte ſie heimlich — „der darf mich nimmer nennen, wird eilen weit von mir. Der Baum mit dem Maienſtrauß hat mein Glück und meine Ehr' erſchlagen. — O mein junges Leben!“ klagte ſie und ſank auf einen Baumſtrunk, „du ſollſt vergehen, und den ich mag lieben von Herzen, den mag ich nimmer erlangen. — Was hab' ich Euch gethan, Ihr Vater und Mutter, daß ich wegen eitel Holz des Waldes ſo elend ſoll verderben? Du himmliſcher Gott, wie heißt meine Sünd', die Du mir nimmer kannſt verzeihen — und daß Du mir das haſt angethan!“

Wo hat ſich der Friedel verweilt, daß er erſt jetzt herbeikommt! Unten in der Schlucht den Steg hatte der Lindenhofer vom Geländer geſtoßen, daß er ſicher war vor ſeinem Sohne, der ihn zurückhalten und hindern konnte an der That.

Nun war der Friedel da. Der Maibaum iſt gefallen, das ſah er von Weitem, das hörte er aus Aller Mund, bevor er noch zur Stelle war.

„Wenn ſonſt nichts iſt geſchehen,“ rief er dem troſtloſen Mädchen zu, „was brauchen wir Zeichen und Anſpielereien, wo wir uns ſelber haben. Ich bin Dein Maibaum vor der ganzen Welt!“

„Und willſt mich nicht verlaſſen?“ fragte die Flori und ſtrich ſich die Haare vom Geſicht. „Und — bedenk' es — wenn groß Unglück kommt.“

„Ei, das könnteſt allein ſchon gar nicht ertragen, dazu mußt ſo einen viereckigen Mannskerl haben!"

War noch übermüthig der Burſche. Das hatte aber bald ein Ende.

Männer und Weiber kamen vom Hofe her, Alle waren aufgeregt.

„Ein ſauberer Sohn das!" rief ein ruſſiger und ſchielender Kohlenbrenner, der ſchwarze Steffel geheißen, „ſchlagt mit Weibsleuten herum und ein Büchſenſchußweite von ihm liegt ſein Vater auf der Sterb."

Da war im Weiler ſchon das Zügenglöcklein zu hören. Jetzt ahnte es der Friedel wohl und eilte gegen den Donnersbökhof.

Drei Männer trugen ihm den Lindenhofer entgegen.

Man hat im Weiler noch Keinen geſehen, der ſo wild auf die Vatersbahre hinſtürzte, wie jetzt der Friedel.

„Mein Vater!" ſchrie er auf, „ſteigt von dieſem Bett herab. Hört und ſchaut mich an! Mir verſterben auf ſolche Weiſ', Jeſus, nein. — Verflucht der Maibaum mit ſammt dem ganzen Wald da oben, der uns All' in's Verderben hat gebracht!"

Der Steg war abgeriſſen, ſo ſchwankte der Zug auf Umwegen dem Lindenhofe zu.

Fünfzehntes Capitel.

Gehetz und Gelüſter.

Wenn Einem im Dorfe ein Unheil paſſirt, ſo bleiben der Menſchen Zungen nicht müßig.

Sie läuten Beileid, oder ſie ſtechen. Eine gar behende Zunge, durch häufiges Paternoſterbeten wohl geübt, war die der Roſenkranz-Gundel.

Sie war ſtets prophetiſchen Geiſtes. „Ja," rief ſie aus, „Zulaſſung Gottes! thu' ich allerweil ſagen! Zuweg haben ſie die ewige Läng' geſtritten um den hundsnichtigen Schachen, g'rad wie zwei Hund' um einen abgenagten Knochen, 's iſt eh' kein Segen mehr geweſen in der G'mein; alle Jahr grob' Wetter, und auf der Alm kugeln die Viecher ab. Und auf ſo einer Grenzmark iſt kein Glück; nicht ein dürres Zweigel davon möcht' ich haben!"

„Und ſtiehlſt Klaubholz vom Grenzwald!" rief ihr der alte Natz zu.

Die Gundel that, als hörte ſie es nicht; in ſchwungvollſten Worten verfluchte und vermaledeite ſie jeden Baum des Waldes, und jeder werde noch einen erſchlagen von den Streitbauernleuten, und auf dem letzten Stamm werde noch der Donnersbök baumeln. Zulaſſung Gottes!

„Letzt giebt der Roſenkranz-Gundel ihr fromm Beten auch nichts mehr aus?" neckte ſie der Natz.

Da hieb ihm die Alte die Betſchnur über das Geſicht: „Geh' weg, Du Krüppelg'ſpiel — Chriſtenheit ausgenommen!"

„Schau," ſagte der alte Soldat ſchmunzelnd, „jetzt hätt' die Jungfer ſchier ihre Rechenmaſchin' zerſchlagen."

„Iſt das eine Rechenmaſchin', Du Heid'? Das iſt der heilige Roſenkranz."

„Hab' nur gemeint, weil die Jungfer drauf dem lieben Herrgott die Vaterunſer vorzählt, wie der Wirth mit der Kreiden den Gäſten die Zech'. — Gelt, Jungfer Gundel? — Ei ja, wenn wir Zwei dazumal hätten zuſammengeheirat' — thäten uns ſchon verſtehen."

„Gott ſei Dank, Du Unchriſt, daß es nicht ſein hat wollen!" rief die Alte entrüſtet.

„Mußt nicht ſo, Gundel," ſagte der Natz gemüthlich, ſtand recht nahe zu ihr und ſtreichelte ihre Runzeln, „ſchau, mußt wiſſen, die alte Lieb', die roſtet halt nicht, bei mir ſchon gar nicht. Was liegt denn dran, wenn wir Zwei noch ſteinfeſt zuſammenheiraten?"

„Geh, Du!" machte ſie und ſchlug ihre Augen zu Boden.

„Wirſt Dich aber eine Weil' ſchämen, Gundel! Das haben wir Zwei ſchon lang' hinter uns, mußt nicht vergeſſen. Sind ja gar ſchon von der Kanzel verkündet — eine Arbeit weniger. Jetzt iſt's nur noch zum Ja ſagen."

Die Alte ſchmiegte ſich ſo ſehr an ihn, daß er ſeine Krücke feſt anſtemmen mußte, wollte er der Laſt ſtehen. „Und wie wird's mich g'freuen, mein Schatz," ſagte er, ſeinen Arm um ihren dünnen Leib legend, „wenn ich wieder einmal ein eigen Haus hab'."

„Weißt eins?" fragte ſie weich.

„Heißt das, Du wirſt eins haben."

„Ich? — mein Gott, ſelb' thät ich freilich wohl rechtſchaffen froh ſein."

„Nicht? Du hätteſt kein Haus, Roſenkranz-Gundel?" Er ſchob ſie mit beiden Armen langſam von ſich: „Nachher mag ich Dich nicht."

Die Alte keifte davon. Wieder ein Anderer war da.

Der ſchwarze Steffel that den Mund auf und munkelte vom Donnersbök. Dieſer habe abſichtlich den Baum auf den Lindenhofer geworfen. „Und das hab' ich mir lang' gedacht: einmal geht's thalab. Hat ſich ja Keiner rühren dürfen im Weiler! Und wenn ſich von den übermüthigen Großbauern einer hat gepfüſtert, ſo haben ſie Helfgott geſchrien im ganzen Thal, gleichwohl ſich Mancher unter dem Hütel mag gedacht haben: Der Teufel ſoll ihn holen!"

Die Flori ging und ſtellte ſich vor den Läſterer: „Steffel, was hat Dir mein Vater gethan? Hat er Dich beſchimpft, geſchlagen? Ich löſch' es aus mit dem Waſſer von meinen Augen. Aber das wilde Wort ſag' mir nicht mehr."

„Schaut hinaus zum Fenſter, wird's heißen, zwei Schandarmen, ſie treiben den Donnersbök vorbei!" rief der Steffel in arger Bosheit. Da war der Natz zuweg: „Du Steffel, wenn Du heut' in die Höll' fahrſt, ſo iſt es dem Teufel ſein Erſtes, daß er Dir mit der glühenden Zang' die Zungen herausreißt!"

In ſich vergnügt, daß er hatte peinigen können, ſchlich der Steffel davon. Sein Haß gegen den Großbauer hatte zwei Gründe; erſtens, weil der Arme ſtets gegen den Reichen iſt, und umgekehrt, und zweitens, weil der Donnersbök vor einem Jahr dem Steffel das Kirchenvateramt genommen hatte. Die Heiligen, hatten dazumal die Leute geſagt, hätten nicht alle frommen Opfer erhalten, die ihnen vermeint geweſen, und da hatte der Donnersbök geſprochen: Iſt an dem Gered was Richtiges oder nicht, der Verdacht iſt da; geſcheiter, wenn wir an Steffel's ſtatt einen Andern einſetzen. —

Und weiter von heute. Der Venz, der Gräberbub', hatte ſich des buntgeſchmückten Maibaumwipfels bemächtigt, trug ihn tanzend durch den Weiler und rief: „Maibuſchen, Maibuſchen! im Wald iſt er gewachſen, im Wald iſt er geſtanden — eio popeio!"

's war ſo luſtig; die Leute ſchmunzelten und flüſterten bei dieſem Geſang; ſie wollten mehr darin finden, als was ſie hörten. Fromme Leute können ohne Sünder nicht leben. Je mehr Sünder, deſto heiliger nimmt ſich das Frommſein aus. 's iſt ſo viel luſtig.

Sechzehntes Capitel.

Der alte Narr auch noch verliebt.

Und was zu reden müſſen die Leut' haben. An demſelben Tag ging eine Neuigkeit durch das Thal, welche ſchier mehr Aufſehen machte als das Ereigniß vor dem Donnersböckhofe und als der getroffene Lindenhofbauer.

Die Donnersböcktochter, die ſchöne Flori, und der alte, krüppelhafte Bettelmann haben miteinander eine Liebſchaft. Kaum zu glauben, aber der Natz hat ihr in vergangener Nacht den Maibaum geſetzt; er iſt dabei geſehen worden. Auch haben ſie tagsüber geſchäkert und gekoſet miteinander, wie ihm die Flori den Maibuſchen hat gegeben. Sind zuſammen geſehen worden. — Da helfe kein Leugnen.

Und der Natz leugnete auch nicht; er nahm die ganze Sach' auf ſich. Er mußte die Unüberlegtheit des Friedel gut machen, und das durfte nicht aufkommen — jetzt am allerwenigſten — daß der Lindenhofſohn der Donnersböcktochter den Maibaum errichtet hatte. Der Natz ſollte nun den Blitzableiter abgeben.

So hatte der gute Alte den Sturm und den Donnerkeil zu beſtehen.

Der Natz wurde in die Küche der Lindenhofbäuerin gezerrt: „Bäuerin! ein Dieb hinkt herum in der Gemein, einen Dieb füttern ſie aus!"

Ein bärbeißiger Knecht ſchlug dem Alten die Krücke aus dem Arm: „Weg mit dem Prügel, mit dem Du die Leut' betrügſt!" —

„Ah, der hat beſſere Füß', als wir Alle miteinand!" belferte der Rappelſchmied drein. „Das iſt der Rechte, vor dem geht der grüne Baum im Wald nicht ſicher. Das iſt

Der, der aus unſerem Wald den Maibaum hat geſtohlen in der heutigen Nacht! Er iſt dabei geſehen worden. Ein Geſell' iſt auch noch bei ihm geweſen, den wird er ſchon nennen, wenn wir mit ihm anheben!"

Jetzt begann das Verhör in der Küche. Die Bäuerin war heute etwas kleinlauter als ſonſt, doch merkte man ihr nicht allzuviel an, daß drinnen ihr Mann in harter Noth liege. Lag er krank, ſo hatte ſie den Streit fortzuführen. Als nun der Natz ſo vor ihr ſtand, keifte ſie. Der bärbeißige Knecht drohte dem Alten mit deſſen eigener Krücke! „Jetzt auf der Stell' ſag's, wer bei Dir iſt geweſen."

„Tauſend Jahr kannſt fragen, ſo ſag' ich Dir's nicht," antwortete der Natz, „nur der Bäuerin ſteh' ich Red'!"

So fragte die Lindenhoferin: „Alſo, was iſt's mit dem Maibaum?"

„Der iſt aufgewachſen im Wald," antwortete der Alte.

„Keine Wortreiterei! Was iſt geſchehen?"

„Nachher iſt er umgehackt worden."

„Wer hat das gethan?"

„Ich."

„Warum, warum?"

„Daß ich ihn hab' herabſchleifen mögen zum Donnersbökhof."

„Zum Teufel!" fluchte der bärbeißige Knecht.

„Nein, zu der Jungfrau ihrem Fenſter," entgegnete der alte Schalk.

„Und wer hat den Baum geſetzt?" rief die Bäuerin.

„Ich," ſagte der Natz.

„Hat Er ein Recht dazu!"

„Ja."

„Was? Er hat ein Recht, unſern Wald auszurauben?"

„Nein.“

„Und iſt noch Einer bei Ihm geweſen?“

Da ſchwieg der alte Soldat.

„Hat Er ein Anhängſchloß vor dem Mund?“

„Nein.“

„Zuweg hat Er's than? Natz? Hat Ihn wer angeſtiftet, daß Er den Wald ſollt' verſchänden?“

„Nein.“

„Viel Gutes hab' ich Ihm gethan, Natz, viel Biſſen hab' ich ihm zum Mund gereicht!“

„Vergelt's Gott dafür!“ ſagte der Natz.

„Ja, ein ſauberes Vergeltsgott, wenn Er uns zu Schimpf und Trutz den Baum ſchleppt aus dem Streitwald, zum Nachbar hin!“

„Zu Schimpf und Trutz? Nein,“ entgegnete der Soldat.

„Jeſſes, Jeſſes, das iſt ein Halbnarr,“ rief die Bäuerin, „ja, wegen was denn?“

„Wegen der Jungfrau.“

Da lachten die Umſtehenden.

„Er iſt verliebt in die Dirn!“

Der Natz zuckte ſehr ernſthaft die Achſeln: „Kann ich dafür! Jetzt ſchaut, Leut', beim Natz iſt das ſo: als Halterbub hat er nicht gedacht drauf; als Krämerjung' hat er nicht Zeit gehabt, als Abbrandler hat er die Seine nicht kriegt; als Kaiſerjäger iſt ihm Keine recht geweſen; nachher als Bettelmann hat ihn gar Keine mehr angeſchaut. Und ſo iſt das kindiſch' Zeug verſchoben worden bis auf den gar alten Natz — der hat Eine gefunden, die ihm taugt. Und desweg hat er derſelbigen den Maibaum verehrt. Und morgen in aller Früh geht das luſtige Bettelmandel die Liebſte fragen, ob ſie das luſtige Bettelweibel will werden.“

„Das iſt kein Halbnarr!“ riefen ſie durcheinander, „das iſt ſchon ein ganzer.“

Der Natz aber humpelte ſchmunzelnd davon, ſtrickte emſig an ſeinem Strumpf und trillerte das Liedchen:

„Ja, der Soldaten-Natz
Iſt gar ein ſchlimmer Bua:
Dirndl, ich rath Dir's,
Sperr' 's Thürl zua.

Oft ſchlieft (ſchlüpft) er durch's Fenſter,
Da hat er's ſo weit trieben,
Und jetzt wär' der Narr
Drin bald ſtecken blieben.

Iſt ihr völlig z'dick,
So a Fenſterſcheiben,
Gleich zieht's ihn hinein
Zum Drinnenbleiben.

Beim Tag ſchaut der Narr
Ein hellen Hopadatſch gleich;
Ja, der Natzel, der macht
Bei der Nacht ſeine Streich.“

„Wohl, wohl,“ ſchrie es der ſchwarze Steffel im Weiler aus, „der Donnersbök hat einen gar vornehmen Tochtermann, den kennen alle Leut', der iſt überall geweſen und heißt: Ueberalldaheim. Und Kunſtſtückeln kann er: reckt ſein Bein in die Höh' und ſteht auf zwei Füßen.

Wurde daher der Natz zum Donnersbök gerufen.

„Haſt es gehört, Alter, ſie treiben Geſpött mit Dir. Weißt was, ſo red' was. Iſt's wahr, daß Du meiner Tochter den Maibaum haſt geſetzt?“

„'sſelb' dürft' wahr ſein," antwortete der Natz.

„Und daß Dir meine Tochter den Maibuſchen hat gegeben?"

„'sſelb kunnt ſich auch haben zugetragen."

„Was?!" fuhr der Bauer auf.

Da antwortete der Natz: „Wollt' ich eine ſchöne Jungfrau verehren, und hält' ich ſie leicht gar ein wenig gern, wer kunnt mir's wehren? — Wenn ich verliebt ſein will, bei der Roſenkranz-Gundel ihrer chriſtgläubigen Seel', alt genug bin ich dazu!"

„Mir aus den Augen, Du Mißgeburt!"

Da ging der Alte ſtill hinaus. Der erſte Sturm war vorbei und hatte nicht eingeſchlagen. — Und es hatte ein Narr den Baum umgehauen im Wald und aufgeſetzt im Großbauernhof. So geht's in der Leute Mund und die Geſchichte hat nichts Weiteres. Und die Liebenden lieben weiter.

Lieben weiter! Aber heimlich muß es ſein! nur der Haß iſt laut und herrſcht auf der Erde. So draußen zwiſchen König und Kaiſer, ſo in der lieben Rams. Wie ſang der Natz?

„Jeſſes, iſt das a Welt!
Schaut's Euch die Leutel an:
Jeder hat ein Herz im Leib,
Schämt ſich damit.

G'rauft wird, daß d' Fetzen flieg'n,
Einer ſchlagt den Andern todt.
Schien' ja die Sonn' allz'ſchön,
Gaben ſie Fried.

Wenn nur 'sſelb Vöglein käm'
Welch' das ſüß' Liedel hätt,
Haß und Streit in Ewigkeit
Schön z' Schlaf ſingen thät!"

Siebenzehntes Capitel.

Himmel und Hölle ringen um ein Menſchenherz.

Die Schwalben waren ſchon in der Rams; aber jenes Vöglein, von dem der Natz ſang, war noch nirgends zu ſehen und zu hören.

Oder doch? Im Hochwald, oder oben auf den Zinnen? Nicht? Nein, nur ein dumpfes Donnern grollte über dem Gebirge, das ſich hinter dem Weißthore hinzieht. Der Himmel iſt allmählich düſter geworden, und die neuigkeitsdurſtigen Leute ſagen, ein Gewitter am erſten Maitag ſei auch was Neues.

In der Stube des Lindenhofers war es ſchon recht dunkel. Der Bauer ſaß in einem ledernen Lehnſtuhl; er war blaß und holte ſchwer Athem, und mit manchem Athemzug ſchöpfte er einen Seufzer mit herauf.

Sein Weib ſtellte ein Crucifix auf den Tiſch, zündete eine rothe Kerze an und betete halblaut: „Und gebenedeit iſt die Frucht Deines Leibes, der im allerheiligſten Sacramente zugegen iſt als wahrer Gott und Menſch.“

„Was zündeſt die Kerze an jetzt am helllichten Tag?“ fragte der Bauer mit zerhackter Stimme. „Was willſt mit dem Crucifix?“

Die Bäuerin trat zu ihm. „Schau, Franz, wirſt deswegen nicht verſterben, wirſt wieder geſund werden — kernfriſch. Der Bader ſagt's auch. Aber ſchau, Du wirſt leicht ein paar Wochen nicht in die Kirche gehen mögen und biſt das Jahr noch nicht bei der öſterlichen Beicht' geweſen. Jetzt, daß es nachher vorbei iſt, hab' ich mir gedacht und hab' um den Pfarrer geſchickt. Gar lang' wird er nicht mehr ausbleiben. Ich laſſ' Dich jetzt ein Eichtl allein, thu' Dich bereiten, Franz.“

„Mußt nicht, Weib,“ ſagte der Kranke „mußt mich nicht allein laſſen in dieſer Stund'. — Kannſt mir's nicht glauben,

was das für ein Stein iſt auf meinem Herzen. Wenn mir nur ein Menſch den Baum von der Bruſt thät wegheben!"

„So ſchau nur, der liegt ja ſchon lang' nicht mehr auf Deiner Bruſt."

„Wo iſt er denn nachher, der Maibaum? Beim Donnersbök? Die Knechte ſollen ein paar Ochſen einſpannen, ſollen ihn herführen zu meinem Haus. Der Stamm iſt aus meinem Wald. Und das ſag' ich Dir, Weib, das Licht blaſ' mir aus! Iſt's dem Pfarrer in der Stuben zu finſter, ſo mag er draußen bleiben. Der ſoll mich in Ruh' laſſen. Und will er ſchon Beicht' hören, an meinem Haus vorbei geht der Weg zum Donnersbök; dort mag ſich der Pfarrer Sünd' und Laſter holen, ſo viel er will. — Iſt der Rappelſchmied nicht da?"

Der wurde verleugnet. Aber der Friedel trat leiſe und rückſichtsvoll in die Stube. Er kam eben vom Pfarrer, den er als Vermittler angerufen hatte.

Die Bäuerin eilte hinaus, daß ſie an der Rückſeite des Hauſes die Fenſterbalken ſchließe, einige Windſtöße meldeten ſich ſchon als Vorboten des Sturmes.

„Wollt Ihr ſchlafen?" ſagte der Friedel zu ſeinem Vater.

„Was fragſt denn? Noch weit weg, daß ich ſchlafe."

„Der groben Red' wegen, die ich am heutigen Morgen hab' gethan," verſetzte der Sohn, „laßt's vergeſſen ſein, Vater."

„Iſt brav von Dir, Friedel," ſagte der Bauer, „und recht, daß Du da biſt. Red' mit den Knechten, ſie ſollen den Baum klein hacken. Und in den Ofen damit, 's iſt kalt. Und thu' mir den Gefallen und blaſ' mir dasſelbig' Licht aus; es thut mir weh in den Augen."

Der Burſche that's. Dann ſagte er, daß ein Gewitter komme, daß der Pfarrer in der Nähe auf einem Acker ſei und

wahrſcheinlich im Lindenhof Obdach ſuchen werde. Auch der Donnersbök ſei auf dem Wege zum Lindenhofe, er wolle vielleicht in chriſtlicher Weiſe den Kranken beſuchen.

„Ei geh," wehrte der Lindenhofer, „führ' die Kuh nicht eine Weil' um den Stall herum, iſt das Thor offen. Ich weiß recht gut, was Ihr wollt. Den ganzen Weiler wollt' Ihr mir an den Hals hetzen, da Ihr ſeht, der kranke Mann weiß ſich nicht zu hüten. — Ei ja, den Alten, den hat der Baum geſchlagen, mit dem wird's gar in der heutigen Nacht; da müſſen wir ſchauen, daß wir ihm das ſtreitig' Waldland noch früher mögen abdrucken. Es kann ja Keiner ruhig ſchlafen im Weiler, des Markproceſſes wegen, Alles kümmert ſich drum; nur ich ſoll ſtill ſein, ich, dem dieſer Wald das Leben hat vergiftet, den er hat umgebracht. — Ich laſſ' es ja gelten, ich lieg' auf dem Brett morgen in der Früh'! Und morgen, wenn da unten die Siebenglocke läutet, fragen mich in der Ewigkeit meine Vorfahren: Lindenhofer, was iſt dein Letztes geweſen auf der Welt? — Sollt' ich ſagen: Das Stück Wald an der Markung, das rechtlich hat zum Lindenhof gehört ſeit alter Zeit, das Erbe von Euch hab' ich tollwitzig verſchanzt? Das iſt mein Letztes geweſen! — Friedel, Du biſt mein Kind, Dir gehört der Lindenhof. Du bewahr' mir mein väterlich Gut. — An demſelbigen Tag, da Du den Streitwald verſpielſt — biſt mir verflucht!"

In großer Aufregung waren die Worte geſprochen. Nach einer Weile entgegnete der Friedel:

„Gebt Ihr den Lindenhof wem Ihr wollt, Vater. Eh' ich mir Unfried' und Fluch auflad', bin ich tauſendmal lieber ein armer Tagwerker."

„So ſprichſt Du!" rief der Alte, wollte ſich aufrichten, ſank aber wieder zurück auf den Lehnſtuhl, „dann biſt Du

mein Sohn nicht. Dann biſt Du ein Strolch, der ſein blutig erworben Erbgut, ſein ſchwer erkämpft Recht leichtfertig verthut."

„O," ſagte der Burſche, „ich beſteh' auf meinem Rechte, und koſtet es Haus und Hof. Mein Recht iſt der Friede."

So der Kampf in der Stube; das Ringen vor dem Hauſe war nicht viel kühler.

Der Rappelſchmied wollte in's Haus „zu ſeinem lieben Freund und ihm Beiſtand leiſten".

Man wies ihn ab.

Der Pfarrer bot ſeine ganze Ueberredungskunſt auf, den Donnersbök mit in die Stube des ſchwerkranken Nachbars zu bringen. Doch nicht des Pfarrers Gründe, andere waren es, die den Donnersbök endlich bewogen. Wohl, er konnte ſich erſtens als Kirchenvater mit dem Pfarrer nicht verfeinden. Ferner war es möglich, daß der Nachbar auf dem Todtenbett nachgäbe, und er alſo leichten Weges zu ſeinem Rechte käme. — Er trat mit dem Pfarrer in das Haus des Todfeindes.

Das Gewitter kam immer näher und legte ſich ſchwer in das Gebirge.

„Und wetterläuten thut auch kein Menſch!" rief die Lindenhofbäuerin. „Na, heut' geht's zu! Die Weibdirn ſoll doch um des Himmelswillen fein bald zum Meßner-Rüppel laufen, daß er läutet, ſonſt iſt's aus der Weiſ' und kein Stammel bleibt ſtehen auf dem Feld. Und die Dirn ſoll einen Brotlaib mitnehmen für's Läuten!"

Heute, vor dem Pfarrer ſagte ſie es doppelt laut, damit er ſehe, was ſie — die Lindenhofbäuerin — für eine chriſtliche Hausfrau ſei.

Der Pfarrer aber belehrte, daß gegen des lieben Herrgotts Willen kein Reden und Läuten helfe, das ſei zuweilen

nur ein Mittel gegen den Bann in der Menschenbrust, gegen verstockte Herzen.

Als der Lindenhofer die beiden Männer, denen sich auch ein paar andere Nachbarn angeschlossen hatten, eintreten sah, wendete er sich ab. Wollte von diesen Leuten nichts wissen. —

„Kommt ihnen auch just recht, das Gewitter!“ murmelte er.

Der Priester stand nahe bei ihm. Die Anderen wollte er loshaben.

„Pfarrer,“ sagte er, „Ihr wollt, ich soll Euch beichten.“

„Das Wollen ist hier auf Eurer Seite, Lindenhofer,“ versetzte der Pfarrer, „indeß seht Ihr, daß ich ohne Stola und Ciborium komme.“

Sonach fragte er nach dem Befinden des Kranken, erkundigte sich theilnehmend nach Diesem und Jenem und begann endlich langsam und mit milden Worten auf die gegenseitige Annäherung der beiden Nachbarn hinzuwirken.

Nicht lange redete er, so erklärte der Donnersbök rundweg, er habe sein letztes Wort gesagt, der Lindenhof habe die Mark gefälscht, und das alte Recht des Donnersbökhofes würde erst brechen, wenn die Gletscher niedergingen vom Weißthor.

„Und,“ setzte er bei, „wenn ich heut' dalieg', wo der Lindenhofer liegt, und hör' die Schaufel klingen, die mein Grab gräbt auf dem Kirchhof — ich kann nicht anders. Tausendmal wollt' ich, ich könnt', aber meine Ehr', die bin ich meinen Vorfahren schuldig und meinen Nachkommen.“

„Der Lindenhofer hat ganz dieselben Gründe,“ sagte der Pfarrer, „man kennt Eure Rathgeber und Rechtsführer und wundert sich allenthalben, daß Ihr Euch so hergebt zum Ausbeuten.“

„Ich brauch' keine Rechtsführerei," verſetzte der Donnersbök, „ich mach' meine Sach' ſelber. Geiſtlich Weih' in Ehren, Herr Pfarrer, aber lieber thät's mir ſein, es wollt' ſich Niemand weiter einmiſchen."

So wendete ſich der Seelſorger zum kranken Lindenhofer, und da ihm auch hier nur Schroffheit und Trotz entgegenkam, zum Friedel.

„Du vermagſt viel bei Deinem Vater," ſagte er zum Burſchen, „laß nicht zu, daß die böſe Zeit, die viele Jahre lang wie ein Gottesfluch auf beiden Höfen lag, auch auf Deine Zukunft übergehe."

„Aufhetzen!" fuhr der Lindenhofer drein. „Den Sohn gegen ſeinen Vater hetzen!"

„Aufhetzen, wo ich beſänftigen will!" rief der Pfarrer, „wo zu beſänftigen die Pflicht mir gebietet. Dieſer Streit um die Mark hat Leben und Lebensglück verzehrt. Wenn Ihr alle Bäume gefällt hättet vom Streitwald und daraus Kreuze gezimmert für Euch und Folterbänke, es wäre des Leides nicht mehr geweſen denn ſo, da Ihr Euch in ſtetem Geifer an Gut und Blut und Ehre habt geſchädigt. Lindenhofer, ein einzig Wort der Verſöhnung ſtammelt Eurem Feind, und es iſt Alles gut, und es ſegnet Euch ein neuer Freund und weiht dereinſt in Liebe eine Scholle Erde Eurem Sarg, und es hebt die ganze Gemeinde ihre Hände und Herzen empor zu Gott, in Brüderlichkeit Euer gedenkend, und es werden Euch in ſpäten Jahren noch Eure Kinder ſegnen. Euch, Lindenhofer, ſind durch dieſes Eine Wort: Verſöhnung, die Sünden all' vergeben. O, ſprecht es aus!"

„Ihr meint es gut," antwortete der Lindenhofer, „aber warum ſoll juſt ich nachgeben, dem groß Unrecht iſt geſchehen? Dieſes Streites wegen muß ich in die finſtere Erden. Der

dort kann's sehen und bleibt steinhart im Herzen. Wer hat den Baum auf mich geworfen, daß ich muß sterben?"

„Lindenhofer!" rief der Andere „Das sagst mir nimmer. Wer hat den Baum aus der Erden gerissen?"

„Und dem zulieb' soll ich mein Recht fahren lassen?" röchelte der Kranke.

„Thut es aber doch," fuhr der Pfarrer fort, „thut es Euch selbst zulieb' — ihm zum Trotz, wenn Ihr wollt, denkt an den Unschuldigen, den die Sünder an's Kreuz geschlagen haben. Seid größer, Lindenhofer, und seid stärker im Sterben noch als Euer Feind in seiner Lebenskraft. — Für Euch ist vielleicht keine Zeit mehr zur Versöhnung — er kann's gut machen an Eurem Kinde, kann's vielleicht auch nicht." — Und gegen den Donnersbök gewendet: Nicht dieser Mann allein, wir Alle, Donnersbök, auch Ihr, stehen an des Grabes Schwelle. Nehmt die Stunde wahr! Höret, draußen wüthen eben jetzt die Gewalten Gottes, denen wir hilflos gegenüberstehen. Zu jeder Stunde halten die Elemente tausend Waffen gegen uns bereit, wovon eine einzige tausendfach uns verderben kann. Wahrlich, es ist nicht klug, uns selbst noch Feinde zu schaffen aus unserer eigenen Brüder Schaaren. O, möchten alle Menschen, statt sich zu bekriegen und zu peinigen, mit ihren ganzen Kräften und Mächten einander liebreich Trost und Zuflucht sein auf dieser Erden, die kurze Zeit, da sie das Sonnenlicht schauen über den Gräbern!"

Das war priesterlich gesprochen, und des Donners und des Sturmes Stimme draußen half ihm predigen. Scharfe Blitze loderten an den Fenstern vorüber, an denen Regen und Schloßen sausten. Ueber dem Weißthore her war ein seltsames Getöse, und unten im Weiler jammerten die Leute,

und zahlloſe Dachbretter, vom Sturme losgeriſſen, tanzten in den Lüften.

Der Friedel war in's Freie geeilt, um irgendwo zu ſchützen, beizuſtehen.

Der Lindenhofer winkte, daß er allein ſein wolle. „Ihr allmiteinander wälzt ihn nicht weg, den Baum von meiner Bruſt."

„So ſeid Ihr taub für des Freundes Wort, taub für die Stimme Gottes, die vielleicht in dieſem Augenblick Euer Haus bedräut, Euer Beſitzthum begräbt, wofür Ihr Eure Seelenruhe hingeopfert Vermag Maienſonnenſchein und Wetterſtrahl und Sterbekerzenſchimmer Euer Gemüth nicht zu erhellen? — Dann," ſchloß der Pfarrer, „bin ich meines Amtes ledig. Was ſoll ich nur entgegnen, wenn eines Tages Euer Leib um Friedhofserde bittet, und die Gemeinde verſagt ſie und ſchließt ihn aus dem chriſtlichen Bund, weil er unverſöhnlichen Herzens iſt geweſen?"

Jetzt ächzte der Lindenhofer ſchwer und verdeckte ſein Angeſicht. Aber — wie ſchon manch ein finſterer Dämon, dem das Menſchenherz ſo lange erſchloſſen war, dasſelbe umſtricken mag — der Bauer ſchüttelte den Kopf: er will nicht, er will nicht.

Der Donnersbök wollte davon, da ſtrömten Menſchen ſchreiend und händeringend zur Thür herein: „Das Waſſer, das Waſſer! Die Lawinen! Der Wald bricht zuſammen, Du heiliger, ſtarker Gott!"

„Der Wald!" rief der Donnersbök. „Soll hin ſein in des Teufels Namen!"

Kaum die Nachricht verkündet, war ſchon eine zweite da: „Lindenhofer! Donnersbök! Eure Kinder! allbeide ſind ſie weg — fortgeriſſen — ertrunken — verſchüttet!"

Alles ſtürzte davon. Auch der Lindenhofer wollte hinaus, aber vor dem Tiſche mit dem Crucifix brach er zuſammen. „Hilf, o Maria! mein Sohn!“ wimmert er noch. Dann iſt es ſtill in der Stube und nur der Sturm brauſt und brandet an den Fenſtern. —

Eine Weile knieete der Kranke an den Schragen des Tiſches geſtützt. Dann ſtarrte er wirren Auges, wie aus Träumen erwachend, um ſich.

„— Jetzt,“ murmelte er tonlos, „ſind ſie Alle fort. Jetzt bin ich allein. — Eine traurige Mähr' haben ſie in's Land gebracht. Der Streitwald iſt gebrochen. Den Lindenhofer hat der Baum erſchlagen. Sein einzig Kind iſt ertrunken. — — Jetzt iſt's gelöſcht. — Jetzt hat's ein End'. — — — Und dem Lindenhofer, hört man, dem wollen ſie das Grab verſagen auf dem Kirchhof? Der ſoll nicht liegen bei ſeinen Vorfahren, bei Weib und Kind, für die er hat geſtritten? — — O heiliger Gott! Ich, ich bin's ja! — Und bin ich denn nicht im Recht geweſen? Hab' ich denn nicht gehandelt nach Ehr' und Gewiſſen? — Bin ich denn nicht in Anſehen geweſen ſo viele Jahre lang? — Und jetzt ein ſolches End'! Verſtoßen aus geweihter Erden! — Die Raben fliegen hin über die Haide — und ſcharren das Grab auf — der Mond ſcheint hinein — und die bleichen Gebeine, das ſind des alten verfluchten Lindenhofers Gebeine! — O Jeſus, Jeſus, was iſt das für ein Leben, was iſt das für eine Welt geweſen!“

Krampfhaft emporgerichtet hat er ſich bei dieſen letzten Worten, hat mit beiden Händen nach dem Crucifix getaſtet — hat es nicht erreicht — iſt ſchwer und dröhnend zuſammengebrochen.

Achtzehntes Capitel.

Waſſer kann die Lieb' nicht löſchen.

Die Weibdirn, die Traudel war, wie es ihre Bäuerin befohlen, mit dem Brote gegen den Weiler hinabgeeilt, damit wettergeläutet werde. Im Laufen fiel ihr der Laib Brot aus dem Arm und kollerte den Berg hinab. Sie lief ihm nach und dachte ſich unterwegs, wenn ich ihn nicht mehr krieg' und dem Meßner nicht geben kann, ſo muß ich ſelber läuten. In der Schlucht ſtand eine ausgebrannte Kohlſtatt des Donnersbökhofes, auf dieſelbe kugelte und hüpfte der Brotlaib los; an der Wand der Köhlerhütte zerſchellte er.

„Sakra, wer läßt mir denn da Steine herab!" rief ein Mann und ſprang aus der Hütte.

„Der Lipp!"

„Die Traudel!"

„Ja, was thuſt denn Du da in dem finſteren Kobel?"

„Unterſtehen, weil das Wetter kommt. Und Du? Der Brotlaib iſt Dir ausgekommen? Wo haſt denn hinwollen damit?"

„Zum Meßner, daß er wetterläutet, heut' kommt's grob. Jetzt, die Trümmer da, die kannſt Du eſſen und ich geh' läuten."

„Iſt zu ſpat, ſchau, es fallen ſchon die eiskalten Tropfen. Komm mit in die Hütten."

„Wird eh das Geſcheiteſt' ſein," meinte die Traudel.

In der Köhlerhütte war's, als der Lipp die Thür zugemacht hatte, auf daß der Regen nicht ſollte hereinſpritzen, rechtſchaffen finſter. Der Lipp ſetzte ſich auf die Steinplatte, auf welcher ſonſt die Feuerſtelle war; die Traudel blieb aber ſtehen und blickte zum Fenſterchen hinaus, und es war ihr nicht recht zu Muthe.

„Traudel," ſagte der Lipp, „Du kannſt Dich jetzt da zu mir auf den Stein ſetzen, oder kannſt dort ſtehen bleiben, wie Du willſt, aber ich muß Dir was ſagen."

Sie blieb am Fenſter ſtehen.

„Traudel, was meinſt, wenn wir ernſt machen thäten?"

Sie zwickte mit zwei Fingern ein Holzſpaltchen von der Wand.

„Was meinſt?" fragte er wieder.

Sie war ſehr roth im Geſicht.

„Mir iſt es auch recht," flüſterte ſie, „aber haben — haben thu' ich nicht viel. Halt ſeiner Tag die mütterliche Sach' und die iſt kleinding."

„Wir werden ſchon hauſen. Ich hab' dreihundert Gulden Silbergeld und eine tragende Kuh, ſie ſteht beim Stimmelbauer im Stall. Wir heben eine Wirthſchaft an; meinetweg laſſen wir uns am Sonntag ſchon verkünden. — Geh' her, meine Traudel, gieb mir die Hand drauf, nachher wären wir auf gleich."

Sie gab die Hand und ſie waren auf gleich, die zwei armen Dienſtboten, und da konnte kein reicher Vater trotzig Nein ſagen, weil keiner da war.

Die Verlobung wäre in der Köhlerhütte gewiß ſehr trautſam gefeiert worden, da huben auf dem Dache plötzlich wieder Dinge an zu knattern. Die zwei Leutchen ſchreckten auf, da ſahen ſie es, daß draußen große Schloßenſtücke vom Himmel ſauſten, vor der Hütte wurden Männerſtimmen laut; der alte Natz ſchleppte einen blutenden Mann zur Thüre herein.

Der Heuſchreckfranzl war's, er kauerte auf den Boden hin, drückte ſeinen Arm in's Geſicht und wimmerte: „Auweh, auweh, mein Aug'! mein Aug' iſt hin!"

Ein Eiskorn, ſo groß wie ein Hühnerei war ihm in's Geſicht geflogen, der Natz war dazu gekommen und beigeſprungen und band ihm nun ſein Tuch um das Haupt und labte ihn mit Waſſer.

„— Daß es g'rad der muß ſein — der mir hilft!" wimmerte der Franzl.

„Von Herzen gern," ſagte der Natz, „wenn ich Dir nur was lindern kann. Der Lipp da iſt ſo gut und rennt zum Bader, und ich und die Dirn machen Dir da dieweilen ein Bett zuſammen, 'leicht iſt Dir beſſer, wenn Du liegſt."

„Freilich, freilich; Natz, mein Natz, mir iſt hart zum Verſterben."

Draußen war ein mächtiges Brauſen; die Erde bebte, die Hütte krachte.

„Leut'! Leut'!" rief der Lipp, „geſchwind macht Euch auf, ſonſt ſeid Ihr Alle hin. Das Waſſer iſt da!" Er faßte die Traudel, ſie ſprangen davon, kletterten den Hang hinan.

Der Natz packte den Verwundeten auf.

„Laß' mich liegen!" rief dieſer.

„Im Stich laß' ich Dich nicht," ſchnaufte der alte Soldat, „halt Dich nur feſt an meinem Hals, ſo; ich trag' Dich ſchon!"

Sich ſelbſt mit der Krücke ſtützend, ſchleppte er den Andern hinaus, da verſchob ſich ſchon die Köhlerhütte, unter Aechzen und Krachen ging ſie in Trümmer — Waſſer und Schutt ſchoſſen drüber hin.

Als die Leute unter einem Ahorn kauerten, mitten in Regen und Sturm, und der Franzl ſein glühend Geſicht an die Bruſt des Invaliden drückte, ſagte er die Worte: „Das iſt die Straf'! Dir hab' ich das Haus niedergebrannt, mein Natz, jetzt, jetzt hab' ich ſelber kein Dach zum Sterben und keine Liegerſtatt, als wie Dich."

„Mach' Dir nichts draus, daß Du hart liegen haſt auf mir," antwortete der Alte. Da gab es ſchon wieder was Neues.

— Es iſt früher erzählt worden, daß der Friedel aus dem Hauſe geeilt war, um zu ſchützen und beizuſtehen.

Bald ſieht er: das Waſſer kommt. Unten in der Schlucht hört er Lärm. Er will hinab, da ſieht er durch den wilden Schleier des brauſenden Regens an der jenſeitigen Lehne die Flori heranlaufen zur Thalung, ſie ſucht den Vater.

„Der iſt bei uns!" ruft ihr der Friedel zu. „Schau' auf Dich ſelbſt!"

Wie ſie aber zurück will gegen das Haus, ſieht ſie, es ſchießt das Waſſer hinter ihr nieder, verſperrt den Rückweg. Schon iſt der Burſche bei ihr, faßt ſie am Arm: „Nur voran, Nur nicht verzagt!"

Ein ſchauerlich Gießen und Hageln, vom Weißthor nieder krachen die Felſen, im Walde knattern die brechenden Stämme! die Wipfel fliegen im Sturmwind. — Die Kinder der beiden Höfe eilen, fliehen, wie der Boden ſchon wankend wird unter den Füßen. Leuchtet der Blitz, ſo ſehen ſie das Haus. Da tobt mit einemmale vor ihren Füßen ein gewaltiger Waſſerſtrom nieder mit Erd' und Geſtein und krachenden Stämmen. Nicht vorwärts und nicht mehr rückwärts. — Der Boden zittert, hebt an zu wanken. Feſter faßt der Burſche das Mädchen: „Flori!"

„Friedel!" ſchrie ſie auf, ihn wild umfaſſend, „jetzt müſſen wir fort!"

„Herbei! Kommt ihnen zu Hilf' um des Herrgott's heiligen Willen!" jammern die Leute am Ufer und fahren planlos durcheinander. Jeder will helfen, Keiner weiß Rath, Alle ſchlagen die Hände zuſammen. — Und ſiehe, da geſchieht

das Wunder: Ein Lahmer läuft herbei und ſchiebt mit ſeiner Krücke die Leute auseinander, daß er Platz hat. Eine Kraft hat der Mann, daß man's ſchier nicht möcht' glauben. Der Stamm des gebrochenen Maibaums liegt da, und wie ſich's ſchon oft fügt, will eine Stunde glückſelig ſein: dieſem giebt er einen Ruck; der glatte Stamm rollt, rutſcht und fährt über die Schlucht des Wildwaſſers.

Mit neuem Muthe faßte der Friedel das Mädchen: „Die Augen zumachen!" — Drei ſichere Sprünge über den neugebildeten Steg, und ſie ſtehen am feſten Geländе.

Und höhere Fluthen toſen nieder vom Gebirge, und fortgeriſſen iſt der Stegbaum, und grollend ſchiebt und wild brandend fährt der ganze Erdſtrich in die Tiefe.

Das gerettete Paar führen ſie jubelnd in den Lindenhof. Der Donnersbök hat ein ſehr blaſſes Geſicht bekommen, er ſchaut ſeine Tochter an, ſchaut den Friedel an, den Lindenhofſohn.

Den alten Lindenhofer fanden ſie in Ohnmacht liegen vor dem Tiſch.

Der Friedel und der Donnersbök hoben ihn auf. Er blickte gar verwirrt um ſich.

„Da ſind ja Leut'," ſtöhnte er, „ſo viel' Leut'. Sind Alle wieder da, die ſie vor lang' begraben haben. Du — Du auch, Kind? Du ſteigſt aus der Friedhofserden. — Schau, Deinen Vater haben ſie verſcharrt auf der Haiden. Die Raben haben mich aufgeweckt. Sie ſagen, ich kunnt nicht ſelig werden, der Feindſchaft wegen. — Jetzt iſt der Wald verbrannt zu Aſchen. Dort — dort brennen die Wolken! Jetzt — ſchrecklicher Gott — jetzt ſteigt der Richter nieder!"

Er umklammerte die Kniee der Umſtehenden. Schwer gelang es den fieberirren Mann zu beruhigen.

„Lindenhofer," ſagte der Pfarrer, „ſeht, gute Menſchen ſtehen nun um Euch, die Euch vergeben und lieben, wie Gott Euch vergeben und lieben wird. — Da ſeht Euren Sohn aus Todesnoth gerettet — geſund und jung uns wieder geboren."

„Und nicht — die Auferſtehung von den Todten?" ſtammelte der Kranke. „Ach — auf meinem Herzen liegt der Grabſtein noch." —

Er lehnte im Seſſel und ſchloß die Augen. Der Bader wollte auch was ſagen, ſo ſagte er: „Die Kriſis iſt vorüber."

— — Und der Natz? Hatte Niemand den Natz geſehen? Ein jäher Schreck ging durch Aller Herzen. Sie ſtoben hinaus in Nacht und Nebel, um ihn zu ſuchen. Sie fanden ihn unten am Ahornbaum, wo er, der Lipp und die Traudel um den getroffenen Heuſchreckfranzl beſchäftigt waren.

Der Bader eilte hin; der Natz wurde in's Haus gebracht. Die Flori fiel ihm um den Hals und rief: „Gott wird Dich ſegnen!"

„Nur ſtad, nur ſtad!" ſagte der alte Soldat. „Der Natz iſt ſo was nicht gewohnt und ein ſpottſchlechtes G'ſtell hat er auch, den rennt der Segen Gottes leicht über 'n Haufen."

„Iſt ihm nichts geſchehen? Doch nichts geſchehen?" fragten ſie ſich.

„Guckt, Leut'," ſagte er, „ein Stückel geht ab. Hat Keiner draußen wo meinen Fuß geſehen? — Bigott, den hab ich verloren!"

„Deine Krücke!" rief der Friedel, „die hat 'leicht das Waſſer geholt — iſt ja vom Streitwald geweſen. Natz, von heut' an kannſt ſpazieren mit Roß und Wagen!"

Der Pfarrer ſagte: „Ich kenne einen Käfer, den treten die Leute am helllichten Tage mit Füßen, weil er aſchgrau und ungeſtalt iſt. Aber kommt die Nacht, da glänzt er wie

ein Stern — da iſt er zu erkennen. So ein Käfer iſt unſer braver Natz."

Der Alte wollte ſich juſt bedanken für die Ehr', aber er wußte nicht wie und ließ es bleiben. Der Flori ſchlich er zu und flüſterte: „Seid Ihr ſchon auf gleich mit den Vaterleuten? Nicht? — Ja, Ihr leichtſinnig Volk allzwei, mahlt der Müller nicht, wenn er Waſſer hat, ſo verhungert der Bäcker beim Brotkorb. — Und Waſſer iſt heut' da."

Flüſterte ihm ſchon der Friedel in's Ohr: „Heut' iſt der Natz der Hahn im Korb, heut' muß er die Geſchichte einfädeln."

Da räuſperte ſich der Alte.

„Zwei verliebte Leut' thät ich wiſſen!" platzte er heraus, ſo daß es dem Friedel und der Flori blau vor den Augen wurde.

„Juſt früher hab' ich ſie geſehen. Wart', wir fangen ſie!" und bald brachte der luſtige Alte, deſſen Humor gar nie zu verderben war, den Lipp und die Traudel zur Thür herein.

Das andere Paar machte große Augen. Der Lipp und die Traudel waren verlegen inwendig und waſchnaß auswendig.

„Da ſchaut einmal," rief der Natz, „der Markproceß hilft nichts, Liebſchaften giebt's doch über den Graben hin und wieder. — Es hat zwar keinen Schick, daß man an einem ſolchen Tag, wie der heutige iſt, bräuteln geht, aber weil wir ſchon daſtehen, ſo machen wir's fertig." — Mit dieſem Gedanken trat der Lipp ungeſchickter Weiſe vor den Lindenhofer hin und ſagte: „Daß ich halt ein Wörtel möcht' reden. Wie mich vor ein paar Wochen der Bauer der Dirn wegen hat fortgeſchickt, hätt' ich ſelber nicht glaubt, daß ich heut' mit einem ſolchen Anliegen wieder ſollt' daherſteigen. — Nur desweg iſt's, daß ich's ſag', ich und die Traudel haben es ausgemacht und der Bauer wird nichts dagegen haben,

daß wir zuſammenheiraten. Daß weiters keine Unehr' iſt. So, und jetzt — denk' ich, Traudel — kunnten wir wieder gehen. Wir wünſchen baldigen Geſund."

Der Lindenhofer winkte matt mit der Hand: es wäre ſchon recht.

Neunzehntes Capitel.

Sie kriegen ſich.

Vorbei das Gewitter.

Seine Spuren werden nach hundert Jahren noch zu ſehen ſein. Vom Weißthorwald, wo einige Jahre früher die Bäume geſchlagen worden, war ein Bergſturz niedergegangen. Und wie einſt eine Lawine das Grenzbächlein entzweite und damit auch die beiden Großbauern, ſo glich das heutige Ereigniß Alles wieder aus. Das ganze Joch des Streitwaldes war vernichtet, mitſammt Baum- und Erdreich in die Tiefe gefahren.

Jetzt war den großen, ſtörrigen Kindern das eitel Spielzeug, um das ſie ſo lange gezankt, aus der Hand genommen. Die findigſten Leute in der Rams hatten geſtritten, hatten geforſcht, hatten die Markung nicht gefunden. Das Waſſer hat es getroffen; nicht rechts und nicht links liegt die Grenze, gerade über die Mitte hinab hat es den Graben geriſſen. Der iſt ſo weit und tief, daß zwiſchen Lindenhof und Donnersbök in Ewigkeit kein Grenzſtein mehr ſein wird.

Mitten in der Schuttwüſte, die zwiſchen den beiden wohlgeborgenen Gehöften ſtarrt, durch deren Schründe noch die Wetterwäſſer brauſen, ſteht ein einziger Baum, eine alte Fichte. Wie durch ein Wunder iſt ſie bewahrt geblieben. Auf ihrem Wipfel prangt ein Geierneſt, und im Geierneſt ſaßen damals zwei Bekannte: der Roßdoctor und der Rappelſchmied. —

Im Geierneſt ſind dieſe Herren prächtig gut aufgehoben, meint der alte Natz. Aber ſie ſind eben auch vom Gewitter überraſcht worden und haben ſich in Waſſernoth dort hinauf geflüchtet. Jetzt iſt's finſtere Nacht und die Beiden können nicht herab, und der Geier rauſcht um den Wipfel.

„'leicht holt er ſie gar!" meint der Natz. Weiteres denkt er nicht viel auf die Zweie, er hat jetzt ganz andere Gedanken.

Ein Schalk iſt er ſeiner Tage geweſen, ſeit er der hinkende Bettelmann heißt, iſt er ein noch größerer worden. Wo es in Noth und Drangſal hinkt auf der Welt, da iſt der Humor der beſte Stelzfuß. Der Natz ſetzt damit über Alles hinweg. Und auch jetzt gewann er damit den Proceß.

Sie waren noch Alle beiſammen in der Stube des Lindenhofes. Der Starrſinn war gebrochen. Alles ſchaute auf den Retter; der Natz ſagte: er hätt's gewollt, und der Zufall hätt's gethan. Den Baum hätte er nur angeſtoßen mit dem Fuß, dann wäre derſelb' ſelber gerutſcht und hätte ſich — ein gutherziger Maibaum — zwei verliebten Leuten zum Steg gemacht. Die Nachbarsleute ſeien heutzutage ja ſchon alle kreuzweis in einander verliebt.

Der Donnersbök horchte auf.

„Arg genug," ſagte der Natz, „daß ich, der Bettelmann, da muß dreinreden. Aber weil's ſchon heißt, ich hätt' heut' aus der Noth geholfen —"

„Sollſt es nicht umſonſt gethan haben," unterbrach ihn der Donnersbök und langte nach ſeiner Brieftaſche.

„Den Beutel laßt zu, aber die Augen macht auf!" rief der Natz, „ſeid ja doch nicht blind! Iſt Euch denn gar noch nichts eingefallen? — Jetzt, wenn die G'ſchicht ſchon ſo närriſch iſt angeſtellt, daß Keiner den Streit kunnt aufgeben;

und giebt ſchon kein Predigen vom Herrn Pfarrer und kein Kreuzdonnerwetter vom Herrgott ſelber was aus, weil jeder der Steinharten fix und dabei bleibt: die Grenzmark müßt' er feſthalten für ſeine Kinder — ſo weiß ich bigott kein ander Mittel: die Kinder ſind da, verheiratet ſie zuſammen, hat jedes ſeine Mark — was mein iſt, iſt Dein — und der Proceß iſt aus!"

Nun war's lebendig in der Stube und der Donnersbök rief abwehrend, „Na, da geht's ja g'rad' zu wie in einer Komödie!"

„Das iſt gewiß, Bauer, und desweg muß zum B'ſchluß feſt d'rauf losgeheiratet werden." —

Noch in der Nacht wird's bekannt im Weiler: Der Lindenhoferſohn hat der Donnersböktochter den Maibaum geſetzt.

„Und der Natz iſt für mich eingeſtanden!" rief dieſem der Friedel zu. „O, der Natz iſt mein wahrer Freund —"

„Und Proceßführer."

„Mein Brautwerber!"

„Dein Brautwerber iſt der liebe Herrgott ſelber," ſagte der Natz, „hätt' der ſein Wörtel nicht dreingeredet, der Tag hätt' kein ſolches End'!"

Als der Friedel und die Flori vor den Eltern hockten und um's Jawort baten, reichten ſich über ihren Köpfen die beiden Nachbarn die Hände.

„In Gottesnamen!" murmelte der Donnersbök.

Der Lindenhofer athmete auf und ſagte: „Gottlob, jetzt iſt er weg, der Stein von meinem Herzen!"

„Verſöhnung und Frieden, der wahre Segen," ſprach der Pfarrer ſalbungsvoll, „dieſer ſei mit Euch, mit der Gemeinde und der ganzen Welt!"

Da blinzelte der alte Natz auf sein Bein, in das ihm bei Preßburg die Kugel gefahren war, und er murmelte in seinen Strickstrumpf hinein: „Ist der Segen was nutz, so giebt's auf der Welt bald keinen Grenzgraben, keinen Marksteit und keinen hinkenden Bettelmann mehr."

* * *

Die beiden Höfe sind eins geworden, der Friedel und die Flori auch. Die alten Bauersleute reden manches Wörtlein in die Wirthschaft drein, lassen es übrigens gehen, wie es Gott und den Jungen gefällig ist. Jeder hat das Bewußtsein, den Proceß durchgesetzt und gewonnen zu haben. Das junge Ehepaar lebt auf dem Lindenhof. Auf dem Donnersbökhofe sind als Meierleute der Lipp und die Traudel angestellt. Auf den Schuttlehnen des ehemaligen Streitwaldes blühen wieder die Eriken. Die alte Fichte mit dem Geierneste steht noch, aber die Winkeldoctoren sind weg.

Der alte Soldat, der seine Sach' so wacker verfochten, ist kein Bettelmann mehr. Er wandelt bisweilen Arm in Arm mit dem Heuschreckfranzl über die Felder; der Eine hat nur einen guten Fuß, der Andere nur ein gutes Auge. So hat Einer den Anderen zu brauchen.

Oder der Natz sitzt in seinem Stübchen des Lindenhofers und hat zur Rechten und zur Linken eine Wiege. Er kann gar nicht mehr stricken, muß wiegen mit beiden Händen, sollen die kleinen Störenfriede nicht schreien.

Dann weiß er ein Liedchen, das singt er ihnen vor:

„Wenn nur's selb' Vögerl käm,
Welch' das süß' Liedel hätt'
Das Haß und Streit in Ewigkeit
Schön z' Schlaf singen thät."

Das Liedel wird geſungen werden dereinſt. Aber — wenn Haß und Streit ſchlafen, wird auch die Liebe nicht mehr wachen.

Das Letzte wird der Friede ſein.

Der Hinterschöpp,

oder die Geschichte dreier zweifelhaften Personen.

Aus dem ersten Capitel wird man nicht klug.

Für den Hinterschöpp in Schneewaldbach war das ein sauberer Pfingstsonntag.

„Mein Lebtag weiß ich noch keinen solchen Pfingstsonntag!" rief er dem Sarge nach, den zwei Männer aus dem Hause trugen und etliche Weiber und Kinder mit lautem Gebete begleiteten.

„Vor der Nase stirbt sie mir weg, und just jetzt. Wer kunnt Dich denn g'rathen (entbehren)?" So rief er ihr nach, die im Sarge lag, und die Leute schauten verwundert zurück; einen solchen Scheideruf hatten sie noch nicht gehört.

Sie hat ihm manche Bosheit zugefügt, aber jetzt ihm das junge Kind in die Händ' legen und auf „siehst mich nimmer" davonrennen, als wie wenn sie gar niemals zusammengehört hätten — das war doch der ärgste Streich, den sie ihm anthun konnte.

Der Hinterschöpp stand an der Hausthür und zwischen den Hollerbäumen lugte die Sonne auf ihn. Solche Leute sieht sie wahrlich nicht alle Tage wie diesen Hinterschöpp. Schon von auswendig gab er ein wunderliches Bild. Er war

ein sehr schlanker, hagerer Mann, er trug einen braunen zerschlissenen Lodenrock, der bis über die Waden hinabhing. Die Füße staken in grauen Wollpatschen, und das war's, was sein Weib — Gott schenk' ihr die Ruh'! — so oft geärgert hatte, daß er meist plötzlich vor Einem dastand, ohne daß man ihn gehen gehört. Aus dem Habit ragte ein schlanker, brauner und runzeliger Hals hervor, auf welchem ein kleines, gealtertes Haupt saß — ein Haupt mit seltsamem Gemisch von Schönheit und Häßlichkeit. Die Augen, welche sich unter den weitvorstehenden Stirnknochen hineinduckten, waren klein und hellgrau und zeigten ringsum gar keine Schattirungen, weil die Brauen die Farbe der Haut hatten. Die Nase machte oben zwischen diesen Aeuglein einen kecken Sprung hervor, um dann in einem scharfen, senkrechten Sattel niederzufallen. Haare und Bart waren schon etwas grau und zum Theile kurz geschnitten, zum Theile verfilzt und verworren. Die dünnen Lippen waren jetzt, da er seinem ihn treulos verlassenden Weibe nachblickte, etwas zusammengepreßt, nur ein einziger schneeweißer Zahn stach dazwischen auf der linken Seite hervor. Auf dem Kopfe hatte er einen sehr hohen Filzhut, der seine Gestalt noch schlanker und abenteuerlicher erscheinen ließ. Ganz stramm stand der Mann da; — man kann auch gerade aufwärts stehen, ohne bei den Soldaten gewesen zu sein!

Und als er so an der Schwelle seiner Hausthür dem Tode nachstarrte, meldete sich hinter ihm ein junges Leben.

„Es kreischt schon wieder! — So wird es heute kreischen, und morgen und jahrelang — und der Alte soll die Kindsmagd sein. Und ist es groß und kreischt es nimmer, und ist der Alte selber ein Kind, das man heben und legen muß — nachher ist wieder ein anderer Teufel da .... Weib, Du

hast ganz Recht gehabt, daß Du durchgegangen bist. — Jetzt möcht' sie schon da sein, die Schraglin."

So muß der Mensch mit sich selber reden, wenn Keiner mehr da ist, der ihm zuhört.

Das Keifen des zottigen Hündleins verkündete aber, daß Einer komme. Auf dem Fußsteig zwischen dem Haselnußgesträuche wackelte mit einem langen knorpeligen Stocke die Schraglin herbei. Der Hinterschöpp war Kleinhäusler, der zwischen Wildwiesen und Laubwäldern einen Erdäpfelacker und einen Krautgarten besaß, und auch noch ein mit Kohlenlösche gedüngtes Salatbeetlein mit etlichen Nagelstöcken, die an der nun verstorbenen Hinterschöppin stets eine sorgsame Pflegerin gefunden hatten. Der Schöpp arbeitete zumeist als Holzknecht in den Wäldern, oder als Kohlenbrenner, oder als Tagwerker draußen in den Bauernhöfen. Er that, was sich gab und was ihn freute, erwarb die nöthigen Bedürfnisse seines kleinen Hauses und war ein freier Mann. Die Schraglin war die Witwe eines Flickschusters und Cursschmiedes, hatte einen Sohn beim Militär, war des Weiteren aber an keinen Menschen gebunden, und auch an keine sonstigen Dinge, weil sie eben nichts besaß. Im Sommer hatte sie bisher ihr Brot mit Eierhandeln und Botengehen verdient, bis sie dazu, nicht etwa aus Wohlleben, sondern aus Naturanlage nachgerade zu wohlbeleibt wurde. Im Winter war sie bei den Bauern und nähte und spann, ließ sich auch als Krankenwärterin recht gut verwenden; und war es, daß ein Weib in seinen verschiedenen Umständen Rath oder gar Hilfe heischte, so ließ sich die Schraglin gern finden und brauchen.

Hatte denn auch der Hinterschöpp in seiner Noth nach der Schraglin geschickt. Aber sie war auf weiten Wegen gewesen, und jetzt da sie kam und nach der Hinterschöppin

fragte, gab ihr der Schöpp achſelzuckend zur Antwort: „Ja, die Hinterſchöppin, die iſt auf einmal ſo viel vornehm worden — hat mir die Treu aufg'ſagt, hat ſich auf den Schragen gelegt!"

„Jeſus Maria Joſef Joachim und Anna!" ſchrie die Schraglin und ließ den Stock aus der Hand fallen. „Da ſteht noch die Ampel auf der Bank!"

„Hat letzt' Zeit ein Nachtlicht haben müſſen."

„Und das Kreuz!"

„— ſteht auch noch da. Das hat ſie mir im Haus gelaſſen."

„Hinterſchöpp! Sie iſt Dir geſtorben!"

„Das war närriſch. Jetzt hätt' ſie ein Kind gehabt; hat ja fortweg eins haben wollen. Und wie es ſchreit, lauft ſie davon. — Schraglin, ich möcht' auch am liebſten davonlaufen!"

Die Schraglin war ſchon in die Stube geeilt, wo das Kind wimmerte. Er ſprang ihr nach und führte ſie wieder vor das Haus und ſagte haſtig: „Schraglin, ehvor Du was anrührſt im Haus, müſſen wir allerlei miteinander ausreden."

„Geh, geh, reiß' Eins nicht ſo herum, jeder Menſch kann nicht ſo rührſam aus- und einrennen, wie Du. Was kunnten denn wir miteinander zu reden haben, kaum daß Dein erſtes Weib aus dem Haus getragen iſt."

„Schraglin, Du denkſt weiter als wie ich!" lachte der Schöpp mit hohlem Tone. „Die Narrheit zweimal machen, an das hab' ich noch nicht gedacht; aber eine Wirthſchafterin muß ich im Haus haben, und das auf der Stell'." Er hub die Hände vor ihr auf, er klammerte die Finger aneinander. „Verlaß mich nicht, Schraglin!" Er weinte.

„Wenn's ihretwegen iſt," rief ſie, „ſo leid' Dich aus — leid' Dich nur aus. Aber meinetwegen darfſt keinen Tropfen weinen. Wenn ich einmal ſeh', Du ſtehſt auf mich an, ſo verlaß ich Dich nicht. Wenn Du Dir's gut überlegt haſt, ſo daß ich auf Deine Hauswirthſchaft ſoll ſchauen, und das Kind warten — Gottswegen, ſag' ich. Aber eine Geiß bring ich mit, Schöpp, und die mußt mir fuhren (hegen, nähren)."

„Die Geiß können wir brauchen; der Kleine ſchreit eh ſchon nach der Milch."

„Iſt's ein Bub?"

„Ein Bub! Warum?" murmelte der Schöpp und blickte ſie ſchief an.

„Nachher iſt's ein Unglück. Nur keinen Buben, ſag' ich alleweil, wer nicht groß Haus und Grund hat, daß er ihn kann anſäſſig machen."

„Haus und Grund hab' ich nicht, hab's nie gehabt, krieg's auch nicht."

„Glaubt man Dir gern, Du biſt kein Großbauer, man ſieht Dir's an. Nichts für übel. Schöpp, Du wirſt es nicht meinen, ich trag' auch mein Kreuz auf dem Herzen. — Mein Hanſel, der beim Soldatenleben iſt, der iſt jetzt wieder ſo viel geſchlagen worden."

„Aha!"

„Er laßt mir's ſchreiben und da ſteht's zu leſen." Sie hatte den Brief bald zur Hand; er war zerknittert und war feucht. Der ihn ſchrieb, hatte geweint; der ihn las, hatte auch geweint. Das Regiment liegt in Ungarn; der Hanſel hatte es nicht mehr ausgehalten, war in einer Nacht aus der Kaſerne geflohen, hatte heim wollen. Sie nahmen ihn gefangen und ſchickten ihn dreimal durch die ſchlagende Gaſſe. Den Rücken haben ſie blutig geſchlagen, aber das Heimweh haben

ſie nicht erſchlagen. — Und das iſt der Schmerz der armen Schraglin, den ihr von nun an der Hinterſchöpp tragen helfen muß, weil ſie auch ſein Leid erleichtern will.

„Ja!“ ſagt der Hinterſchöpp und lacht, „ſo gut hätt' ich's auch haben können, aber — geſcheit — geſcheit muß man ſein! — Daß du weißt, ich vertrau' Dir, Schraglin, ſo werde ich Dir einmal ein Geheimniß ſagen. Mußt aber fein ſtill ſein! Sonſt hat es nur mein Weib gewußt, ſchau, und mein Weib iſt auch ſtill. Ich bin nicht der Menſch, mußt wiſſen, der nichts Heimliches bei ſich behalten kunnt, aber Dir ſag ich einmal was.“

Dabei ging er über den Lehmboden auf und ab, hatte die Hände hinter den Rücken und den Hut tief über die Augen gedrückt. Wie ihn das Weib ſo anſah, da wollte ſie es wohl glauben: der kann was wiſſen. Er war faſt unheimlich anzuſchauen, der hagere, braune Hinterſchöpp mit dem kleinen Kopf und dem hochragenden Hut darauf. Stand er aufrecht, ſo war's, wie ein Ausrufungszeichen, lag er ausgeſtreckt auf der Holzbank, ſo war's ein Gedankenſtrich.

Jetzt wieder ging er über den Boden auf und nieder wie ein Fragezeichen, das ſich einmal in die Höhe gereckt hatte, ſo daß es die ſchwarzen Trambäume der Hütte faſt berühren wollte.

Als ihn die Schraglin eine Weile angeſehen hatte, ſagte ſie: „Hinterſchöpp, wenn Du etwan auf das Fragen warteſt, was Du denn für eine Heimlichkeit in Dir hätteſt, ſo magſt lang' auf- und abgehen. Ich bin keine von den neugierigen Weibsleuten, ich paſſ' gern bis auf den jüngſten Tag, wo Alles aufgedeckt wird.“

Damit kriegte ſie ihn herum.

„Ja ſo,“ ſagte er, „auf den jüngſten Tag, meinſt. Biſt nicht dumm. Wir warten Alle auf den jüngſten Tag. Aber

ich denk', da werdet Ihr Weibsleute noch ganz andere Sachen zu hören kriegen, daß Du auf mein Ding gar nicht wirſt loſen wollen. Jetzt mußt mich betrachten, jetzt — Schraglin, red' Dich aus einmal, was ſagſt zum Hinterſchöpp?"

„Was kunnt ich denn zum Hinterſchöpp ſagen," gab ſie ihm zur Antwort und maß ihn traurig vom Kopf bis zu den Füßen, „ein alter Witiber iſt er."

„Verſtehſt mich nicht — was Du zum Namen Hinterſchöpp ſagſt?"

„Zum Namen? — an dem iſt ſchon gar nichts d'ran."

„Haſt recht, gehört auch nicht mein. — Wie lang' kennſt mich, Schraglin?"

„Wie lang' ſoll ich Dich denn kennen? Ich verſteh's nicht, was Du mich heut' ſo herumfragſt. Dich weiß ich ſchon ſeit dem großen Schauer her.

„Biſt recht. Im Jahr, wie der groß' Schauer iſt geweſen, bin ich hergekommen. Das wird jetzt zehn Jahr' ſein."

„Du Halbeſel, ſeit dem großen Schauer ſind ſchon dreiundzwanzig Jahr aus. Ich weiß es daher, weil in demſelbigen Jahr das Maxinhof-Haus iſt niedergebrannt und ich juſt in der guten Hoffnung mit meinem Hanſel bin geweſen."

„Ein rechter Altweiberkalender. Ich kenn' mich nicht aus, was das für ein Beweis ſein ſoll, daß es ſchon dreiundzwanzig Jahr' her iſt."

Jetzt zählte ſie ihm's an den Fingern vor: „Mein Hanſel iſt dreiundzwanzig Jahr alt, das wird Dir das Kirchenbuch ſagen, wenn Du mir's nicht glauben willſt. Und mein Hanſel hat das Muttermal auf der rechten Wang', weil ich ſo viel Schreck ausgeſtanden hab', wie das Maxinhof-Haus iſt niedergebrannt. Und das Maxinhof-Haus hat der Donnerkeil anzunden bei demſelbigen Ungewitter, wie der groß'

Schauer war. Weiß es noch ſo gut, als wie wenn's geſtern wär' geweſen."

„Laß es Dir ſchon gelten," murmelte er und warf abwehrend die Hand hin; „aber wo ich dieſe dreiundzwanzig Jahr hinthan hab', das verſteh' ich nicht. — Auf die Weiſ' wär' ich gar nicht mehr jung. — Jeſſes, Jeſſes, Hinterſchöpp, Du alter Tatel, daß Du's nicht g'ſpürſt!"

„Wirſt es ſchon g'ſpüren!" ſagte ſie.

„Aber der Hinterſchöpp, mußt wiſſen, iſt um halben Theil jünger."

Sie haſchte mit ihrer breiten Hand nach ſeiner ſchmalen Stirne und rief: „Schöpp! Hinterſchöpp, mit Dir geht's nicht recht her."

„Freilich, Schraglin, und das thäten Alle ſagen, wenn ſie's wüßten. Ein Glück, daß ſie den Hinterſchöpp nicht finden, der hat ſich in kein Kirchenbuch einſchreiben laſſen, und auch in's andere nicht, aus dem ſie beim Kreisamt die Soldaten herausfiſchen."

„Schelm, Du haſt Dich verlaugnet!" grinſte ihm das Weib zu.

„Schau Du!"

„Und haſt letztlich gar kein Taufwaſſer und kein Chriſam auf Dir!" rief ſie entſetzt.

„Alles lang' ſchon weggewaſchen. Kriegt — hat meine Mutter geſagt — ſoll ich's wohl einmal haben. Aber ſelb' Zeit, mußt wiſſen, bin ich wer Anderer geweſt — ganz wer Anderer. Derſelb' Andere iſt in ſeinen jungen Jahren verſtorben."

„Na" — flüſterte die Schraglin in ihr rothes Sacktuch hinein, „vor Dir hebt man ſich an zu fürchten."

„Wär' ein Unſinn. Ich thu' keinem Menſchen was; bin froh, daß ſie mich in Ruh' gelaſſen haben. Nur daß ich mich

nicht hab' laſſen fortſchleppen wie ein Schlachtvieh und ſchlagen und treten wie einen Hund. Wird auch kein Unrecht ſein, daß ich im Land mein eigener Herr hab' bleiben wollen. Und wenn's ein's iſt, ſo ſoll er's büßen, der's ſo eingerichtet hat. . . . ."

Er murmelte noch etwas und preßte den hervorſtehenden Zahn ſcharf in die Unterlippe hinein.

„Da muß ich Dir wohl recht geben, Hinter — ja Du, wie heißt denn nachher?"

„Hinterſchöpp, alleweil Hinterſchöpp bis der Hinterſchöpp ſtirbt. Alsdann magſt meinetweg ſagen, was Du weißt. Oder geht die Geſchicht' von vorn wieder an? He? — Schau, Schraglin, und das hab' ich mir bedacht ſchon geſtern und das hab' ich mir bedacht heut'." Er ſtreckte den Zeige- und den langen Finger ſeiner linken Hand aus und mit dem Zeigefinger der rechten ſchlug er auf jene: „Iſt's ſo gangen, nachher geht's auch ſo."

Und ſchwieg.

Wer das Geſicht des Hinterſchöpp geſehen hätte!

D'rinnen hub das Kind wieder zu ſchreien an.

„So biſt mir jetzt die Hauswirthin," ſagte er zum Weibe, „will trachten, daß ich Dich nicht zu kurz halt' — das will ich trachten, Schraglin. Du haſt einen Buben bei den Soldaten, der ſchon zweimal geſchlagen iſt worden, das bedenk'. Und jetzt geh' mit, ich muß Dir noch was ſagen."

Sie gingen in die Stube.

Um die Mittagszeit waren ſie einig.

„Es iſt verflucht falſch," ſagte die Schraglin, „aber es iſt recht. Es iſt ſchon recht. Ich hätt's auch ſo machen ſollen."

„Ja, wenn das ſo leicht gehen thät'! Das geht nur beim Hinterſchöpp im hinterſten Schneewaldgraben."

„Gehen thät's oft wo, ſelb' hätt ich keine Sorg'. Aber nachher? Wenn die Zeit herumgeht, Schöpp, was wirſt denn nachher anheben? Du, ich thät' mich doch nicht trauen! Da kommt Dir was heraus, Schöpp, da kommt Dir was Schaudervolles heraus. Funfzehn, ſechzehn Jahr ſind bald vorbei."

„Wird ſich ſchon manteln (bemänteln). Die Hauptſach' iſt das Taufbuch, mußt bedenken. Nur nicht verreden thu Dich, Schraglin, ich bitt' Dich zu tauſendmal, paß' auf. — Da haſt dieweil was, na, na, laß Dich nicht ehren! Aber Schraglin, ich druck' Dir's mit Gewalt in die Fauſt. So nimm's! Brauchſt es ſelber nicht, ſo ſchick's Deinem Buben."

Daß der alte, häßliche Mann ſo nagelneue Ducaten hatte! —

Am Nachmittag kam einer von den Leichenträgern aus der Pfarre Kraden zurück.

„Na, habt ſie in Gottes Namen hineingeſchoben?" fragte ihn der Schöpp.

„Haben ſie hineingeſchoben. Da bring' ich Dir ein Brieferl."

„Den Todtenſchein?"

„Wird wohl ſo was ſein. Acht Gulden dreißig Kreuzer macht's."

„Nachher iſt's ein anderer Schein. Drei Gulden für's Läuten, das iſt aber viel!"

„Haben mit allen Glocken geläutet. Sag' ich ja noch, 's iſt die Hinterſchöppin, ein braves Weib, und in Kindbetten geſtorben — da muß ſchon recht geläutet werden. Rechtſchaffen feierlich iſt's abgehalten worden, und alle Leut' haben geſagt, ſchad', daß der Schöpp nicht dabei iſt, der müßt eine rechte Freud' haben. — Daheim beim Kind muß auch wer

ſein, hab' ich geſagt. — Aber ſaggriſch druckt hat uns Deine Alte; wenn Du wetten willſt, meine Achſel hat einen blauen Fleck. — Ja, und daß ich nicht d'rauf vergeß', vom Pfarrer hab' ich Dir was auszurichten. Wie's mit dem Kind ausſchaut, laßt er Dich fragen, Schöpp, — der Tauf' wegen, ſagt er."

„Will er da auch ſchon wieder Geld haben?" fuhr der Mann d'rein. „Chriſtus der Herr iſt dreißig Jahre alt geworden, bis er ſich hat taufen laſſen. — Halt ja! Morgen werden wir ihm das Dirndl ſchon bringen."

Später meinte die neue Haushälterin, ſie fürchte nur, der liebe Gott würde die falſche Tauf' für übel halten.

„Die falſche Tauf?"

„Was denn!"

„Haſt Recht."

Sie beſannen ſich. Dem Weibe fiel das Richtige ein. Taufen kann Jedermann, ſteht's im Katechismus, und nur einmal kann der Menſch getauft werden; weitere Taufen ſind weder nütze, noch ſchade. Der Schöpp tauft das Kind zu Hauſe, nennt es nach Gewiſſen und Belieben und ſchickt es dann erſt zum Pfarrer und läßt es Antonia heißen.

Im Wandſchrank ſteht das Weihwaſſer. Der Schöpp zögert eine Weile; ſolcher Handlungen ungewohnt, verrichtet er dann haſtig das Werk an dem ſchreienden Kind.

„Da riecht Eſſig!" bemerkte die Schraglin und ſchnupperte mit der Naſe. Schreit der Schöpp ſchon auf. Anſtatt der Weihwaſſerflaſche hatte er das Eſſigglas erwiſcht.

„Ja, Du Narr!" ruft die Schraglin, „da iſt es freilich kein Wunder, daß Dir das Geſchäft ſo ſauer ankommt!"

„O Tonnele, Tonnele!" rief der Schöpp dem Kinde zu, „wie's mit Dir anhebt, das iſt aus der Weiſ'! Jetzt möcht' ich ſchon wiſſen, was das wird bedeuten!"

— Am nächſten Tag iſt Alles nach Schick und Ordnung abgethan worden. Die Schraglin iſt Pathin, bringt vom Hinterſchöpphauſe ein viertägiges, zierlich eingeſatſchtes Mädchen zur Kirche hinab, läßt es taufen uud giebt ihm den ſchönen Namen Antonia. Hierauf ſteckt ſie ihm ein rothſeidenes Säckchen an den jungen Buſen — die Kreſengabe, die Antonia einſt ihrem Bräutigam als Beweis der Sparſamkeit mitbringen wird. Dann zahlt ſie dem Pfarrer und dem Meßner das Begräbniß und die Taufe, dann geht ſie auf Stärkung in's Wirthshaus, und dann trägt ſie die kleine Antonia zu ihrem hageren baumlangen Vater zurück.

Zwei Spitzbuben kommen zuſammen.

Der hagere, baumlange Vater Hinterſchöpp zog eines Tages, es war aber um manches Jahr ſpäter, ſeine braune, zwei Ellen lange Lodenjoppe an, ſetzte ſeinen hohen Filzhut auf, nahm ſeinen gewundenen Kranabethſtock zur Hand und wanderte.

In der Zweiſtundenlänge von ſeinem Hauſe weg ſprach er alle Leute an, oder ſie ihn.

„Wohlauf, Schöpp, ſteigſt auf Arbeit aus?“ fragte der Eine.

„Ja,“ ſagte der Schöpp.

„Auf Schlein über?“ fragte ein Anderer, „wird wohlfeil ſein, auf dem Schleiner Markt, das Korn. Iſt dem Herrgöttl wieder einmal ein gut Jahr aus dem Sack gefallen. Kaufſt?“

„Ja,“ ſagte er.

„Kirchfahrten, Schöpp? Auf den Dreiwaſenberg?“

„Ja,“ ſagte er.

„Du Schöpp, Du Schöpp, was hast Dir aber für ein paar Stiefel machen lassen? Die führen Dich heilig im Heiraten um?"

„Ja," sagte der Schöpp und ging seines Weges. „Ja," sagte er, und so sollte es Jeder errathen haben und Keiner brauchte weiter zu fragen. Das Fragen irrte ihn heute. Es war ja wahr, er sah sich dort und da nach Arbeit um für die nächsten Monate, und er wollte in der Schlein etliche Metzen Roggen und einen Sack Heiden kaufen für den Winter, und er gedachte, wenn er am Dreiwasenberg vorbei kam, auf ein Stündel hinanzusteigen zur lieben Frau von den drei Wasen, heißt das, wenn er gute Geschäfte gemacht hätte; — der Mensch muß dankbar sein, es ist wegen ein andermal. Und die Heiratsstiefel? Es mag ja sein, daß er ein paar solche erwischt hat — von Ochsenleder sind sie, und eine Schweinshaut ist auch d'rin, weil's so knarzt — er verspürt's wohl. So ein Schuster stiefelt ja bisweilen das ungereimtest' Zeug zusammen. — Der Schöpp! Der Hinterschöpp! Der alte Hinterschöpp! Auswendig ein grausstruppiger Witib, inwendig ein dreidoppelt durchtriebener Narr! Und heiraten!

„Warum denn nicht?" fragte der Hinterschöpp.

„Möcht schier auch wissen, warum nicht?" antwortete der Hinterschöpp.

„Fang' noch einmal von vorn an," rieth der Hinterschöpp, „wie Du ein baumlanger Kerl bist her — laß wem Andern auch noch was von Dir."

„Verdangelt gern," entgegnete der Hinterschöpp, „aber so Eins ist höllisch vielhabig; giebt man den Finger, ist gleich das Tappen nach der Hand, und an der Hand — bigott — hängt der ganze Schöppel mit Haut und Haar. Na weißt, 's thut sich besser, ich behalt' mich selber."

LITERARISCHE GESELLSCHAFT, MORRISANIA.

Und die neuen Stiefel knaxten ihres Weges fort. Wer gut bei Fuß — zehn Stunden ist's nach Schlein. — 's ist gescheit genug, dachte er sich, daß man eine Wegstrecke mit Stunden messen kann, wie sie die Uhr schlägt; so will ich's mal probiren und einen Tag nach der Klafter abklaftern. Wenn er eine ausmacht! Hat nicht just verwichenen Sonntag der Pfarrer predigt, daß das Menschenleben nur eine kurze Spanne Zeit dauert? Schöpp, hernachen trägt Dein Rest kleber (kaum) noch die Läng' von der Dicken eines Messerruckens. Sind ja schon zwei Mannslängen hinter Dir; eine zwanzigjährige und eine zweiunddreißigjährige, das macht einen alten Lumpen von zweiundfünfzig Jahren. Und sag' mir, wie vermeinst die noch übrige Läng' von der Breite eines Messerruckens zu verthun? Verstirbst, und das Mädel bleibt zurück! Hinterschöpp, da kommt ein schreckhaftes Weltwunder heraus, das größer wird sein, als wie alle anderen achte zusammen. Hinterschöpp, davor muß was gethan werden; denk' an Dein Versterben! — So redete er in seinem Gedanken, sprang dann über einen Wassergraben und sagte: „He, so lang' Du noch flink hupfen kannst, ist keine Gefahr. Verlaß Dich drauf, weil ich Dir's sag: in dreißig Jahren lebst auch noch!"

Und weg war das Simuliren; und ein sehr langer, aber ein ganz leichtlebiger Mann war's, der dahinschritt gen Schlein.

In Schlein wußte er alle Wege und Gäßchen und alle Kniffe der Kornhändler. Er kaufte wohlfeiles Körndl ein. Dann kehrte er beim Kronenwirth zu und hielt sich feil. Er saß am Tisch, gleich Eingangs, hatte Wein vor sich und tauchte eine Semmelschnitte das einemal in den Schoppen und das anderemal in den Schöpp — und sah dabei jedem

Ein- und Ausgehenden groß in's Gesicht. Ein paar Bauern redeten ihn an, ob er zu haben wäre zum Holzspalten, zum Köhlern, zum Strohdach decken.

— Wenn's nicht just auf der Stell' sein muß, recht gern. — Und hatte Arbeit für die nächsten Monate.

Hinter Schlein steht ein Berg, der von unten hinauf mit Haselsträuchern bedeckt ist, dann in eisgrauen Wänden aufsteigt, oben einen jungen Wald und einen grünen Rasenplatz hat und der Dreiwasenberg geheißen ist. Auf dem Rasenplatz steht eine kleine hölzerne Kirche, deren rothe Thurmspitze auf Schlein herab- und weit in's Land hinausschaut. Zwei Glöckchen sind im Thurm, die locken den Menschen vom Thale hinauf zu den steinernen Stufen und zu dem hölzernen Frauenbild, das in den Hunderten von Votivtafeln um sich ebenso viele Empfangsbestätigungen ausgetheilter Gnaden und Wohlthaten aufweist.

Der Hinterschöpp war kein Betbruder, aber die lieb' Frau von den drei Wasen galt was bei ihm. Mit der hatte er es ausgemacht vormaleinst: Wenn's glücklich vertuscht wird, so bin ich, der Hinterschöpp, von jetzt an nicht zu karg. Des Jahres eine Kirchfahrt zu Dir, allemal ein paar rothe Kerzen mit, oder ein Silbergröschel für den Opferstock oder so Eins um's Andere.

's war glücklich vertuscht und die Freundschaft bestand. Und neuzeit hat der Schöpp die lieb Frau von Holz auch in's andere junge Geheimniß beigezogen, und opfert seither drei Kerzen und zwei Silbergröschlein.

Nachdem er in der Bergkirche seine Andacht verrichtet hatte, stieg er hinterwärts den Berg hinab gegen ein Wasser. Das Wasser liegt wie eine schwarze Scheibe in einem Felsenkessel. Die Sage geht, daß der kleine See gar keinen meß-

baren Grund habe. Aus einem ungeheuern Loch wär' vormal= einst Feuer herausgefahren, aber nach der Sündfluth sei das Wasser d'rin stehen geblieben. Der See hat zwei Zuflüsse: eine in denselben hineinsprudelnde frische Quelle und einen ungestümen Wasserfall, der von mehreren Wänden niederbricht; aber keinen sichtbaren Abfluß, so daß die Leute sagen, es thäte Alles in die Weltkugel hineinrinnen, bis ihr einst= mals, wenn sie vollgesoffen, der Bauch aufspringen würde. Sie haben so ihre absonderlichen Wissenschaften, die Leute zu Schlein.

An einer Seite des Sees unter den Wänden ist gerade so viel Raum, daß etliche Bäume stehen können, die sich zu diesem Wasserauge wie die Brauen reimen; ist weiters ein trübseliger Fußweg, auf welchem man in die Lusch hinauf= kommt, wo es so schauderhaft wüst ist, daß jetzt, etliche dreißig Jahre nach den hier erzählten Geschehnissen, der Kronenwirth zu Schlein ein Wirthshaus bauen lassen will für die Stadt= leut', bei denen es in die Mode gekommen ist, daß sie zur Schwärmzeit, im Juli und August, aus ihren Mauerwänden hervor= und in die Felswände hineinkriechen.

Mitten entlang am See, wo der Weg mit arger Noth am Gewände hinanklettern muß, daß er der völlig finsteren Tiefe ausweicht, an einen widerborstigen Fichtenbaum ist eine Votiv= tafel genagelt. Das Dachbrettchen ist schon moosig über und über, die Malerei schier verblaßt und verwaschen, und noch zur Nothdurft ist unterhalb folgender Bericht zu lesen:

„Im 1809er jar, am Festtag des heil. Augustini, ist dahier Anton Obersdorfer, vulgo Holzknecht=Toni in seinem 20. Lebensjar durch einen Sturz in die Wasserfluthen elend zu Grund' gegangen. Gott Wirt sein Seel in Himmel nehmen, der Wanderer sei gebetten um einen Vaterunser."

Unser Hinterschöpp blieb stehen vor der Tafel und sah sie an und betete das verlangte Vaterunser. Dabei lachte er hämisch und zog seine falben Augenbrauen wie zwei Häublein über die Augen herab, und sein Oberzahn stach zwischen den zusammengekniffenen Lippen noch länger und schärfer hervor, als sonst. Es war, besonders in diesem Augenblicke, ein seltsam häßliches Gesicht. — „Der arme Anton Obersdorfer!" murmelte er dann, „so frühzeitig hat er sterben müssen; — schlaf' wohl, Anton Obersdorfer, Dich findet Keiner mehr."

Und ging weiter.

Unweit davon setzte er sich auf einen Stein und untersuchte sich, wie's mit dem Imbiß aussah, den er mittrug. Ja, daß Einer da, wo voreinst ein Anderer elend starb, mit so gutem Behagen seinen Käs mit Schrotbrot verzehren kann! Und wenn ihn der Todte noch was angeht!

Als der Schöpp saß und aß, kam vom Berge herab ein altes Weib gehatscht, das trug einen Kranz aus Feldpflanzen in der Hand und spannte ihn um die Votivtafel. Der Schöpp zog die Augenbrauen in die Höhe. Als das Weib herankam und den Mann sitzen sah, rechtfertigte sie ihre That. Es sei heute der Jahrestag vom Tode des jungen, braven Menschen, der im tiefen See sein Grab habe.

„— Ei so!" that der Schöpp, „der Jahrestag. Ja, mag wohl sein. Wie ist's denn zugangen, daß man's so genau weiß?"

„Wie wird Eins denn das nicht wissen?" begehrte die Alte auf; dann setzte sie kleinlaut bei: „Recht hat Er eh. Man weiß auch nichts. 's ist halt gar so viel traurig. Ueber dreißig Jahr' sind vorbei, und aufkommen ist gar nichts. Gefischt hat er gern, das ist wohl wahr, es kann ihn aber leichtlich auch ein herunterfallender Stein in's Wasser geschlagen haben. Er

mag verrutscht sein — der Luschweg ist dazumal noch vermaledeiter gewesen als jetzund. — Am Augustini-Tag bei der Frühmeß ist er noch in der Schleiner Kirchen gesehen worden. Um die Abendstund' bringt Einer die Mähr', am See wär' der Hut und die Tabakpfeifen vom Holzknecht-Toni gefunden worden. Und seither hat kein Mensch vom Toni nichts mehr gehört. Bei Gotts-Christi Wahrheit ist mir Der mitten in der Weltkugel d'rin!"

„Dir ist er? Alte, Du thust ja hell, als ob er Dich was anging?"

„Kunnt leicht wohl sein!" rief das Weib, „Kunnt wohl sein, daß Einen der Liebste was angeht!" Und trippelte fürbaß.

Der Schöpp that ein Auge zu und das andere that er auf. Und dachte nach, was das bedeuten sollte. — Als ob der Anton Obersdorfer nicht sein allerbester Freund gewesen wäre! Der hätte ihm von sothaner Liebschaft ja was sagen müssen. Und als der Toni in's Wasser stürzte und der Hinterschöpp hohnlachend davon huschte durch den finsteren Wald bei freiem Tage und über das freie Gelände bei finsterer Nacht: sollte er damit auch ein weiblich Menschenkind getroffen haben? Sie mag dazumal ja jung gewesen sein und sauber; aber der Schöpp wüßte es heilig nicht, daß der Toni eine Liebschaft hätte gehabt. — Und heut' zur Stund' der Jahrestag und der Todestag und der Schöpp sitzt da an die zwanzig Schritt vom Martertaferl und verzehrt seinen Käse mit Schrotbrot. Es thut sich schier possirlich.

Die Sonne von oben und der warme Stein von unten thaten behaglich, doch stand er zeitlich auf und reckte sich, streckte sich — bigott, der Mensch wird ja noch alleweil länger! — Schließlich sah er sich scheu um, als graue ihm

vor dem See und der kleinen Tafel am borstigen Baum und trug sich mit langen Schritten weiter.

Auf einem Umwege kehrte er wieder zurück gegen Schlein, aber im Buchenwalde fand er ein Moosplätzchen, das ihm durchaus tauglich und lang genug schien, seine müden Glieder für ein halb Stündchen zu wiegen. Der Schöpp geht just eben nicht mehr auf seinen ersten Füßen und so ein Tag wie der heutige — man vermeint, er wecke auf, aber er thut Blei in's Blut. Der Traum schlich ihm heute schon lange nach — jetzt, da der Alte hingestreckt lag, sprang er ihm kecklich auf das Haupt. Da ging's los; die Schraglin keifte und riß den Kranz vom Martertaferl; dem widersetzte sich das andere alte Weib, sie geriethen sich in's Gelocke, da tauchte die kleine Antonia aus dem Seegrund auf und sie hatte einen Schnurrbart mitten im Gesicht, und sie fragte scharf, was denn das närrische Treiben solle an diesem See? Und darauf kamen die Ueberreiter (Häscher) wie auf festem Boden über den See gesprungen und fingen das Mädchen und rüttelten an dem alten Hinterschöpp . . . .

Der Hinterschöpp erwachte vor solch' einem gottlosen Rütteln. Er sah sich liegen auf dem Moose im Buchenwald, wie er sich hingelegt hatte, und über ihm stand — die Beine stramm nach seinen beiden Seiten ausgespreitet — ein Mensch, der ganz wie Solche aussah, vor denen uns Gott behüte. Ein schwarzer, zerrissener, baumstarker, widerhaariger Kerl über und über. Das Weiße in den zuckenden Augen und die fletschenden Zähne waren das einzige Weiße an ihm. Sein Beinkleid war aus zerschlissenem Leder, von seiner Joppe, die aus feinem blauen Tuch gemacht gewesen war, hingen die Fetzen nieder in vielfältigen Zungen, so daß sich vom Eingeweide des Rockes schier mehr bot, als von

dessen legitimer Seite. Hals schien gar keiner da zu sein, um so breiter machte sich der Unterkiefer, von dem aus der Kopf kegelförmig zum Scheitel zusammenlief. Haar und Bart gab's im Ueberfluß. Seinen rechten Arm stemmte er derart auf die Brust des Schöpp, daß sich der kaum rühren konnte. Mit der andern Hand hielt er die Brieftasche des Schöpp in die Luft. — Solchergestalt war die reizende Erscheinung, die sich unserem erwachenden Wandersmanne darbot. Ein gewaltiger Knüttel lehnte quer über am Arme des fürchterlichen Mannes und ein blinkendes Messerbesteck hing an den Lenden desselben. — Die letzte Länge von der Dicke eines Messerrückens schon alle, Hinterschöpp? Und genau an diesem Jahrestag! Der liebe Gott ist doch ein gewissenhafter Mann, daß er Alles so eintheilt.

Der Wilde that den Mund auf und pipste: „Wollt' meinen, Du wärest schon alt genug! Einen Schilling sollte man Dir geben. Ist mir das nicht grenzenlose Leichtsinnigkeit, daß Einer in einem so höllenöden Wald einschlaft und den Janker mit der Brieftaschen laßt er neben sich liegen, als wie wenn das Geld rein nichts wär'!"

Das Stimmchen des grauenhaften Menschen war so dünn und fistelnd, wie das eines wimmernden Kindes. Und fuhr in solchem Tone — denn er hatte keinen anderen — fort: „Ehrlichere Leut', als ich einer bin, hätten den Geldlederseck mit sich gewunken und Dich auf Deinem guten Gewissen in Fried' weiterschlafen lassen. Wieder ein Anderer — weil unser Herrgott allerhand Kostgeher hat — hätt' sich leichtlich für verpflichtet gehalten, Dir mein lieber Alter, mit einem guten Kolben die zeitliche Ruh' zu einer ewigen zu verlängern und hernachen mit löblichem Fleiß zu mustern, was noch an Dir hängen möcht' an Uhren oder

Ringen oder anderen brauchbaren Sachen, die der Wirthschaftliche nicht gern auf dem Boden liegen laßt. — Ich geh' stad daher und seh' Dich schlafen und die faist' Taschen lacht mir entgegen aus Deinem Janker und ich schau' noch etlichemal um mich herum. Kein Mensch sieht's, mein Gott verräth' mich nicht und das Geld kann ich brauchen. — Die Tasch' hab' ich genommen, hab' Dich aufgeweckt — schlafst aber, wie ein Drescher, Du. Und jetzo, ruck auf, das Geld nimmst wieder zu Dir, und ein zweitmal, wenn ich Dich wieder so sollt' treffen im gelegensamen Wald, möcht' ich's nicht gern machen wie heut'. D'rum gescheit sein, mein lieber Hinterschöpp!"

„Kennt Ihr mich denn?" fragte der Schöpp, richtete sich auf und strich mit der Hand in der Eile etwas Schweiß von seiner Stirne.

„Jerum, wer kennt den braven Hinterschöpp nicht! Wie geht's Deiner Schraglin daheim im Schneewaldbach? Rechtschaffen! Kindl auch? Alles wohlauf? — Bin ja erst letztunder mit der Kraxen bei Euch drüben gewest. — Der Schauderer! Mein Nebengeschäft ist das Holzschüssel- und Holzlöffelschnitzen für Leut', die der Müh' werth was zu beißen haben. — Und nachher, meine eigentliche Profession, mit der ich auch beim Amtmann eingetragen bin, ist daß ich stehlen thu'. — Ja, mein lieber Hinterschöpp!"

— Ein Wahnsinniger ist mitunter noch gefährlicher, als ein Räuber, mochte sich der Schöpp gedacht haben, denn in seiner Miene war nichts weniger, als Zutraulichkeit zu lesen.

„Wie praktisch ich mein Handwerk zu üben verstehe," fuhr der seltsame Mensch fort, indem er sich eine Stellung gab, in welcher er ein durchaus anderes, fast anständiges Bild bot, „wie ich's versteh', das, Hinterschöpp aus dem

Schneewaldbach, hast jetzo gesehen. Ich sag's auf meine Ehr', Mann Gottes, mit diesem Geschäft brächt' ich's rein an den Bettelstab! — Aber halt meine Firma, mußt wissen, mein Ruf! Ich bin der größte gefährlichste Dieb, der abgefeimteste Spitzbub' im ganzen Kreis, so steht's intabulirt beim hohen Gericht. Und wo sich ein Einbruch zutragt, und wo sich ein Schaf verlauft in den Wald und dem Wolf in's Maul, und auf dem Kirchtag wo eine Uhr abgezwickt wird — da hat's der Schauderer gethan. Wer wird denn dahinterstecken als wie der Schauderer, ist ja wieder aus dem Kotter, jetzt! — Ja, Freund!" und er legte seine Hand zutraulich auf den Arm des Schöpp, „das mußt wissen, ist mir höchst unangenehm. — Daß ich im Grund ein Spitzbüblein bin, deß hab' ich mich selbst im Verdacht, aber daß ich mich einmal bei einer leibhaftigen Schlechtigkeit erwischt hätt' — 's selb' müßt' ich lügen. Mir ist um mein' Ehr', Hinterschöpp, mir ist um mein' Ehr'! — Und weißt, alter Mann, der Du so redlich klar bist, wie das Wasser im Kesselsee und so lang wie die halbe Ewigkeit — Du mußt mir heut' meine Ehr' auffrischen helfen. Das ist Deine Schuldigkeit. Ich hab' Deine Brieftaschen in der Hand gehabt, wie Du bist munter worden; so nimmst mich jetzt und treibst mich in's Schlein hinab zum Gericht und besagst es: was ein vollgemessener Hallunk wär', der thät die Leut' nicht aufwecken im Wald, anstatt mit ihrem Geld sich tiefer in den Schatten zu machen. Und so Einen, der die feinste Gelegenheit hat und doch nicht stiehlt und nicht raubt, so Einen müßt man aus dem Spitzbubenprotokoll endlich ausstreichen. Das verlang' ich, Schöpp, und jetzt geh' mit mir in's Schlein hinab."

Der Hinterschöpp lachte verhältnißmäßig; denn entschieden lachte er nie und man mußte schon recht zufrieden sein, wenn

er einmal den Mund quer über in die Länge zog und der Vorderzahn über die Unterlippe niederstach.

„Ist gut," sagte er hierauf, „ich nehm' Dich mit Schauderer, und zeig' Dich beim Gericht an, daß Du mich nicht bestohlen hast. Voreh' muß ich wohl doch erst nachsehen, ob mir nichts im Verstoß ist. Nur ein Eichtl weiter unten, wo man die Häuser sieht, denn durch und durch trau' ich Dir nicht."

„Wenn wir weitergehen," sagte der Schauderer, „so muß ich auch meine Kraxen mittragen." Hinter dem Busch stand die Rückentrage mit den hölzernen Schüsseln, Schaufeln und Löffeln, deren Herstellung und Handel ihren Mann ernährten. Diese Trage faßte der Schauderer ächzend auf den Rücken, stieß seinen Knüttel in den Boden und brummte: „So, jetzt bin ich's!"

Und er war's. Und sah ganz aus wie ein ehrlicher Mann.

Hernach, weiter unten, wo das Wegmacherhaus stand, und wo hinter den Obstbäumen die Häuser von Schlein hervorschimmerten, untersuchte der Hinterschöpp seine Geldtasche und seine Säcke. Es fehlte nichts.

„So will ich's hoch und theuer beschwören, braver Schauderer, daß Du mich im Walde schlafend gefunden, daß Du mein Geld in der Hand hast gehabt und — machen wir die runde Zahl — auch mein Leben, und daß Du, als der ehrlichste aller Spitzbuben, mir beides unversehrt wieder zurückgestellt hast. Thät ja überhaupt viel weniger Gescher' und Schreibereien geben in unseren Gerichtskanzleien, wenn man anstatt den Schurken einmal die redlichen Leut' zu Protokoll bringen wollt!"

„So was hat der Trummelböck auch gesagt, als wie ich ihm die ersten Aepfel stahl," entgegnete der Schauderer treu-

herzig. „Ich beutel die Rothbauchigen luſtig vom Baum; packt mich nicht gach Eins am Genick und beutelt auch da? — Der Trummelböck ſteht — er und ſein Stecken. Iſt ein alter Bekannter von mir geweſen, der Stecken; ſelb', wie ich dem Böck die Erdäpfel aus der Erden grab', hab' ich ihn kennen gelernt. Ein bitterlicher Stecken, Hinterſchöpp! Und wie ich ihn jetzt wieder hinter mir aufhupfen ſeh' unter'm Apfelbaum, und wie der Trummelböck die höfliche Frag' thut: Du kleinwinziger Schauderer-Bub' — bin dazumal noch lang nicht ausgewachſen geweſen — Du biſt ja ſchon ein ausgelernter Dieb, wohin ſoll Dich denn das führen? — Jetzt denk' ich, daß mir der Stecken erſpart bleibt, ſo mach' ich Ausſicht auf eine andere Straf'. Wohin das führen ſoll? ſag' ich, und es ſtößt mich ſchon der Bock, an den Galgenſtrick wird's mich führen. Und d'rauf giebt mir der Trummelböck die Antwort: Ja, ja, ja, an den Galgenſtrick, das iſt leicht geſagt, ihr Diebsgeſindel. Möcht' wiſſen, wo den Hanf hernehmen dazu, daß jeder ordentliche Dieb gehenkt werden kunnt! Stecken wachſen mehr auf der Welt, als wie Strickzeug, die braucht ein's nicht zu ſparen. — Und das muß ich Dir beſchwören: Ein Filziger ſonſt, der Trummelböck, aber ſein Holz hat er an mir ganz gottesläſterlich verſchwendet. Mein, Hinterſchöpp, mir wär' die Ausſicht auf den Galgenſtrick lieber geweſen, als wie dieſer gräuliche Baumaſt."

„Thu nicht verzagen, mein Herz," antwortete hierauf der Lange, „es wird Alles noch gut werden; das Holz iſt verwunden und friſcher Hanf wächſt alle Jahr."

„Du verſtehſt mich nicht, Hinterſchöpp," fiſtelte der Schauderer, indem er ſtehen blieb und ſeinen Knüttel unter die Rückentrage ſtützte. „Ich capricir' mich nicht auf's Henken! — Auch hätt's dazumal noch Zeit gehabt, denn der Menſch

muß über und über ausgewachsen sein. Nur an's Herz greifen hab' ich dem Kerl, dem Trummelböck mit dem Galgenstrick wollen. Wenn mir um den Strick ist, hörst, so steh!' ich keine Aepfel — o, da greif ich der Müh' werth was an! Alle Tag' hätt' ich Schick. Just wie vorgestern. 's ist schon finstere Nacht, ich geh' den Weg in's Lehviertel hinab, kennst ihn ja — die Gegend ist ödweilig wie eine ausgestorbene Mühl'. Und bei der Nacht schon gar. Denk' ich bei mir: Schauderer, da jetzund wär's gut rauben! Sollt' Dir Einer begegnen, puff' ihn nieder mit der Faust. Todtschlagen ist nicht noth, nur daß er dir elmisch (ohnmächtig) ist und das Geld auslaßt. Und duckst ab, und hast viel nicht, so hast ein Bissel was, und wenn Du Dir damit nur einen einzigen vergnüglichen Tag kannst anthun, so ist das Püfflein schon verlohnt."

„Mensch!" machte der Schöpp und sah ihn groß und verwunderlich an, „laß Dir zum Guten rathen, schieb' bei Zeiten ab, geh' nicht mit mir zum Gericht, 's kunnt Dich dorten verdrießen, Schauderer, schauderlich verdrießen!"

„Sei kein Narr, Hinterschöpp! Meinst, ich thät Dir's erzählen, wenn's zu was kommen wär'? Und der guten Vorsätze allein wegen wird Keiner eingesperrt. — Na weiter also. Wie ich Dir eine Weil' so hintrott', vor und hinter mir die Oedweiligkeit und zu beiden Seiten auch, da hör' ich Einen dahergehen. Ein gut untersetzter Mensch übereinand' und der große Knüttel, den er bei sich tragt, weist gering angesetzt auf einen Hunderter in seiner Taschen. Der Weg ist breit genug, wir hätten recht leicht fünf Schritt weit füreinander können, aber schnurgrad' gehen wir aufeinander zu. — Mit Verlaub, sagt er, hat der Herr keinen Mann begegnet, der einäugig ist und eine Pelzhauben trägt? —

Hat er nicht einen braunen Schurz am Leib? frag' ich. — Ja, ſagt er, hat auch einen braunen Schurz am Leib. — Iſt mir nicht untergekommen, d'rauf meine Antwort; aber, guter Freund, ſag' ich, und will mich ſchon erkundigen, wie's wohl mit ſeinen Habſeligkeiten beſtellt wär'. Da ruft er: Deßweg' iſt's, daß ich nachfrag', beraubt hat mich Einer! — Oho! ſage ich. — Und hell unterwegs. — Wie denn das? ſag' ich. — In Otterkirch' hat er ſich zu mir geſchlagen; ein weltfremder Menſch. Wir ſteigen vom Lehviertel herauf eine Weil' gemüthlich daher wie zwei Brüder. Wie es finſter wird, packt er mich auf Ja und Nein bei'm Kragen, g'rad ſo, und giebt mir auf Ja und Nein mit der Fauſt einen Puff auf den Magen, gerade ſo —. Na, na, ſag' ich, Lump, das kenn' ich ſchon, und faß' ihm den Arm ab. Du willſt mir's ſo handgreiflich erzählen, daß ich umfall' und Du mich ſauber ausſuchen kunntſt. Schelm! — Wie ein Haſ' hat Dir der Kerl jetzt Beine kriegt."

„Muß aber kein heuriger geweſen ſein, ſo wenig wie Du," meinte der Schöpp, „iſt nur ſchad', daß Ihr nicht wie Brüder miteinander geſtiegen ſeid."

„Hinterſchöpp!" begehrte der Schauderer pipſend auf, „was hab' ich Dir gethan, daß Du mich beleidigſt? Ich bin ein ehrlicher Menſch, und wenn ich hätt' gewollt, ſo wärſt jetzund in der himmliſchen Welt, oder hätteſt für's Wenigſt auf dieſer keine Geldtaſchen bei Dir. Das wirſt mir gerichtlich beſtätigen. Geh mit."

Wie ſich der Jonathan Schauderer rechtfertigen läßt.

Sie gingen mitſammen in den Markt Schlein, und ſie gingen dem Gerichte zu. Im Vorhofe des alten Kloſter-

gebäudes, in dessen Räumen sich die Behörde seit Kaiser Josef's Zeiten niedergelassen hat, zog der Schauderer einen Taschenkamm hervor, um zur Ehre des hohen Ortes Haar und Bart ein wenig zu hecheln. Dann schritten sie die Treppen empor. Die Herren in der Kanzlei erschraken baß, als sie die beiden Gestalten — eine verdächtiger wie die andere — eintreten sahen. Es war heute nur ein einziger Amtsdiener im Hause. Der Vormann der Behörde erkannte augenblicklich seine Sendung. Vor Allem das Wichtigste war, daß er mit einer Stimme, die mindestens so stark sein mußte, als die gewaltigen Handstöcke der Eintretenden, sie anfuhr: was sie wollten!

Daraus vermuthete der Schauderer sofort, daß sein Begleiter hierorts unbekannt sein dürfte; er sagte daher mit einer tiefen Verbeugung: „Ich bitte zu Gnaden, das ist der Hinterschöpp von Schneewaldbach, ein kreuzbraver Mann durch und durch; hat nie keine gerichtlichen Anstände gehabt. Ich bin der Jonathan Schauderer — bitt' — hab' schon die Ehr', hier bekannt zu sein. Da oben im Wald hab' ich den Hinterschöpp begegnet und er wünscht etwas anzugeben."

Eine ganz manierliche Red' — aber die Herren gaben sich fast demonstrativ den Anschein, als hegten sie Zweifel an der Rede Wahrheit. Da trat einer von den Schreibern herfür, hob seine Brillen auf die Nase, sah den Hinterschöpp an und sagte: „So weit in der Richtigkeit. Der Schöpp von Schneewaldbach ist's. Ist vor ein paar Jahren zu einer Zeugenaussag' berufen worden, eines Raufhandels halber. Liegt soweit nichts Bedenkliches gegen ihn vor."

„Hat Er was vorzubringen?" herrschte der Richter den Schöpp an. „Vortreten!"

Der Schöpp that ein paar Schritte gegen den Tiſch hin, hielt den hohen Hut mit beiden Händen feſt, zwinkerte mit einem Auge und ſtreckte ſeinen Zahn hervor, der immer länger zu werden ſchien, je feſter der Mann die Lippen zuſammenkniff.

„Im Fall',“ ſagte er nun mit dumpfer Stimme, „daß meinetweg' ein Zweifel ſollt' ſein — nur gleich den Kronenwirth rufen laſſen. Der kennt mich, ich komm' ſeit zehn Jahren in's Schlein herüber und bin, kein Geheimniß, der Hinterſchöpp. Ueber mich ſelber red' ich nicht. Hab' ich einen redlichen Namen, ſo werden es die andern Leut' ſagen. Bin ich ein Spitzbub, ſo muß es wo in Euren Schriften ſtehen —.“

„Was will Er?“ unterbrach der Richter.

„Der da —“ und der Schöpp deutete auf den Schauderer, „ich kenn' ihn erſt ſeit zwei Stunden — der will, daß ich über ihn was ausſag'. — Wenn ich's recht will ſagen, meine hohen Herren, dem da vertrau ich keinen ſchimmeligen Groſchen an, herentgegen —.“

„Du, Hinterſchöpp!“ rief der Schauderer mit höchſterregter Fiſtelſtimme d'rein, „hab' ich Dich mit hergeführt, daß Du meine Ehr' ſollt'ſt abſchneiden? Wer iſt heut' gelegen oben im Buchenwald wie eine faule Sau, hat die Viere von ſich geſtreckt und die Brieftaſchen ſteigt ihm hell ſelber beim Sack 'raus? Wer iſt's geweſen, Du zweifacher Schwerenoths-Lungerer, der Dich hat geweckt aus Deinem Sündenſchlaf-Duſel, in einem Wald, wo leicht ſchlechte Leut' kunnten ſein, und Dir dein lumpig Geld hat in die Hand gegeben? Hinterſchöpp, ein Jurament verlang' ich, daß Du ablegſt d'rauf, wer das iſt geweſen!“

Der Schöpp antwortete ſehr gelaſſen: „Da braucht's kein Geſchrei und da braucht's kein Jurament. Ich bin da

und zeig's auf Ehr' und Gewissen an, daß mich der Mensch da, ein Holzwaarenträger und Hausirer, was er sein will, und — Schauderer wie er heißen soll — daß er mich nicht bestohlen hat. Ob er's im Sinn' gehabt hat, weiß ich nicht, warum er's unterlassen hat, weiß ich auch nicht."

„Du bist wie ein Judas!" knirschte der Schauderer, „ein Mensch wie Du, verdient es nicht, daß er unberaubt aus einem Wald geht — ich bitt' schon um Verzeihung, meine Herren. Ich rühr' keinen Menschen an, bin froh, wenn sie mich selbander in Ruh' lassen, aber das thun sie nicht. Die Herren werden es am besten wissen, wie oft sie mich schon eingetrieben haben, allemal saggrisch niedergeritten, allemal unschuldig. Nachher ausgelassen, nichts bewiesen, nichts vergütet — Dein braver Namen ist umgebracht, kannst gehen wie die Dirn vom Tanz. — Wenn ich ein schlechter Lump bin, meine Herren, so stolpert Euch jetzt die lange Heugeigen da in's Haus, schlagt die Händ' zusamm': Das Geld hätten sie ihm gestohlen im Wald' oben! — Die Herrschaften thäten den Fall fein sauber zu Protokoll bringen, thäten hernachen die Pfeife anzünden und dabei kunnt's Einem einfallen, 's möcht' nicht uneben sein, daß der Amtsdiener ein bissel auf die Straßen ging' und nachschauen, ob nicht etwan der Dieb sich wo blicken läßt. Und ich — der schlechte Lump — bin derweilen mit dem Geld über Berg und Thal und bettel in jedes Haus hinein um ein Stück Brot, und lach' den Geber aus und den Bestohlenen und das Gericht auch. Weil ich herentgegen aber, mein hochachtbares Gericht, ein ehrlicher Kerl bin, der Gelegenheit gehabt und doch nicht gestohlen hat, so muß ich sehr bitten, daß es auf der Stell' vermerkt wird. Wenn ich ohne Grund als schlechter Mensch beim hohen Gericht eingetragen bin, so verlang' ich, daß

auch der brave, ehrliche Jonathan Schauderer einmal zu Papier gebracht wird."

Der Mann war bei diesen Worten bitter erregt geworden, und als der Hinterschöpp sah, daß es dem Schauderer um die Rettung seines Einzigen, was er als armer Mann haben konnte, um die Rettung seiner Ehre Ernst war, sagte er: „Thu's das hohe Gericht nur einschreiben, daß der Jonathan Schauderer am 28. August 1841 um zwei Uhr Nachmittags nichts gestohlen hat."

„Das ist ein spottschlechtes Angeben!" schrie der Schauderer d'rein, „daß er's hätte thun können, aber nicht gethan hat, muß es heißen!"

„Ihr seid ein paar wunderliche Kerle," sagte der Richter, und that einen scharfen, nieren- und herzdurchdringenden Blick in die widerhaarigen Gesichter; „den Hinterschöpp dort möchte ich am liebsten untersuchen, und den braven Mann da, der heut' um zwei Uhr nicht gestohlen hat, hätte ich gute Lust, auf der Stell' einsperren zu lassen."

„Da hat das hohe Gericht Recht, ganz Recht," entgegnete der Schauderer voll heimlichen Ingrimmes; „nicht wahr, Hinterschöpp, die paar ehrlichen Leut' nur gut einsperren, daß sie von Anderen nicht bestohlen werden können. O, Ihr seid ein Gericht! Ihr seid ein Gericht!"

Der Schöpp sah, daß diese Stunde, wenn sie sich derart entwickelte, noch gefährlich werden konnte, er drang daher mit möglichst höflichen Worten, daß nach dem Willen des wunderlichen Menschen in Gottes lieben Namen auf ein Blatt Papier gebracht werden möge, daß der Schauderer an diesem Tage Gelegenheit zum Stehlen gehabt, aber dieselbe nicht benützt habe — demnach wahrscheinlich ein braver Mensch und ehrlicher Holzwaarenträger sein werde.

Der Launigste unter den Kanzleischreibern schrieb es nieder auf ein graues Blatt — zu Spaß und Ernst. Und hierauf machten sich unsere Beiden aus dem Actenstaube.

Als sie die Treppen hinabstiegen in den Markt Schlein, zupfte der Schauderer den Hinterschöpp am Aermel und zischelte: „Du hättest mir bei einem Haar bald Alles verdorben, und kein Aeugel war's mehr davon, so ergeht's mir, wie dazumal beim Ochsenstehlen."

„Das muß sauber gewesen sein."

„Pfui Teufel! Ich bin sauber gewesen und jung, das laß' ich gelten; meine Herzliebste auch so viel. Ich will mich nicht selbst heben, Schöpp, aber wenn ich dieselbig Liebste so gut hätt' geheiratet, als ich sie nicht hab' geheiratet — wahrlich Gott, 's wär' was Ordentliches aus mir worden. Haus und Hof hat sie gehabt und viel Manier. Und just wie das Versprechen sein soll, stiehlt sich der Nachbar Hans im Schlaf sein bestes Paar Ochsen von der Weid' und laßt mich der schlechte Kerl noch am selbigen Tag dafür einsperren. Die Untersuchung dauert etliche Wochen — d'rauf kann ich heimgehen, in der Hand ein blaues Blattel von grobem Papier, beweist's, daß mir nichts hat können bewiesen werden, und ich demnach so zu sagen wieder als ehrlicher Mensch zu betrachten wär'! Die Ochsen, die sind dem Hans im Schlag lang' schon wieder im Hof gewesen und — meine Herzliebste auch. Die hat mir der Schwerenoths-Racker, der höllvermaledeite, dieweil weggeheiratet. Ist ansonsten ein rechtschaffener Mann, der Hans im Schlag, so viel ein rechtschaffener Mann. Ist Viertelrichter jetzt in der Schlagau. — Ei, lieber Gott, wenn ich d'ran denk', was mir schon Alles ist passirt, bis morgen Früh kunnt ich Dir erzählen. Aber durstig bin ich worden. Gelt, Schöpp, Du verschmähst mir's Schöppel nicht,

weil wir juſt bei der Kron' gehen. Du haſt mich heut' herausgezogen, ſo zieh' ich Dich hinein, aber zahlen mußt Du, denn ich bin ſo dumm geweſen und hab' heut' da oben im Wald mein ganzes Geld aus der Hand gegeben."

„Haſt mich zwar wie einen Schulbuben heruntergemacht beim Gericht, doch einen Nachmittagstrunk ſollſt haben, alter Stromer," ſagte der Schöpp, „aber nachher ſei ſo gut und heb' Dich weg."

„Ich? mich wegheben? von Dir? daß Du allein ſollſt in's Schneewaldbach hinübergehen müſſen? Du, Hinterſchöpp, denk' auf die finſter' Nacht! — Grüß Gott, im Wirthshaus. Eine Halbe vom Feinſten dieweil. Wer Holzſchüſſeln braucht, die Kraxen im Vorhaus iſt mein. — Und daß ich Dir's ſag', Schöpp, es giebt Schurken in der Gegend. Verlaß' Dich d'rauf. Ich nimm's nicht auf mein Gewiſſen, daß Du mir mutterſeelenallein über die Berge gehſt."

„Wenn Du ſchon ſo gut willſt ſein, Schauderer, und mir das Geleit' willſt geben in's Schneewaldbach hinüber, ſo laß' ich mein Geld lieber da. — Mir auch eine Halbe Kellnerin, und wenn was Warmes iſt?"

Beim Kronenwirth iſt immer was Warmes, und wenn auch nicht, man ſitzt ſich leicht warm in demſelbigen Wirthshaus.

Sie ließen ſich's wohl ſein, und nach einem halben Stündlein ſchon wollte der Schauderer mit dem Hinterſchöpp auf Du und Du trinken.

„Narr," malmte der Andere, ein widerſetzliches Stück Hammel im Munde bearbeitend, „haſt eh nie anders, als wie Du zu mir geſagt, Du kotzengrober Michel."

„Weißt, Schöpp," ſagte der Schauderer im Vertrauen, „ein verdächtiger Menſch muß alleweil grob ſein; die

Höflichkeit macht ihn noch verdächtiger. Schöpp, o mein Schöpp, Du biſt ein gläubiges Schaf, denn weil Du heut' bei der Maria von den drei Waſen biſt geweſt! Aber das kannſt nicht glauben, was es für eine Elendigkeit iſt, wenn Einem die Leut' nicht trauen. Vor lauter Angſt, daß man ſich nicht in Verdacht bring', macht man's grad nach der Spitzbubenweiſ'. Nachher packen ſie Dich und halten Dich feſt und fragen Dich in's Kreuz und in's Krumm, und Du weißt nimmer recht, was Du voreh geſagt, verzappelſt Dich wie die Fliegen im Web und auf Ja und Nein iſt die groß' Kreuzſpinnerin da — vermein' damit das löbliche Gericht — und hin biſt. Freund, es iſt zum Verzagen! Und ſo weit werden ſie mich hetzen, daß — wirſt es noch erleben, Hinterſchöpp — daß ich hinaufgeh' zum See und mich hinabſtürz' zum Holzknecht-Toni. Hernachen — wirſt es ſchon ſehen — hernachen iſt der brave Menſch fertig — der arme Holzwaarenträger! Was ihn nur überkommen hat! Man ſagt gar, der Leut' Reden und die Herumfrotzlereien von einem Gericht zum andern hätt' er ſich ſo zu Herzen genommen — wär' ſelber in's Waſſer gegangen — die gute ehrliche Haut. Hernachen, Schöpp, krieg' ich ein ſchönes Martertaferl — juſtament wie der Toni ein's hat."

„Wohl, wohl — wie der Toni," murmelte der Hinterſchöpp und trank Wein. „Laſſen wir's gut ſein mit dem Toni und trink'."

„Trinken thu' ich ſchon; mit dem Toni laß' ich's auch gut ſein, aber die Leut' reden gar viel darüber, juſt wie ſie über den Jonathan ſeiner Tag viel reden werden. Freilich allemal das Verkehrte. Von mir wird's leicht gar heißen: umbracht iſt er worden, und vom Toni ſagen ſie: ſelber iſt er gangen! Den muß Einer gekannt haben, wie ich. Mit

dem muß Einer beisamm' gewesen sein jahraus, jahrein — Tag und Nacht, wie ich, der Schauderer. Der hat diese Welt viel zu gern g'habt, als daß er selber gangen wär'. Und gejagt hat ihn auch kein Mensch, und so tappig ist er auch nicht gewesen, daß er aus Unachtigkeit in's Wasser gefallen wär' — der ist kein Kind gewesen, Schöpp! — Ha, wenn Ein's nur reden dürft' — über den Holzknecht-Toni — Anton Obersdorfer hat er sich schreiben lassen — kunnt' ich schon was sagen, daß die Leut' einmal die Ohren und hernachen Maul und Augen aufreißen thäten! — Ja, mein lieber Freund!"

Der Hinterschöpp schien auf der warmen Wirthsbank für die Länge nicht sehr gut zu sitzen; er rückte hin und her und mit halb geschlossenen Augen blinzelte er den Schauderer an. Er wollte auf den halb berauschten Gesellen gar nicht weiter hören, zahlte die Zeche.

Da faßte ihn der Hausirer beim Arm ab und murmelte ihm unter den langen, runzeligen Hals hinein: „Der Toni ist umbracht worden!"

Der Schöpp lachte mächtig auf.

„Das muß Einer wissen!" rief der Schauderer und trank Wein. Und fuhr fort: „Weil er gemeint hat, 's kunnt kein Stärkerer mehr über ihn kommen. Der hölliſche Raufer, der er gewest ist!"

„Der Toni?" fragte der Lange, „mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß der Holzknecht-Toni ein Raufer gewesen sollt' sein."

„Eh, was weißt denn Du in Schneewaldbach drüben! Du hast den Toni Dein Lebtag nicht gesehen. Ist jetzund schon dreißig Jahr, daß er hin ist. Und warum hin?"

Ein guter Zug aus dem Glase und dann weiter: „Weil er mit Einem anbunden hat, der noch ist stärker gewesen, als

wie er mitſammt ſeiner Kuraſchirtheit. Kunnt's auch ſagen, wegen was es hergangen iſt, daß ſie ſich allzwei hinaufbeſtellt haben zum See, und daß es ausgemacht worden iſt: Der Feſtere ſchmeißt den Andern in's Waſſer."

„Ein Duell?" rief der Schöpp.

„Kunnt ſein! Und was für ein's!"

Am nächſten Tiſch ſaß ein kleines, krummes Bäuerlein. Das ſchüttelte bei den Darlegungen des Schauderer fortwährend, theils ungläubig und theils mißbilligend, den Kopf.

Der Schauderer bemerkte es und ſchrie ihm zu: „Was? Dir iſt's nicht recht? Leicht warſt Du dabei und weißt es beſſer, Du Hungerleider, Du Bettelbauer, haben Dir eh' die vergangene Nacht Dein letzt' Trumm Speck aus der Kammer geſtohlen!"

Stand das Bäuerlein ganz langſam auf, trat her gegen den Schauderer und ſagte: „Das iſt richtig, mir haben ſie voreh' Nacht meinen Speck aus der Kammer weggeſtohlen. Aber nachher biſt es leicht Du ſelber geweſen, Schelm? Denn ich hab' vom Diebſtahl bis zu dieſer Stund' keinem Menſchen nichts geſagt."

Der Schauderer ſtotterte etliches Zeug übereinander; da hatte das kleine krumme Bäuerlein ſchon ein paar handfeſte Knechte aufgetrieben.

Und die handfeſten Knechte thäten den Jonathan Schauderer binden und hinanführen zu jenem Gericht, wo es bis heute noch geſchrieben ſteht, daß der Hauſirer Schauderer am 28. Auguſt 1841 um 2 Uhr Mittags nicht geſtohlen hat.

Was man mit den lieben Kindern für ein Kreuz hat!

Als der Hinterschöpp am nächsten Tage seine Wanderung vollendet hatte und gegen sein einsames Haus hinschritt, hörte er von demselben her ein jämmerliches Kirren und Winseln. Er beschleunigte seine Schritte und sah nun auf dem Anger das wundersame Schauspiel. Die alte Schraglin ritt auf der Sau, die sich am Boden wälzte und der herzlosen Unterjocherin keine Gegenwehr hatte, als das klägliche Geschrei und Gewinsel. Die Schraglin durchstach ihr mit einer Ahle den Rüssel und zog einen eisernen Ring durch. Denn die alte Vockin — ahnend, daß dies der letzte Sommer ihres Lebens sein könne — hatte sich etwas zu eifrig dem Genasche hingegeben, hatte den grünen Rasen aufgewühlt, schier als wäre gepflügt worden auf dem Anger, war in den Kohlgarten eingebrochen und hatte selbst die Untermauerung des Stalles nicht geschont, sondern, durch einen pikanten Geruch gereizt, dieselbe mit ihrem scharfen Rüssel zu unterminiren gesucht. Von nun an sollte das Ringlein in der Nase der sonst braven Vockin eine sinnige Erinnerung sein, daß ein durchbohrter Rüssel schrecklich schmerzt, so oft man mit demselben wühlen will.

Der lange Hinterschöpp stand da und sah der Schraglin zu. Sie griff das Ding an wie ein Mannsbild, und die Vockin konnte nur froh sein, daß es diesmal blos an den Rüssel ging, denn wenn sie ihren Stammbaum durchforschte: ein Einziges aus diesem Geschlechte war eines natürlichen Todes gestorben.

Dem Hinterschöpp fiel die Hast und Wuth auf, mit welcher die Alte hantirte. Die Vockin war doch sonst ihr erklärter Liebling, welchen sie mit Zärtlichkeit hegte und pflegte,

schier so gewissenhaft wie die kleine Antonia, und den sie immer am liebsten fußfällig um Verzeihung gebeten hätte, so oft sie bemüßigt gewesen war, ihm ein neues Ringlein anzustecken. Weil es doch immer ein Unterschied bleibt, ob das Ringlein an den Finger oder an die Nase gesteckt wird. Und heute dieser wilde Zorn! — Als es geschehen war, stand sie mit den Händen tappend und keuchend auf und die Sau zottete grunzend davon.

Sie hatte es bald verwunden.

„Das ist ja gar hitzig zugegangen?" sagte der Schöpp.

„So, Du bist da!" Und sie fuhr mit der Schürze über das geröthete Gesicht. „Zeit ist, daß Du da bist; just hab' ich meinen Zorn ausgelassen. — Die gute Bockin muß es entgelten. Weil ich heilig hab' gemeint, ich hätt' den verdangelten Obristen unter dem Knie!"

„Oho!"

„Mich ziemt, einen siebendoppelten Eisenring wollt' ich dem alten Teufel — dem verschwefelten — durch seinen Rüssel treiben! Meinen Hansel thut er wieder so viel peinigen!" Sie hub zu schluchzen an.

„Ich kenn' mich nicht aus. Den Saurüssel meinst?"

„Der Hansel hat wieder geschrieben." Und sie suchte den Brief. Zuerst an ihrem Busen, dann in den Kittelsäcken, nachher ging sie in's Haus und suchte im Wandkasten, auf dem Fensterbrett, unter dem Bettkissen — und hub an zu schelten, daß der Teufel drauf thät sitzen und einen fingerlang früher hätt' sie das Briefel noch in der Hand gehabt.

Die Antonia hockte an der Thürschwelle auf ihrem linken Bein und das rechte streckte sie von sich — und sie lud das Schußgewehr des Vaters.

Der Alte wußte wohl, daß kein Pulver zugegen war, und fragte das Mädchen, was es denn schießen wolle.

„Den Feind schieß' ich todt!" sagte sie in ernsthafter Weise.

„Du Fratz!" rief die Schraglin, „dem Hansel seinen Obristen, das laß' ich mir gefallen."

„Nein," wiederholte das Mädchen kurz und entschieden, „den Feind schieß' ich todt!" und preßte mit dem Ladstock einen Papierschuppen in's Rohr.

Da fiel's der Schraglin ein: das ist heilig der Brief vom Hansel und hepelte den Schuppen auseinander, und es war richtig der Brief vom Hansel. Der schrieb an die Schraglin:

„Liebste Mutter!

Ich grüße Euch vielmals und mache Euch zu wissen, daß es mir sehr schlecht geht, bin seit fünf Tägen wieder im Stockhaus. Müsset nicht denken, daß ich etwas angestellt hätte, es ist wieder der alte Drach', mein Herr Obrist, der mich in's Unglück gebracht hat. Zugegangen ist es so: sieben von meinen Kameraden — dienen davon zwei erst vier Jahr — haben Urlaub kriegt und da lasse ich es dem Obristen stecken, daß ich schon über zehn Jahr' beim Regiment bin und noch nicht ein einziges Mal auf Urlaub und daß ich auch heim möchte. Liebe Mutter! Und bei der nächsten Recognoscirung hättet Ihr sehen sollen, wie der alte Satan auf mich losfahrt. Kerl! schreit er mir in's Gesicht, der Herr Obrist. Zweimal in der Execution wegen Desertion, dreimal wegen Respectverletzung gegen seine Vorgesetzten! Und Urlaub haben wollen! Peitschen laß' ich Dich, Du Schwerenoths-Lümmel, und meine Parole: Er verschwitzt seine vierzehn Jahre in der Kaserne und die drei

Reservjahr' steck' ich ihn in's Wallachisch hinab. Ich werd' Euch zeigen, Aeser, wer von uns der Stärkere ist, marsch! und stößt mich mit der Faust zurück. Mir steigt die Gall' auf und das ist halt mein größter Schaden, daß ich's nicht verhalten kann. Herr Obrist! habe ich gesagt, sind wir denn Vieher worden beim Militär? — Das ist genug gewesen. Er wollt' mir die Vieher schon zeigen, schreit er und läßt mich auf vier Wochen in's Stockhaus spazieren, bei Wasser und Brot. Und, liebste Mutter, was Ihr mir habt geschickt, das weiß ich nicht, wo es ist, bekommen habe ich nichts. O, das Soldatenleben! Wenn nur wieder ein Krieg thät' werden, daß dieses Hundeleben ein End' hätt'. Aber dann geschieht was: meinen ersten Schuß richte ich nach ihm . . ."

„Der unbesinnte Mensch!" Mit diesem Rufe unterbrach die Schraglin den Alten, der den Brief las, „wenn der Brief wär' aufgefangen worden in der Kasern'!"

„Da kunnt's schlecht ausschauen, Schraglin, mit Deinem Hansel. — 's ist auch hell zum rebellisch werden, eine solche Leutschinderei!" Er ballte das Schreiben in Wuth zusammen.

Die Alte schluchzte; die kleine Toni jagte draußen auf dem Anger der Bockin nach.

„Zu der Strengheit," fuhr der Schöpp fort, „wollt' Einer ja nichts sagen, ein Ernst muß sein beim Militär. Wenn so ein wildlebiger Bursch einmal die roth' Suppen soll verspritzen — da muß er schon höllisch scharf angespannt sein. Und bis sich ihrer Hunderttausend — was weiß ich — auf's Blutfeld lassen führen, da gehört — der Teufel hol' mich — ein Thierbändiger dazu. Aber Schinderei ist nicht vonnöthen. Daß man einen jungen Soldaten — ehvor sie ihn noch zur Schlachtbank führen, ludern darf, das muß derlogen sein — Sakerment!"

„'s iſt halt nicht derlogen, Hinterſchöpp!" ſagte die Schraglin.

„Narr, wenn Du mußt. Wenn ſie Dich einfangen wie einen Bären! Ja, wer ſich derwiſchen laßt, dem geſchieht ſchon recht. Mit dem Laufen richteſt nichts aus, das laß ich gelten — aber verdammt hintertrieben muß man ſein. Mein Bub kommt nicht zum Militär, ſelbander ſo wenig, als wie ich."

— Heute erſcheint uns eine ſolche Sprache nachgerade unbegreiflich. Heute freut ſich jeder wackere Burſche auf das Soldatenleben, und ich hab' manchen Vater gekannt, der unwirſch worden iſt, als ſie ſeinen Sohn zurückwieſen, weil er nicht tauglich war. Vor vierzig Jahren iſt's anders geweſen. Da gab's arge Gräuel beim Militär, beſonders zur Friedenszeit ſind die Soldaten behandelt worden, als wären ſie gar keine Menſchen geweſen. Der Bauer auf dem Hofe war Höriger, ſein Sohn in der Kaſerne war Sclave. Von der langen Dauer des Militärdienſtes, von den Qualen der ungeſchickten Montur, von der Behandlungsweiſe, die geradezu eine hündiſche war, nicht zu reden, aber: Stockhaus, Krummſchließen, Spießruthenlaufen, Standrecht! — Freilich war das Landvolk damals in einem Culturzuſtande, der ein ganz anderes Vorgehen, als heute, bedingte. Auf einen groben Klotz gehört ein ſcharfer Keil. Aber andererſeits verthierte die Schmach das Volk noch mehr, oder ſie empörte jene Gemüther, in welchen eine Ahnung von Menſchenrecht und Menſchenwürde lag. Die Stumpfen und Muthloſen ließen ſich treiben und ſchmähen, die Intelligenteren ſuchten ſich der Wehrpflicht zu entziehen, und die Verhältniſſe waren danach, daß es ihnen ſehr oft gelang. Aber dieſe Flüchtlinge mußten verzichten auf den Schutz der Geſellſchaft und mußten Gemeinſchaft halten mit den Thieren der Wildniß.

Nun, der Hinterſchöpp ging nicht zu den Soldaten und ging nicht zu den wilden Thieren. „Aber verdammt hintertrieben muß man ſein.“

„Sei ſtill, Alte,“ brummte der Schöpp, „Du ſtehſt mir bei, und Deinen Hanſel, den werden wir noch herauskriegen, ehvor ihn die Teufelsleut' zugrund' gerichtet haben. Sei ſtill, Alte.“

Gut, daß Beide ſtill waren, denn die Thüre that ſich auf und ein kleiner, einfußiger Menſch ſtolperte herein. Das war auch ſo Einer. Den fingen ſie vor Jahren von ſeinem alten Mütterlein weg, ſchoben ihn bei St. Michel an der Mur vor die Franzoſen, und als der Fuß ab war, ſchickten ſie ihn wieder heim, auf daß ihn das alte Mütterlein ernähre. Das alt' Mütterlein ernährte ihr Kind ſo lange, bis ſie ſich ſelber zu Tode gedarbt, dann fiel das einfußige Erbſtück der Gemeinde zu. Dieſe machte einen Schulmeiſter d'raus. Der Grindl — ſo hieß er — konnte leidlich leſen und ſchreiben, und die Gemeinde hatte gehört, man käme leichter fort in der Welt, wenn man leſen und ſchreiben könne, daher richtete ſie in einem alten Stübel in Schneewaldbach eine Schule ein.

Der Hinterſchöpp hatte anfangs ſeine Toni nicht in die Schule ſchicken wollen. „Bei den Buben iſt es gut, wenn ſie was lernen, bei den Mädeln iſt es nicht nöthig.“

„Du, Schöpp!“ hatte da die Schraglin geſagt, „bedenk's! bedenk's, was Du jetzt haſt geſagt! Die Toni wird Dir auf einmal aus dem Kittel ſpringen!“

„Soll' ſich nicht unterſtehen, die Dirn'!“ d'rauf er — „aber wenn man's halt überlegt! — Glaub' mir's, Schraglin, an meiner Stell' iſt es hart ſchlafen in der Nacht. Oft zerſtudir' ich mich frei. Ich bin Dir in eine hölliſche Sackgaſſen geſprungen. Die Toni muß mir doch in die Schul'.“

Die Toni war jetzt — da der Einfuß mit der Stelze zur Thür hereinſtolperte — neun Jahre alt.

Das erſte Wort, das der Schulmeiſter hören mußte, war: „Jerum, Grindl, Du biſt da? Ja, was ſuchſt denn Du bei uns heroben?"

„Daß Du mich nur erſt niederſitzen thäteſt heißen, Schraglin," verſetzte der Schulmeiſter ein wenig verletzt und ließ ſich auf einen Holzſchragen nieder. „Daß ich mich ja nicht zu lang' aufhalt', ſo heb' ich gleich an: Hinterſchöpp, Euer Mädel müßt's abſtrafen! Euer Mädel, das iſt ein Unhold, ſo ein Mädel iſt mir noch gar nicht vorgekommen; das iſt ſchneidiger, als der ungeſtümſte Bub', möcht' ich ſagen."

„Ho, ho, ho!" machte der Hinterſchöpp.

„Die erſt' Zeit hab' ich's nicht beachtet, wie ſie mir vor und nach der Schul' um's Haus iſt gefahren, als wie ein Hirſch. Ein paar Fenſter hat ſie mir eingeſchleudert, die koſten nichts, Hinterſchöpp, nur daß ich's ſag'. Aber nachher iſt die Balgerei angegangen; mit den Buben nimmt ſie's auf, ein blaues Aug' um's andere, eine blutige Naſe um die andere und vom geſtrigen Raufen kannſt heut' noch die Haarfetzen ſehen vor der Schulhausthür. Hinterſchöpp, wo haſt Du dieſen Wildfang her!"

„Will ich Dir gern ſagen," war die Antwort, „aber ich denk', ein Schulmeiſter hat nur darauf zu ſehen, daß ein Kind was lernt. Iſt ſie faul, die Toni?"

„Ich ſag' nur ſo viel, Hinterſchöpp, wenn die ihr Köpfel für's Lernen wollt' verwenden, wie ſie's für die Bubenſtückeln verwendet — ein Biſchof iſt ſie in zehn Jahren, ein Biſchof! Auffaſſen, begreifen — keine Zweite nicht! Aber halt kein Sitzfleiſch. Dieweil die Andern fleißig ihre Aufgab' abthun, reitet Euer Mädel draußen auf meiner Geiß herum, oder

trautert unter's Dach hinauf und reißt die Vogelneſter auseinander, daß die Fetzen nur ſo im Wind herumgauſtern!"

Derlei bittere Klag' brachte der Schulmeiſter Grindl vor. Dann ſagte er noch, er habe es für ſeine Pflicht gehalten, das den Eltern zu berichten; wenn ſie das Kind ferner noch in die Schule zu ſchicken gedächten, ohne es gebührendermaßen ſelber zu züchtigen, ſo müſſe er mit dem Haſelſtock d'ran, denn mit Gutem richte er bei dieſem kleinen Unding nichts mehr aus.

Und ſtolperte davon.

Der Hinterſchöpp ſagte: „Man ſollt' lieber draußen im Land herumſtreichen, wie ein Stromer. Klewer (kaum), daß man in's Haus hineinguckt, iſt die Kummernuß ſchon da."

Dann ſtellte er ſich hin vor die Schraglin und murmelte: „Jetzt haben wir's. — Unter's Dach trautert ſie hinauf um Vogelneſter! Du, meine liebe Hauswirthin, ich vermein', es iſt hohe Zeit, daß wir das Weſen aus der Schul' ziehen. Was aber nachher?"

„Mich fragſt um Rath? Du haſt es gekocht, Du magſt es auch ſelber auseſſen. Möcht' wiſſen, wo jetzund Rath hernehmen! Daheim muß ſie bleiben und einen Wachter kannſt jetzt hinſtellen zu Deiner kleinen Jungfrau."

Der Lange hub an zu lachen und er lachte merkwürdig laut, wie ſelten. Plötzlich brach er ab, wie der ſchwere Guß des Wetterregens oft plötzlich abbricht, wenn es in der Luft nicht geheuer iſt. — Er ſimulirte: „Etliche Jahr', hab' ich gemeint, kunnt's noch fortrutſchen mit dem Mädel, bis in's fünfzehnte, ſechzehnte. Bis ſelbhin hätt' ich die alt' Krammel (baufälliges Haus) da verkauft und wär' in's Lehviertel ausgewandert; dort kann Keiner fragen, wo ich mein Mädel hätt', oder warum der Bub militärfrei iſt ..."

„Verkauf' jetzt die Krammel!"

„Krieg' nichts dafür. Wer kann's denn brauchen als wie der Waldherr? Und der Waldherr kauft das klein' Stückel erſt, wenn auch der Oberſtockberger ſeinen Grund hergiebt — ſo ſteht's zuſammen. Und der Oberſtockberger, mußt wiſſen, braucht nach meinem Erkennen noch ſechs, ſieben Jahr, bis er mit ſeiner Wirthſchaft ſo weit auf dem Hund iſt, daß er's hergeben muß."

„So ginge ich früher davon an Deiner Stell'," rief die Alte.

„Du? Mit was wollteſt Dich denn hernach ankaufen drüben im Lehviertel? Ja, reden iſt leicht! Wir hängen, Schraglin, wir hängen närriſch in der Sach'!"

„Biſt ſonſt immer ſo proper," ſagte ſie, „und jetzt auf einmal verzagt. Unſer Kalender ſteht nicht ſchlecht; der reimt ſich wie dem Pfaffen der Pſalter. — Nach etlichen Jahren kommt der Oberſtockberger auf den Hund. D'rauf kauft der Waldherr ſeinen Grund, d'rauf kauft er auch den Deinen, nachher gehen wir und kaufen uns im Lehviertel an und nachher wird das Mädel —"

„Majorenn erklärt. Wohl, wohl, wenn's nur all' geht nach dieſer Schnur. Nur mußt verſteh'n, Schraglin, das Ding darf die Zeit über nicht gar viel unter die Leut'!"

„Verſteh' ich auch. Was wir aber daheim mit ihm anheben, das verſteh' ich Dir wieder nicht. Spinnen, Nähen und Stricken; iſt das ein Zeitvertreib für ſo was? Die Arbeit im Ackerl und Hausgartel iſt nicht der Müh' werth, daß Ein's davon red't. In's Tagwerk kann man's nicht mitnehmen. Nu? — Das Beſt' iſt, Schöpp, Du nimmſt Dich wieder um's Haltergeſchäft an, das Du vom Waldherrn vor ein paar Jahren haſt gehabt, und ſtellſt die Dirn' zum lieben Vieh. Da hat ſie ein Geſchäft und eine Sorg' und kommt Dir nicht unter die Leut'."

Was die Männer auch anheben mögen, ausführen müſſen es immer die Weiber. Der Schraglin Rath war ſehr gut, und der Hinterſchöpp ſtellte es feſt: die Toni wird Halterdirn auf der Schneewaldalm. Dort bleibt ſie, bis ausgewandert werden kann. Und dann: eine andere Gegend, andere Leut'. Hernachen, Toni, kriegſt ein neues Gewand. —

Der Schuber des Küchenfenſterchens klappte auf. Die Toni lachte herein — hatte einen Schnurrbart über den Lippen. Mit Kohlen war er gemalt. Aber der lange Hinterſchöpp ſchüttelte bedenklich den Kopf: „Noch ein ſechs, ein ſieben Jahr? ſo lang' wird's klewer mehr halten. — Was man doch mit den Kindern für ein Kreuz hat!"

Wie die kleine Hexe mit dem Sohne des Ortsvorſtandes umſpringt.

Wir finden die Hinterſchöpp-Dirn' auf den Almen. Sie reitet gern den ſchwarzen Ziegenbock, deſſen Wohlduft die Matten durchſtrömt, und ſie geht in's vierzehnte Jahr.

Von den letztvergangenen vier Jahren iſt nichts Beſonderes zu vermelden. Die Toni war des Tags ein Wildfang und war des Nachts ſtets verſunken in den dickſten Schlaf, der in den Gebirgen von Schneewaldbach je geſchlummert werden kann. Der Schöpp war ihr treuer Wächter, ſah das Dirndl wachſen und gedeihen vor ſeinen Augen und beobachtete im Stillen mit Intereſſe die Wirthſchaft des Oberſtockbergers, die von Jahr zu Jahr armſeliger wurde, ſo daß davon ein Fahrniß um's andere hinweggegeben werden mußte. Der Oberſtockberger ſah, daß auf ſeinem Steinberg nichts mehr verſchlug, wurde allverzagt und hub ſchließlich zu trinken an.

„Das iſt recht, das iſt recht!“ jubelte der Hinterſchöpp, „haben wir nicht lang' Aufenthalt.“

Und wahrhaftig, es ging ihm an die Zeit. Toni war bereits die kräftigſte Jungfrau weit und breit; nur ſo viel gut war's, daß die Leute nicht viel von ihr wußten, daß ſie ſich wie eine Amazone in den Wäldern umtrieb und bisweilen ſogar zu den Gemſen hinanſtieg in's Hochgebirge.

Sie war gutmüthig und offenherzig, aber bisweilen wußte ſie ſich vor Uebermuth, Trotz und Luſtigkeit gar nicht zu helfen, wie ſolche kerngeſunde und ſich ſelbſt überlaſſene junge Leute einmal ſchon ſind. Der Vater und der Großvater werden gerade ſo wild geweſen ſein in ſolchen Jahren; das Gebaren wird nicht angelernt, liegt in der Natur, und die Natur ſchaut nicht auf's Kleid, die rutſcht im Blutstropfen fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, und es braucht viele hundert Jahre, bis ſie ſich anderen Verhältniſſen anpaßt.

Wenn die Toni aber im Schatten des Ahornbaumes lag und dem lieben Vieh zuſah, das ſich auf den Matten ſättigte und unterhielt, da war doch auch wieder etwas Träumeriſches in ihr. Ihr Haargelocke war braun und ſchwer und immer zerzauſt und immer hingen Zweigelchen, Nadeln und Zapfenſchuppen von dürren Fichtenbäumen daran; denn ſie kroch und ſchlüpfte und kletterte im unwirthlichſten Dickichte umher, wie eine Eichkatz', oder ſie ſprang auf einen Heuhaufen, ſtürzte ſich kopfüber hinein und grub und ſchlug und haſtete mit Händen und Füßen, daß ringsum die Fetzen flogen.

Sie hatte ſelten ihren gelben, zerfaſerten Strohhut auf dem Haupte; wenn die Sonne ſchien, oder wenn ſie auf dem Rücken hingeſtreckt lag und ihr die lichte Himmelsbläue in die Augen ſtach, dann kraute ſie mit den Fingern das Gelocke über ihr Geſicht, ſo daß man durch dasſelbe nur das kecke

Stumpfnäschen hervortreten, zwischen den leicht aufgeworfenen Lippen die weißen Zähne schimmern und auch noch die Gluth des dunklen großen Auges blitzen sah.

Wie ein so häßlicher Vater ein so schönes Kind haben kann! Aber die Mutter war schön gewesen, und die Toni hatte sehr viel von der Mutter, nur daß sie weit kräftiger an Gestalt war und nicht jene Milde und Sanftmuth inne hatte, dieselbe auch kaum jemals gewinnen konnte, wie die arme, duldungsvolle Frau des Hinterschöpp.

Aber gerade des Mädchens Trotz und Wildheit war es, welche den Sohn des Ortsvorstandes von Kraden anzog.

Der Sohn des Ortsvorstandes von Kraden war nämlich insgeheim ein Wildschütze, der an stillen Festtagen, wenn die Leute gen Kraden in die Kirche gingen, oder in hellen Mondnächten gern hinanstieg in die Waldungen und zu den Hochmatten der Schneewaldalmen. Der Tibur war ein Bursche von dreißig Jahren — ein tüchtiger, sauberer Kerl, aber ohne Gluth und Lustigkeit, ein stiller Lapp — ein „Loser", wie die Leute sagen. Was Andere so gern haben, dem wich er aus. Der Wein war ihm zu naß, das Kartenspiel zu gefährlich, das Buckelringen (Ringen) zu anstrengend. Und die Weiber? Die Weiber mit ihrem Zieren und Girren, Liebeln, Kichern und Flennen waren ihm zu langweilig. Heiraten ist ihr erstes Wort und ihr letztes, ihr Gedanke bei Tag und Nacht; Weiberlieb' ist nichts wie ein Heiratsfieber; junges Weib ist ein patzig Ding, altes ist eine Klette. — So das Glaubensbekenntniß des Tibur. Auf der Alm war's ganz anders. Zur unbelauschten Stund' nahm er seinen Stutzen und eilte in's Gebirge, und die Hirschen und Gemsen zitterten vor seiner Leidenschaft und Augengluth, die man unten in Kraden nachgerade ganz vermißte.

Und eines Juliſonntags am Vormittag, da ſah der Tibur dort unter dem Ahornbaum etwas Lebendiges, wie ein Rehbock, der ſich zuſammenwand, um zu lecken. Der Burſche legte ſein Rohr an, da ſtieß der Rehbock einen hellen Juchſchrei aus und der Knall unterblieb. Der Tibur ſah das wildſchöne, friſche Kind, und ſein erſter heißer Gedanke war: Waldjungfrau, an Dir lieb' ich mich zu todt!

Toni gewahrte den Mann, ſprang auf und erfaßte, zur Wehr bereit, den Hirtenſtab.

„Ich thu' Dir nichts," ſagte er und ging auf ſie los.

„Ich hab' Dich nicht gefragt, ob Du mir was thuſt!" war ihre trotzige Antwort. „Sag', was Du willſt!"

„Ich bin müd' und möchte bei Dir im Schatten raſten."

„Was tragſt Du dort im Lederbeutel mit Dir?"

„Schinken."

„Was iſt das?"

„Geräuchertes Schweinefleiſch."

„So ſetze Dich zu mir in den Schatten. Ich will eſſen."

Sie hatte bei dieſen Worten ihren Stock feſt umſpannt, und ihre ſcharfen Augen blitzten herriſch auf den Tibur.

Dieſer that, wie ſie verlangte, ließ ſich nieder in den Schatten, legte ſeinen Stutzen an die Wurzel des Baumes, öffnete den Lederſack und that Speck, Selchfleiſch und Brot hervor. Haſtig ſetzte ſich das Mädchen vor ihn hin, ſtützte die Ellbogen auf ſeine Kniee, riß mit den Händen ein Stück Selchfleiſch an ſich und aß mit leuchtendem Antlitze. Tibur wußte nicht, wie ihm geſchah, als dieſes braune, kecke Kind ſich derart ſeiner bemächtigt hatte.

„Haſt Du auch Wein?" fragte ſie plötzlich.

„Willſt Du trinken? Komm', dort unter dem Haſelnußbuſch iſt ein Brunnen."

„Morgen bringſt Wein mit! Waſſer weiß ich ſelber.

Sie wollte mit ihrer Schürze den fetten Mund trocknen.

„Du," ſagte er, „Speckfetten muß man mit einem Schnauzbart abwiſchen." Er wollte ſie küſſen. Toni ſprang auf, erfaßte das Schußgewehr des Burſchen, richtete das Rohr gegen ihn und rief: „Ergieb Dich!"

„Was denn, Du Hex', was willſt denn?" ſtotterte er und erhob ſich langſam.

„Deinen Schnauzbart mag ich nicht, geh' weg!" Der Hahn knackte, ſie trieb den Burſchen vor ſich her.

„Dummheiten, das," kicherte der Tibur, „Mädel, thu' weg das Ding, 's kunnt ein Unglück geſchehen!"

„So trifft's Dich."

Sie trieb ihn an den Rindern vorbei, über die Matten hinab, bis zum Felſenabhang.

„Steig' da hinab!" gebot ſie, und es war wie der herbſte Zorn in ihrem Weſen.

Er weigerte ſich, über die hohe Felswand hinabzuklettern und ſuchte die Handlung auf Scherz hinüberzuführen.

„Steig' hinab!" rief ſie wüthend, „oder — Gott verfluch' mich — ich brenn' Dich nieder wie einen Hundling!"

Die iſt wahnſinnig, fiel es jetzt dem Burſchen ein, und er ſprang und kletterte und rutſchte den ſteinigen Hang hinunter bis zur Tiefe. In der Tiefe ſtand ein Hagebuttenſtrauch.

„Jetzt auf der Stell' krauch' mir in den Roſenbuſch hinein!" ſchrie das Mädchen von oben hinab und zielte mit dem Schußgewehr.

„Liebſte, Liebſte!" rief er unten im weinerlichen Tone, „das iſt ja eine bitterböſe Dornhecken!"

„Ich rath' Dir's gut, ſpring' hinein, eh' der Stutzen losſpeift!"

Hastig kroch er in den stechenden Hagebuttenstrauch, noch zappelten die Beine nach, dann sah man nichts mehr von dem Burschen.

Die Toni lachte hell auf, lief hüpfend über die Matten hinan, knallte den Schuß los, verbarg das Gewehr sicher in einem hohlen Baum und jagte die Heerde seithin und eilte lustig hinab zum Hause ihres Vaters.

Die Toni unter dem Jungfrauenkranze.

Von dem Staatsstreiche auf der Hochmatte ist weiters nichts bekannt worden. Hingegen ließ an einem der nächsten Sonntage der Pfarrer zu Kraden bekannt machen, daß am Himmelfahrtsfrauentag im August die neue unbefleckte Empfängniß-Capelle unter den drei Buchen eingeweiht werde, wobei sich zu ihrer größeren Ehre alle Jungfrauen der Pfarr' mit einem grünen Kranz auf dem Haupte einzufinden hätten.

Der Hinterschöpp hörte diese Kundmachung und dachte bei sich: Meine kommt gewiß nicht.

Aber Tags d'rauf rief ein alter Nachbar — 's ist ohnehin der Oberstockberger gewesen — der Toni zu: „Na, Dirn', jetzt frisch' Deinen Rosmarinstamm ein. Am Frau'ntag ist es zum Kranzelaufsetzen."

So hat sie's erfahren. Und das Kranzeltragen inmitten der anderen Jungfrauen war ihr ein mächtiger Spaß. Da mußte sie dabei sein! Warum sollte sie allfort leben auf der Alm wie ein Vieh: sie will auch einmal unter die Leut', will auch wieder einmal einen lustigen Tag mit den Dirndln haben, mit denen sie ist in die Schul' gegangen. Sie will!

Was können die Alten machen? Alle Mädchen ſetzen den Kranz auf, die ſich des Rechtes dazu bewußt ſind. Es wäre ja doch auffallend, wenn die Toni dabei fehlte. Warum geht die Hinterſchöpp-Dirn' nicht hervor? möchten die Leute fragen, und etwelche giebt es in Kraden, die richtig nachſchauen gehen dürften in's Schneewaldbach, was denn der Hinterſchöpp-Dirn' widerfahren iſt.

Die Schraglin bereitete einen grünen Kranz und ein weißes Kleid; aber der Alte murmelte: „All' umſonſt, die Natur laßt ſich nichts weiß machen," und fluchte um's Haus herum und hatte Skrupel und hatte Angſt und brummte neben ſeinem ſcharfen Zahn heraus: „Verſtiefelte G'ſchicht! Geht mir ſchon zu weit, jetzund. Das iſt kein Spaß mehr!"

Und am Frauentag zur goldenen Morgenfrühe, da ging das ſchöne, ſchlanke, weißgekleidete Mädchen aus Schneewaldbach hervor und miſchte ſich unter die anderen, die bekränzten Jungfrauen all' — darunter welche mit fünf Jahren und auch welche mit fünfzig Jahren — denn, auf manchem Haupte bleibt der Jungfrauenkranz ganz wunderbar friſch bis in ſpäteſte Zeit. Nur auf feinem, weißem Geſichtlein und auf dichtem, weichem Haar — es mag des Weiteren goldfarbig ſein oder rabenſchwarz — wollen die kühlen, grünen Zweiglein und Blättlein allzubald verwelken.

„Schaut Euch heuer der Hinterſchöpp-Dirn' ihr Kranzel gut an," ſagten die Leute zu einander, „auf's Jahr mögt ihr's leicht nimmer ſehen!"

Die Toni iſt die Schönſte darunter. So ſauber gewachſen, wie die, iſt keine. Und die vielen Haar' um das Geſichtlein. — 's iſt juſt, wie ein ſchwarzer Wald, durch den der Mond ſcheint.

„Nicht dumm, die Red'. Aber frei ſo viel übermüthig! Thut's nur auf die Andern hinſchauen, was die ſtill und züchtig dahergehen und zu Boden lugen, wie ſich's gehört. Und die Hinterſchöppiſch! Die ſtatzt daher, als hätt' ſie eine Stangen im Leib, die Arm' trollt ſie hin und wieder, als thät' ſie Haferſtroh dreſchen, und Schritt macht ſie, wie ein Huſar."

„Ein Huſar macht gar keine Schritt', der reitet."

„Das thät auch die Hinterſchöpp-Dirn' am liebſten. Wollt' mich gar nicht verwundern, wenn ſie heut' zwiſchen den Kranzeljungfrauen auf ihrem Geißbock thät dahertraben!" —

Weil die Toni ihr Geſicht nicht wie die Andern zu Boden ſchlug, ſondern kecklich in die Luft hineinſchaute, ſo ſagte ein Burſche: „Der gefallen auch die Vögel beſſer, als wie die Käfer. Hörſt, Dirndl, wer ſo viel den Spatzen nachſchaut, dem fällt hinten leicht der Kranz herab."

Es war ein Wunder, daß die Toni mit ihrem loſen Mundwerk auf das Wort nichts entgegnete, aber ſie hatte es nicht verſtanden. Dumme Burſchen ſchwatzen oft ſo Zeug; ſie iſt heute Kranzjungfrau, da muß ſie ernſthaft ſein.

Bei der Proceſſion zur Capelle unter den drei Buchen gingen die Jungfrauen zu Paar und Paar. Der Meßner hatte ſie zuſammengeſtellt nach ſeinem Vermeinen. Aber die Toni hatte auf des blöden alten Küſters Vermeinen nicht gewartet, ſondern ſich den Geſpons ſelber ausgeſucht. Ein zartes, ſtilles und gar eingezogenes Dirndl war darunter, das ſich die Augen nicht um die Welt aufzuſchlagen getraute von dem weißen Tüchelchen, welches es mit beiden Händen am Buſen hielt. Ein Dirndl, deſſen Wangen über und über brannten, weil es ſich faſt zu Tode ſchämte.

Sie hatte wohl auch einen buſchigen Rosmarinſtamm auf dem Haar, aber ſie hatte kein weißes Kleid an, ſondern ein blaßgrünes mit rothen Blümchen, wie ſie es ſonſt trug an den Sonntagen. Ihr Vater, der Bärenſchütz-Michel, war arm, konnte ihr nichts Weißes kaufen, und ihre Mutter hatte geſagt: „Zuweg ſollt' die Dirn' nicht im Blümelrock gehen! Ich bei meinem Aufwachſen hab' zum Kranzeltag einen grob-rupfenen Kittel tragen — iſt auch gut geweſen.“ Und ſo war die junge Dirn' im Blümelrock und ſchämte ſich deſſen faſt zum Verſinken. Sie bildete ſich ein, daß all' die tauſend Leute auf ſie blickten, und das war ein Aufruhr in ihr. Und als der Meßner die Mädchen zuſammenſtellte, ſchien es, als fände er keine für ſie, die Bärenſchütz-Gregina, und als würde ſie allein ſtehen bleiben müſſen unter dem Hollerſtrauch, wo ſie juſt ſtand, oder an der Reihe der weißgekleideten Jung-frauen hinten hertrappeln, wie eine einſame Spatzin — im Blümelrock.

Da zupfte ſie jählings an dieſem Blümelrock die Toni, zupfte ziemlich ſtark und ſagte kurzweg: „Dreh' Dich her, Dirn', wir Zwei gehen miteinand'.“

Und gingen miteinand'. Die Toni zur Linken, die Gregina zur Rechten, aber zuſammenſtanden ſie nicht eben beſonders; die Toni war um einen halben Kopf größer, als die ſchüchterne Geſponſin, die neben ihr herſchlich, wie ein geängſtigtes Täubchen, immer noch glühend roth im Geſicht, aber nunmehr vor Glück. Unſäglich dankbar war ſie der Hinterſchöpp-Dirn', daß dieſe ſie hatte erkoren zum Geſpons auf der Proceſſion zu den drei Buchen. Einen vielherzigen Blick ſchlug ſie zweimal auf zu der Toni; aber dieſe hatte ein Auge, in das gar nicht zu ſehen war ohne noch röther zu werden. Vielleicht, weil es ſo unſchickſam war, wie die

Toni kecklich daherging und d'reinschaute, anstatt in Demuth geneigt vor der Unbefleckten, die man auf einer rosenumwundenen Stangenbahre vor ihnen trug.

In der Capelle unter den drei Buchen streuten kleine Mädchen Blumen, und die größeren sangen ein Loblied auf die Himmelskönigin. Da ist's bemerkt worden, wie schön die zwei Stimmen der Toni und der Gregina nebeneinander wiegten und sich ergänzten. Von der Gregina war's wohl bekannt, daß sie einen hellen lieblichen Sang hatte, aber wer hätte es von der ungeberdigen Walddirn' erwartet, daß sie einen so reinen, rührenden Mollton in der Brust trug.

Und als sie sangen:

„Liebste Jungfrau, wir sind Dein
Zeig' Dich, Mutter stets zu sein,
Schreib' uns Alle Deinem Herzen
Unauslöschlich ein.

Groß ist unf'rer Feinde Zahl
Hier in diesem Thränenthal;
Rette, Mutter, Deine Kinder
Vor dem Sündenfall!"

Da mußte wohl Jeder, der hier horchte und fühlen konnte, darüber klar sein, daß so nur die Unschuld singen kann. Wie ein unbewußter Aufschrei war es der jungen Herzen, die — gestern noch Kinder — schon heute in die Gefahren hineingetrieben wurden.

Und in welche Gefahren!

Die Feierlichkeit hatte lange gedauert, und als auch die Nachmittagsandacht vorüber war, warfen die drei Buchen, unter welchen das neu eingeweihte Kirchlein stand, gedehnte Schatten über das Wiesenland hin.

Die Leute gingen auseinander und ihren weit im Gebirge zerstreuten, stillen Wohnstätten zu. Die Schaaren der Kranzjungfrauen waren im Bruckelwirthshause erquickt und weltlicher gesinnt worden, so daß sie — auf ihr züchtiges Zubodenschauen vergessend — miteinander kicherten, tänzelten, sich zutranken und unterlaufend auch ein bischen mit den Burschen schäkerten. So geschah es wohl Einer oder der Anderen, daß sie in ihrem Kranze eine verwegene Hahnenfeder oder eine boshafte Brennnessel vorfand — heimliche Burschenspenden. Allmählich und mit derlei Scherzen und Muthwillen häkelte sich die junge Gesellschaft auseinander. Auch die Toni und die Gregina sollten sich trennen, die seit dem Augenblicke, da sie sich unter dem Hollunderstrauche zusammen gefunden hatten, wie ineinander verwachsen waren.

„Wenn wieder ein Kranzeltag ist, mußt Du wieder herauskommen von Schneewaldbach," sagte die Gregina, „ich geh' mit keiner Andern."

„Der Kranzeltag schert mich nicht," entgegnete die Toni, „ich komm' schon morgen wieder und setz' mich zu Dir in den Kirchenstuhl. Ich mag nicht alleweil beim Vieh bleiben. Da zu Kraden gefallt's mir besser. Du gefallst mir auch gut." Und sie faßte die Gregina fest an beiden Armen: „Du mußt meine Kameradin bleiben!"

Ihr Auge leuchtete ganz seltsam. Das sah Gregina's Vater, der Bärenschütz, und freute sich darüber. Er hatte es gesehen, wie vor der Procession seine Tochter voll Beklommenheit am Hollerstrauch gestanden war, bis sich die Hinterschöpp-Dirn' um sie angenommen hatte. Das fand er so viel brav von der Hinterschöpp-Dirn'; und als er nun auch noch gesehen hatte, wie die beiden Mädchen faustdicke Freundschaft schlossen, da sonst die Gregina nicht das Zeug hatte, sich an

eine Gesellin zu schmiegen, und wie ein armes Waiselein allein und traurig herumschlich — da sagte er zu der Hinterschöpp-Dirn':

„Geh', Toni, was wirst denn heut' den weiten Weg traben bis in's Schneewaldbach hinein und morgen Früh wieder heraus. Das wär' ungeschickter Weis'! Das machst gescheiter. Du bleibst heute bei uns, schlafst bei der Gregina und morgen zur Sonntag-Früh bist bei der Kirchen." Das war der Toni gleich recht und der Gregina noch lieber. Arm in Arm ging die weißgekleidete Tochter des Hinterschöpp mit der neuen Freundin im Blümelrock dem Bärenschützhäuschen zu.

Hinterschöpp, wo ist die Toni?

Beim Nachtmahl im Bärenschütz-Häusel langte die Hinterschöpp-Dirn' wacker zu. Da gab es Salat in Buttermilch und mit Speck gesprenkelt und Kirschen in Suppe gekocht. Insonderheit die Kirschen! die wuchsen nicht d'rin in Schneewaldbach. Der Bärenschütz-Michel eiferte die Toni immer von Neuem zum Zugreifen an, und der Guidl rückte ihr immer von Neuem die Schüssel näher. Der Guidl, der Bärenschütz-Sohn, ein Mensch von neunzehn oder zwanzig Jahren, das war auch so Einer! Dem war es schon recht, daß die junge, herlebige Dirn' im Hause blieb. Er fand es sehr gescheit von seiner Schwester Gregina, daß sie sich diese Kameradin ausgesucht hatte. So eine Kameradin möchte er auch haben.

„Iß Kirschen, Toni!" sagte er und schob ihr die Schüssel zu. — Sauber ist sie! Keck ist sie auch, jetzt wirft sie ihm einen Kirschkern in's Gesicht. Aber schad' um den Mund,

daß er ſo ſchwarz wird bei dem Eſſen. — Wird ſchon wieder roth werden.

„Iß Kirſchen, Toni!"

— Wenn Die auf den Almen d'rin das Vieh hütet — Teufel, da ſollt' Einer doch einmal auf die Alm gehen! — Iſt weit hin. Jetzo hätt' man ſie im Haus. Das tragt ſich nicht oft zu, daß man ſo Eine im Haus hat.

„Iß Kirſchen, Dirndl!"

„Mag nicht mehr," rief ſie, „hackelziehen möcht' ich!" und hielt den gebogenen Zeigefinger der rechten Hand über den Tiſch zum Guidl. Allſogleich hatte auch der Burſche den Finger krumm und hackte an. Man ſollt's gar nicht meinen, was die Hinterſchöpp-Dirn' ſtark iſt, den ganzen Guidl mit Haut und Haar zieht ſie zu ſich herüber, daß er ihr ſchier an die Bruſt fällt, der ungeſchickte Burſch'. Dabei macht er ein ſo gutherziges Geſicht. Sind gar keine üblen Leut', die Bärenſchütz-Leut'.

Und der Guidl denkt: das iſt ein prächtiger Spaß. Die iſt keine Letfeigen, die iſt mir einmal wiff genug. Mit der heb' ich was an!

Als ſie mit der Gregina in die Kammer ging, faßte ſie der Guidl beim Kinn und ſagte: „Schlaf' gut, Dirndl. Aber in unſerem Haus thut's manigmal geiſtern."

„Fürcht' mich nicht!" verſetzte die Toni, „ein guter Geiſt thut mir nichts und ein letzer (ſchwacher) mag mir nichts thun."

„Wenn Dir aber einmal ein Geiſt kommt, der einen Leib bei ſich hat?"

„Der kommt mir grad' recht, den kann man prügeln!"

„Jetzt geht nur, geht, daß Ihr in's Bett kommt!" unterbrach die Bärenſchützin und ſchob die beiden Mädchen

vor sich her über die Bodenstiege hinauf und in die Schlafkammer der Gregina.

Sie bequemten sich, löschten das Kerzenlicht aus, legten sich in's Bett und huben an zu schwätzen. Sie schwätzten von Schneewaldbach und von Kraden, schwätzten vom Viehhalten und vom Kranzeltanz, schwätzten von der Capelle unter den drei Buchen, von den lustigen Burschen im Wirthshaus und vom Blümelrock. Legten sich die Arme um den Nacken, daß sie gegenseitig den warmen Athem fühlten, und schwätzten von anderen Kranzjungfrauen, die heute so fromm gethan, aber dahinter schon Liebschaften hätten. Und da fragte die Gregina ihre Gesponsin, ob sie wohl auch einen Liebhaber möchte? Und da antwortete die Toni, sie möchte keinen; ob die Gregina einen möchte? Die Gregina meinte, sie wisse es nicht.

„Du mußt es recht gut haben," sagte jetzt die Toni.

„Warum meinst es?"

„Weil Du halt nicht so mager bist, als wie ich."

„Sei still!" flüsterte Gregina, hielt den Athem ein und horchte. An der Thür war ein Geräusch gehört worden — aber ganz leise. Die Mädchen verhielten sich mäuschenstill. Die Toni wollte bemerken, daß es wahrscheinlich das Geistern wäre, wovon der Guidl gesprochen habe, aber die Gregina verhielt ihr den Mund.

Als es eine Weil' so still gewesen war, daß man von draußen den Brunnen rieseln gehört hatte, wurde dort langsam die Klinke niedergedrückt und die Thür ging allmählich von der Wand.

Die Mädchen muckſten nicht. Gregina zog in Todesangst noch die Decke über den Kopf. Die Toni starrte zur Thür hin, in der jetzt eine Gestalt erschienen war, die, so viel im

Dunkeln erkenntlich, mit einem Menſchen im Nachtgewand große Aehnlichkeit hatte. Dieſe Geſtalt bewegte ſich jetzt leiſe gegen das Bett, in welchem ſich die Toni halb aufrichtete. — In demſelben Augenblicke entſtand unten im Hauſe Lärm. An's Fenſter pochte es laut, dann rief eine heiſere Stimme herein: „He, Leut', Bärenſchützenleut', iſt meine Tochter, die Toni, nicht da?"

„Wer iſt denn draußen?" fragte der Bärenſchütz.

„Der Hinterſchöpp von Schneewaldbach. Hab' gehört, ihr hättet mir die Dirn' abgefaßt, daß ſie nicht heimkommen iſt."

„Ja freilich, Schöpp, die Toni iſt bei uns im Haus. Sie ſchlaft ſchon, iſt gut aufgehoben."

„Thut Euch nicht grimmen," redete die Bärenſchützin drein, „morgen kommt ſie Euch ſchon wieder heim."

„Auf der Stell' geht ſie mit mir!" rief draußen der Schöpp, „das Zerggen (Vagabundiren) ſollt' ſie ſich angewöhnen, das ging' mir ab! Bärenſchütz, was geht Dich das Mädel an, das gehört heim in's Vaterhaus. Auf der Stell' geht ſie mit!"

„Ho, ho, ho!" brummte es herinnen. „Du biſt ein Töpp. Haben ihr's nur gut meinen wollen — wenn ſie morgen wieder ins Kraden ſoll — daß ſie bei uns bleibt über Nacht. Zu eſſen hat ſie ja auch was kriegt."

„Weiß ich, Bärenſchütz — inſoweit rechtſchaffen von Dir. Aber ich, mußt wiſſen, brauch' eine Ordnung im Haus. Geht ſie heut' nicht heim, bleibt ſie morgen auch aus. Und wer hat ihr's denn geſchafft, daß ſie morgen wieder heraus ſollt' gehen — morgen muß ſie auf die Alm. Geh', Schütz, wenn ſie ſchon ſchlaft, thu' mir den Gefallen und weck' ſie eilends auf."

Mittlerweile war oben in der Kammer der Geist in Menschengestalt schnöde verschwunden, und die Toni hatte gesagt: „Gregina, jetzt ist mein Vater da um mich, jetzt muß ich heimgehen. Auweh!“ Und ledigte die Locke ab, die sich in jene der Gesponsin verwickelt hatte, und stieg aus dem warmen Nest und mußte in die kühle, dunkle Nacht hinaus.

Die Gregina weinte in ihrer einsamen Kammer. Der Guidl verfluchte den Hinterschöpp.

Ein Durstiger und zwei Wildschützen.

Und jetzt gingen sie mit einander nach Hause, aber gar nicht im besten Einvernehmen.

Die Toni trug des Vaters Stock, damit schlug sie zornig an die Steine, das die Funken sprangen.

„Nur noch giftiger, Dirn',“ sagte der Alte, „Deine Giftigkeit ist heut' eine gute Latern'. — Ja, das glaub' ich schon, daß Du gern in fremder Leut' Häuser herumkrauchen thätst. Leid's aber nicht; leid's einzig nicht. Wird noch eine Zeit kommen, wo Du weißt, warum. Und mit den Mädeln gib' Dich schon gar nicht ab, das sag' ich Dir!“

„Mir sind die Burschen auch lieber,“ antwortete die Toni trotzig. „Aber nur die Bärenschütz-Gregina hab' ich so viel gern!“

„Das darf nicht sein, Dirn'!“

„Nicht? Nachher hab' ich sie noch lieber.“

„Unterstehʼ Dich nicht!“

„O, ich unterstehʼ mich!“ fiel sie ihm rasch in's Wort, „justament unterstehʼ ich mich. Und justament, weil's verboten ist, jetzt gehʼ ich zu der Gregina!“

Mit einem Sprunge war ſie über den Weg hinaus und floh davon. Ein paarmal noch ſchimmerte ihr weißes Kleid durch den finſteren Wald her — dann war ſie weg.

Der Hinterſchöpp verfolgte ſie, ſtieß aber immer an Gewurzel und Baumſtämme und kam nicht weiter. Dann ſagte er ſich: „Da haſt es, Schöpp! — Haſt gemeint, im vierzehnten, fünfzehnten Jahr wär Ein's noch Fratz. Jetzund reitet ihn ſchon der Teufel. — Was mir das Kind iſt anders geworden ſeit einem Jahr! 's iſt nicht wie die Mädeln und nicht wie die Buben; wenn ſich das ſo weiter wachſt, da kriegen wir ein Ungeheuer heraus. Weiß mir nimmer zu helfen. —"

Und nahm wieder den Rückweg gegen das Bärenſchützhaus, um vor deſſen Thür die Ankunft der Toni zu erwarten. Als er hinter dem Bruckelwirthshauſe über den Bach ging, hörte er unter der Brücke etwas gröhlen. Er ſah nach und fand den betrunkenen Oberſtockberger im Schlamme liegen.

„Da wälzt ſich die Sau!" ſchrie der Hinterſchöpp, „und ſoll daheim ſein und ſchauen, daß er fertig wird."

„Wer iſt denn da?" lallte der Oberſtockberger, „der Schöpp? Schau', das iſt geſcheit — iſt brav, Schöpp, daß Du mich nicht — willſt im Stich laſſen. Halt alleweil — ein braver Nachbar, Bruder, aber gelt, jetzt hilft mir auf. Greif' an! ſo wohl, ſo wohl. Ja, Sakerment hinein, wo lieg' ich denn? Mein Bett iſt das einzig nicht."

„Beſoffen biſt und im Moraſt liegſt!" ſchrie ihm der Schöpp in's Ohr.

„Wie denn das?" entgegnete der Bauer verwunderlich, „da müßt' ich höchſtens ein Eichtl zu ſtark getrunken haben, anders kunnt's nicht ſein. Ah, der Wirth hat mich aus der Thür geſchoben, hätt' noch Durſt gehabt, aber kein Geld, keinen

Knopf Geld, muß ich Dir ſagen. Geh', Hinterſchöpp, kauf' mir mein Haus ab, auf der Stell' kauf' mir's ab. — Eh', das iſt Dir ſchon ein hölliſcher Durſt!"

„So trink' Waſſer, Narr, liegſt ja im Bach!"

„Pfui Teufel! — In's Wirthshaus will ich. Schöpp, thu' mir den Gefallen aus Chriſtenlieb' — trag' mich und hilf mir mein Haus verſaufen."

So träge war ihm die Zunge ſchon, daß er im Wort „verkaufen" das ſ in Gottesnamen für ein k gelten ließ.

Wenn jetzt nur der Waldherr da wär'! flehte der Schöpp in ſeinem Innern. Dabei fiel ihm ein: kauf' es ſelber, 'leicht machſt ein Geſchäft. Narr, wenn Du Geld haſt und es ſelber kannſt kaufen, hernachen biſt Großbauer und brauchſt gar nicht auszuwandern. Halt, auswandern mußt noch — da thut's es nimmer. Eine Heirat hätt' Alles können gleichen. Jetzt heißt's früher abwickeln. Na, will ſchauen, was zu machen iſt.

Im Wirthshauſe ging's noch luſtig zu, wie es in Nächten, die zwiſchen zwei Feiertagen liegen, der Brauch iſt. Der Schöpp ſchleppte den Oberſtockberger hinein, kaufte vor lachenden Zeugen die ganze Oberſtockberger Wirthſchaft um einen Spottpreis. Drei Fünferſcheine — die waren ſeine ganze Baarſchaft — die gab er als D'rangeld. Und dem Andern war heute eben nur um's Drangeld zu thun. 's war ein bitterlicher Durſt!

Der Hinterſchöpp blieb hübſch nüchtern, der mußte ja morgen früh auf und zum Waldherrn gehen und ſeine zwei Bauerngründe verkaufen. — Da ſchaut ein Profitel heraus. Hernachen taucht er an in's Lehviertel hinüber, und die Wurſt iſt abgebunden. — Juſt daß ich zurecht kommen bin. Ei na, wie das iſt gut geweſen, der Dirn' ihr Davonlaufen. Daß ich aber jetzt ſchau', wo der Drach' ſteckt!

Er hatte sich noch einmal angemeldet im Bärenschützhäusel, stand hernach die ganze Nacht vor der Thür und wartete auf die Toni. Und als der Morgen aufging und die Leute aus ihren Betten krochen, lachten sie ihn aus. Die Dirn' war nicht da; und als er in's Schneewaldbach kam, war sie auch dort nicht.

Zur Zeit, als unten die Sonntagsglocken klangen, ging sie oben auf der Alm herum, jagte in Uebermuth das Vieh hin und wieder, trillerte und jauchzte und aß Heidelbeeren. Da zog sie auch das Gewehr aus dem hohlen Baum, um dem Tibur zu Ehren einen Schuß loszuknallen auf einen Hasen. War aber keiner mehr im Rohr. Trotzdem stolzirte sie mit dem Stutzen auf dem Rücken über die Matten. Und als der Jäger-Pepp heranstieg, konnte er sich gar nicht genug verwundern über die Jungfrau im weißen Kleide, auf den zerrissenen Locken noch einen Fetzen vom Kranze und am Rücken das Schußgewehr.

Er rief ihr zu: „Wenn Du etwan vielleicht zufällig keinen Waffenpaß haben solltest, so wäre es eigentlich wohl so zu sagen verboten, daß ich Dir zufällig mit dem Schußprügel begegne."

„Für das einemal soll's nachgesehen sein," trumpfte das Mädchen des Alten schlechte Ausdrucksweise ab.

„'s müßt' nur möglicherweise sein, daß Du etwan vielleicht mit dem Kugelstutzen Deinen grünen Kranz wollteſt vertheidigen. Dirndl, das wär' rechtschaffen brav."

Sie sah ihn trotzig an.

„Und auch selbunder nicht, daß es passiren dürft'. Mag wohl sein, Dirndl, daß ich Dich höflich frag', wieso Du zum Kugelstutzen kommst?

Sie verweigerte ihm die Antwort.

„Bist Du nicht die Hinterschöppisch'? Kenn' Dich ja, ein kreuzbrav Mädl. Mußt schon so gut sein und mußt Dir den Weg gefallen lassen nach Kraden abi. Brauchst nicht allein zu gehen, daß Dir etwan vielleicht die Zeit thät' lang werden. Geh' schon mit Dir. Und den Gefallen thust mir, Hinterschöpp-Dirn', die Büchsen tragst selber; ein Eichtl, wenn Du magst, zeig's her, ob sie etwan vielleicht Pulver und Blei im Bauch hat. Nicht? Ist schon recht jetzt; aber Faxen machst mir keine, Dirndl, gelt! Ungern thät' ich's, daß ich Dir mit einem Strickel die Händ' sollt' übereinanderlegen. Beim Ortsrichter unten machst uns nachher den Spaß und verzählst, wie närrisch das ist zugegangen, daß ich auf Deinem schneeweißen Buckel eine Büchsen hab' gefunden."

Und mit feinster Manier trieb der alte Jäger die Toni wie einen Wildschützen hinab nach Kraden, und so hat die Hinterschöpp-Dirn' dem Tibur das ihm entrissene Gewehr wieder in's Haus gebracht.

Der Tibur war todtenblaß, als er das Mädchen mit seinem Stutzen vor seinem Vater, dem Ortsvorstande, stehen sah. Aber die Toni sagte nichts aus; sie gab an, sie hätte das Gewehr oben auf der Alm in einem hohlen Ahorn gefunden und sie hätte den Baum nicht gefragt, wer es hätte hineingesteckt.

Jedenfalls — deß kam man überein — ist es ein Wildschützenstutzen und hat derselbe dieweilen beim Ortsvorstande zu verbleiben.

Und in einer der nächsten Nächte darauf ist der Tibur mit seinem Stutzen wieder auf die Pürsch gegangen. Und hatte unterwegs gedacht: Das ist doch ein verschwammelts Mädel; jetzt weil sie mich nicht verrathen hat, bin ich erst recht in sie verschossen.

Uebrigens hatte der Tibur kein Glück mehr auf seinen wilden Jagden. Er hätte sonst leicht lachen gehabt. Er war gerade im letzten der „rekrutenpflichtigen Jahre", deren dazumal viel mehr gewesen, als heute sind. Er war nicht mehr im Stellungsbrief, sollte entschlüpfen. Denn sein Vater war Ortsvorstand, ein wohlhabender und angesehener Mann; und solche Leute hatten zur damaligen Zeit stets das Unglück, engbrüstige, kurzsichtige, schwerhörige, plattfüßige, steckropfige, oder sonst wie kränkliche Söhne zu haben. Armer Leute Burschen waren ganz andere Kerle, die taugten fast Alle für's Soldatenleben. Der arme Tibur, der war plattfüßig und hatte noch dazu an der linken Seite, knapp neben der untersten Rippe eine Stelle, da that's ihm oft schrecklich weh.

Leider Gottes — ist untauglich.

So bedauerlich war's bis heute — bis an den Tag, da ihn der höfliche Jäger-Pepp, welcher die Toni nach Kraden gebracht hatte, ebenfalls als Wildschützen nach Kraden brachte. Der Jäger-Pepp, na, der war besserer Meinung.

„Hab' meiner Tage gar Keinen gesehen," berichtete er, „der etwan vielleicht so prächtig laufen kunnt, wie der Herr Tiburius. Und daß der einen Plattfuß sollt' haben, mag der Christenmensch platterdings nicht glauben."

Laut ist's worden und für die nächste Assentirung ist der Tibur bei den Stellungspflichtigen.

Der alte Ortsvorstand sprach klein verzagt mit dem Herrn Militärarzt: Ob ihm, dem Tibur, das Fleckel auf der linken Seite, das ihm oftmals gar so viel höllisch weh thut, nicht noch einmal kunnt hinweghelfen, wenn man einen Hunderter thät' d'rauflegen?

Der Arzt zuckte die Achsel. Und wenn ein Militärarzt einmal die Achsel zuckt, hernachen hilft auch kein solch' Plaster mehr.

Der Waldherr und Jagdeigenthümer haben die Geschichte vom Wildschützen gehört, da ist all' umsonst, der Bursch' muß zur Stellung.

Recrutenstreiche.

Wird aber nicht betrübt hergehen, denn es sind die Lustigsten dabei, dies Jahr. An die zwölf sind von Kraden und drei von Schneewaldbach heraus. Es wären mehr, aber ein paar sind seit den letzten Monaten abhanden gekommen. Sie leben irgendwo in den hintersten Winkeln und vermeinen sich fortbringen zu können in der Armseligkeit, und die Uebereiter würden sie nicht finden. Ihnen ist die schwere Gefangenschaft der Verbannung, die sie sich selbst auferlegt haben, lieber, als wie die Knechtschaft beim Militär. Aber der Bärenschütz-Guidl sagt: „Just, weil sie das Soldatenleben gar so viel fürchten, just desweg' freu' ich mich d'rauf. Daheim ist auch eine Noth und überall, und da ist mir schon der sauerste Essig der liebste."

Der Guidl ist eben auch bei den Recruten, und deß weinet seine Schwester Gregina schon seit fünf Wochen. Ach, bisher hatte sie gemeint, der Blümelrock am Kranzeltag sei der größte Schmerz auf der Welt. Jetzt wollte sie gern in alle Ewigkeit einen Blümelrock tragen, müßt' nur ihr Bruder nicht zu den Soldaten.

Je größer zu damaliger Zeit die Angst und Furcht vor dem Militärdienst gewesen ist, desto lauter und wilder waren die Gelage und Lustbarkeiten, welche die Recruten vor der Stellung und Einrückung anstellten. Es gab ja Zeiten, in welchen die bei der Assentirung Gebliebenen gar nicht mehr heimgehen durften, um ihre Angelegenheit zu ordnen, um

sich zu beurlauben, sondern allsogleich nach der Abstellung eingesperrt und bewacht wurden, um nach Schluß der Assentirung forttransportirt zu werden zum Knechteleben im fremden Land. Den Glücklichen, den Hinkenden, Einäugigen, Kropfigen, Buckeligen, den Taubstummen und den Zwergen — den Glücklichen mit einem Worte wurde bei ihrem Austritte von den wachehabenden Soldaten das Bajonett an die Brust gesetzt: „Geld her! Trinkgeld her!" Die Heimkehrenden gaben gern und in angstvoller Hast den letzten Knopf und flohen, und plünderten unterwegs die Wirthshäuser und machten die Wege unsicher und kamen erst wieder zur gewohnten Ruhe daheim in ihrer häuslichen Drangsal. Und die Gebliebenen verschlemmten im Kasernenhofe das Geld und hielten, in wüstem Taumel Wuth und Weh erstickend, ihr Henkermahl, ehe ihnen die Ketten eines tyrannischen Reglements an den Leib geschmiedet wurden.

So war die ganze Recrutirung eine tolle Reihe von Zechereien, grobem Schabernack, wilden Hetzen, vor welchen Niemand sicher war. Die Obrigkeit drückte ein Auge zu. Begeisterung machen! hieß es, und in der Begeisterung „für Kaiser und Vaterland" wurden die jungen Horden oft ein Schrecken einzelner Theile des Vaterlandes.

Schon ein paar Tage vor der Assentirung hatten sich die Recruten von Kraden und Schneewaldbach beim Bruckelwirth zum ersten Gelage zusammengethan.

Das Weinfaß wurde in die Stube gestellt. Der Eggstammer Simon legte sich in seinem Uebermuthe sofort rücklings auf den Fußboden hin und hielt seinen großen Mund unter die Pippe, unter welche der Wirth sonst sein Schüsselchen zu stellen pflegt, um die absickernden Tropfen aufzufangen, aber die absickernden Tropfen, die gaben dem Eggstammerischen

all' nicht naß genug, und er drehte ein wenig, daß ein kleines Brünnlein 'mälich in seine Gurgel hinein rieselte. Kaum hatte er Zeit, dasselbe recht genießend zwischen Zunge und Gaumen zu leiten, weil der liebe Athem auch seinen Weg haben wollte. Da sprang der Krähreiterische hinzu: „Simmerl, Simmerl, Du mußt ja verdursten!" sprach's und drehte die Pippe um, daß die ganze Fluth des Weines dem Burschen in den Mund schoß. Der wollte sich verschieben, aber die johlenden Kerle hielten ihn am Boden fest und ließen es quirlen und gurgeln und der Wein schoß über das Gesicht hinaus und über den staubigen Fußboden hin.

„Eselsleut', er muß ja derstickten?" rief der Bärenschütz-Guidl, sprang hinzu und riß den Simon hintan. — Es war schier zu spät gewesen, der dumm' Lotter drehte die Augen schreckhaft über und rührte sich nicht mehr. Auf den Kopf stellen ließ er sich, ehvor er anhub, wieder zu röcheln. Dann schleppten sie ihn in eine Stallkammer auf's Stroh.

Das war das erste Stücklein gewesen; hierauf wurde Etwelches gesungen. Als in der Begeisterung für

„Den Kaiser seinen Mann,
Für den Herrn Soldaten"

ein Fenster in Scherben ging und der Wirth dagegen Einwand erhob, huben ihrer Etliche diesen selben Wirth vom Erdboden auf, steckten ihn durch's Fenster und keilten ihn in demselben fest. So oft des Armen Kopf draußen auf der Gasse den Hilferuf ausstieß, thaten sie einem jener Theile seines Körpers, die noch in der Stube waren, was an. Die Weibsleute hatten sich Alle geflüchtet. Ein paar der Bursche hatten ihre Mädchen bei sich, aber mit diesen war nichts zu machen, sie wollten sich der Lustbarkeit nicht begeben, sie hielten, je ausgelassener ihre Gesellen waren, die Sacktücher

vor das Geſicht und ſchluchzten. Sahen ſie doch bereits im Geiſte ihre Liebhaber von allem Nöthigen entblößt unter dem Maße ſtehen: lang genug, ſtark genug, kerzeng'rad gewachſen, über und über prächtiger Burſch' — tauglich!

Und mußten dann den angeſtammten Liebhaber entbehren, elf oder vierzehn Jahr' lang, oder noch länger, oder — immer! Wo iſt denn daheim gleich wieder Einer, der ſo proper wär'? Und da ſollt' Eine nicht verzagt ſein?

Einer der Burſchen, es war der Geſcheiteren einer, rief darob aus: „Ihr latſchigen Weiberleut', mit Eurem verſchwefelten Verzagtſein macht's Einen ganz verzagt. Die Flennerei können wir nicht brauchen dahier; wärt's lieber daheim verblieben!"

„Da iſt Euch die Hinterſchöpp-Dirn' ein biſſel eine Andere!"

„Saggra-Michel! Buben, wenn wir die Hinterſchöpp-Dirn' da hätten!"

„Iſt uns viel zu hoch oben. Zu hinterſt auf der Alm, und reitet auf einem jungen Gamsbock um."

Sprang der Bärenſchütz-Guidl auf den Tiſch: „Was krieg' ich, wenn ich ſie bring'?"

„Mitſammt dem Bock? den ſollſt haben. Die Dirn' gehört unſer."

„Geſcheiterweis. Was krieg' ich, wenn ich ſie bring'?!"

„Zu ſaufen, ſo viel Du magſt. Kreuz-Fix-Himmel und Erden, Bärenſchütz-Guidl, wenn Du uns heut' die Hinterſchöpp-Dirn' in's Haus bringſt, hernachen biſt kein heuriger Has, hernachen biſt ein dreidoppelter Teufelskerl mit Eſſig und Oel!"

Der Guidl riß ſeinen Janker vom Nagel — denn in Hemdärmeln waren ſie Alle — und ſchrie: „Um die Zwiſchenlichtenzeit ſind wir da!" und war fort.

Die verdrossenen Weibsbilder fühlten sich auf diese Sach' noch mehr verdrossen und stahlen sich davon, in der unerschütterlichsten Absicht, am Abend um die Zwischenlichtenzeit wieder zu kommen. Es war arg genug, daß man so junge Leut' ohne Aufsicht in wenigen Tagen schon ziehen lassen mußte in die weite Welt.

Und der Wirth — o Heiland, daß wir den so lang' stecken lassen im Fenster! Kein Erbarmen wär' gewesen, aber das Faß war leer, und sie wußten den Schlüssel zum Keller nicht. Also wurde er befreit, halb weinend, halb lachend fluchte er ihnen in's Gesicht und ging um Wein.

Dieweilen ein grobes Geschrei vor dem Hause, die Wand dröhnte, als würden Holzbündel an sie geworfen. „Heut' halten wir Rechnung ab, verfluchter Spatzenschütz!" rief eine Stimme, da sprang schon der Thürhaken heraus, und in die Stube taumelten, ineinander zu einem Knäuel verschlungen und verbissen, der Tibur und der herrschaftliche Jäger-Pepp.

„Da — da," schnaufte der Tibur, „bring' ich den Galgenstrick, der mich hat eingeritten, den nageln wir heut' auf den Tisch!"

„Auf den Tisch nageln, her mit ihm, auf den Tisch nageln!" schrie Alles. Denn dem herrschaftlichen Jäger war Keiner gewogen; die meisten waren Wildschützen, und wenn auf der Weid' der Wildhüter Herr ist, hier im Wirthshaus ist's der Recrut, der kein Civilgesetz mehr achtet, weil er schon Soldat zu sein glaubt, und der kein Militärgericht zu fürchten hat, weil er noch nicht in seinem Bereiche ist. Die Gemeindepolizei möchte sich auch wohlweislich hüten, mit den übermüthigen Jungen anzubinden, und so erbietet sich für diese keine bessere Zeit und Gelegenheit ihren Muthwillen

auszulassen, und wenn sie einen Feind haben, ihre Rache zu üben — als die Tage vor der Assentirung. Da geht nichts sicher, es mag männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechtes sein, und der alte Jäger war sehr unbedachtsam, heute durch Kraden und am Wirthshause vorüberzugehen, wo ihn der Tibur abfing und unter die Zecher schleppte.

„Nägel her, Wirth!"

„Das lass' ich nicht angehen. In meinem Haus wird Keiner genagelt!"

„So ziehen wir die Nägel aus den Dachbrettern heraus!" Und hatten schon die Beißzange zuweg

„Ich bitt' Euch, liebe, brave Leutel," flehte der Wirth, „thut's mich verschonen. Geht's zum Lindenwirth hinab, der hat schon Heurigen im Keller!"

Unglückselig war's, wie sie jetzt über ihn herfielen: „Sonst schaut Dir der grüngelbe Neid bei Deinen Glotzern heraus, wenn Einer zum Lindenwirth steigt. Aber halt so etlich' Kaiserbuben, Vaterlandswachter, die ihren beineigenen Schädel müssen hintragen dafür, daß Dir der Franzos das Haus nicht über dem Kopf anzünden kann — die möcht'st freilich hinausschmeißen und zum Lindenwirth schicken, weil Du etwan meinst, sie hätten kein Geld! Bruckelwirth, Dich kaufen wir noch, das verlaß' Dich!"

Mittlerweile hatte sich die Nägellade gefunden. Der Jäger wehrte sich mit Händen und Füßen, meinte dabei zu Trost, „sie thäten etwan vielleicht doch nur ein Eichtl Spaß machen!" — Da lag er schon hingestreckt auf den langen Tisch, und zu Händen und Füßen, an den Seiten und an den Schultern wurden unter vielfältigem Geknatter die Nägel durch die Kleidungsstücke geschlagen.

Nach fünf Minuten war er mit ausgespreizten Vieren derart auf den Tisch genagelt, daß er trotz seines Fluchens und Zappelns machtlos dalag.

„So nagelt man die Geier an die Wand!" riefen sie und trugen den Tisch in's Freie und stellten ihn auf die Gasse. Dort höhnten sie ihn noch, daß er sich draus „doch etwan vielleicht nicht allzuviel machen soll," 's wär' ein Wildschützenspaß.

Und kehrten zu ihrem Weingelage zurück.

Als der Tibur hörte, die Hinterschöpp-Dirn' komme, regte sich sein Rachegelüste auf's Neue. — Sie habe ihn zwar nicht verrathen, als sie sein Gewehr in's Haus zum Richter brachte, aber sie sei eigentlich doch die Schuld an Allem. Daß sie ihm wie einem Schulbuben den Stutzen hat weggenommen, das bleibt extra aufgemerkt, das muß sie noch fressen. Aber wesweg' muß sie den verfluchten Prügel wieder herfür und in's Haus schleppen? Ansonst' wär' Alles ausgeblieben. Hat er kein Gewehr, so kann er nicht jagen, wird ihn der Jäger nicht in die Assentirung hetzen. Daß er Soldatenhund muß sein jetzund, nicht daheimbleiben und heiraten auf des Vaters Haus, derschossen kann werden auf dem Feld, wer ist die Schuld, als wie die Hinterschöppisch'? Na, die mag sich g'freuen! — Wer nur stets so folgerichtig denken möcht', wie der Tiburius, der ehleibliche Sohn des Vorstandes von Kraden!

Der Wirth, da er sah, die unheimlichen Gäste wären sobald noch nicht aus dem Hause zu bringen, suchte mit denselben wieder auf Freundschaft zu kommen. Er wollte, und zwar auf eigene Rechnung und Gefahr, Glühwein kochen.

„Ist ein kreuzbraver Gedanken, Bruckelwirth; 'leicht wirst doch noch einmal so gescheit wie ein Kalb in der Kuh, aber weißt, den Glühwein, den saufen wir, bis der Bärenschütz da ist mit der Hinterschöpp-Dirn'!"

Und der gute Bruckelwirth hätte ihnen gerade vor Ankunft des Almmädchens mit dem feurigen Trank gern den Rest gegeben. Er hätte den Gekreuzigten gern befreit, er hätte die Toni gern gewarnt, aber die Recruten ließen ihn nicht aus dem Hause. Da meinte er, es versuchen zu sollen, sie anderswie zu zerstreuen. Er war Soldat gewesen und begann von seinen Feldzügen zu sprechen; sie meinten, das würden sie schon selber erfahren und wären keine Kinder, denen man es beim Ofen erzählt. Er hub von den Merkwürdigkeiten und Lustbarkeiten der großen Städte an. — „Da giebt's ein bissel Häuser und Kirchen! Und die Laster (Menge) Rösser! Und das Musiciren überall, daß es schon ein Unsinn ist vor lauter Herrlichkeit. Her nachen das Kanoniren, wenn eine Generalsleich' ist. Und nun, wenn Ihr hineinkommt's, nu könnt's Einen henken sehen!"

„Einen General?"

„Halbnarren! einen Spitzbuben. Der alt' Schauderer wird g'henkt."

„Das kunnt ja der Hausirer, der Holzschüsseltrager sein," versetzte der Nüchternsten Einer, „der mit seiner Krazen auch in Zeit und Weil zu Kraden herumsteigt."

„Auf's Haar derselbig'. Wird gehenkt, steht schon in der Neuzeitung."

„Der alt' Schauderer? Daß der sollt' glanggeln (baumeln)? Möcht' wissen wegen was? Wenn ich so ein rechtschaff'ner Lugner bin als wie der alt' Fuchsbartel, da bin ich bei den angesehensten Leuten zu erfragen und nicht bei den Schelmen am Strick. Bei einem Menschen wie der Schauderer, wenn er gehenkt wird, kann man wohl sagen, er ist selber d'ran schuldig."

Der Spintiſirer und Recrut wär' in ſeiner Betrachtung fortgefahren, wurde aber von den Anderen arg überſchrieen.

„Jetzt auf der Stell' verzähl's, Wirth, warum der Schauderer wird gehenkt! Sind gute Freund' allzwei, und das haben wir vornächſt Jahr beim Lindenwirth — hörſt, Bruckelwirth! — beim Lindenwirth erſt ausgemacht: Er iſt bei meiner Hochzeit und ich bei ſeinem Henken. Soll der Spaß Ernſt werden? Dem wird was grauſen!"

„Weißt was, Wirth, ſo mach's her!"

„Dir ſchon nicht, Du Krähreiteriſcher!" ſagte der Bruckelwirth, „Du biſt der Erſt' geweſen der mich in's Fenſter hat g'ſteckt. Na, na, Spaß verſteht Einer ja."

Er war ſehr froh, daß ſich der Sturm ein wenig legte; Die Burſchen waren ja ſchier ſelbſt erſchöpft vor all' dem Uebermuth, den ſie ſchon getrieben, und mußten ſich ſammeln für das, ſo ſie noch vorhatten. Auch kannte Jeder den Schauderer, der öfters in die Gegend kam und ſich durch ſeine erſtunkenen Geſchichten, die er zum Beſten gab, und durch ſeine poſſirlichen Spitzbübereien einer gewiſſen Beliebtheit erfreute. Mit dem Schauderer unterhielt ſich Jeder gern, aber trauen that ihm Keiner. Zwar — außer einem Schafdiebſtahl ließ ſich nichts Erkleckliches gegen ihn aufbringen. Aber man mußte ihn nur reden hören, ſo war man ſich klar: für Den iſt kein Galgen zu hoch. Den erwähnten Schafdiebſtahl wollten ihm die Herren übrigens gar nicht zuſchreiben, denn die Angaben ſtimmten nicht. Der Schauderer, nachdem er die Sache überhaupt eingeſtanden hatte, behauptete, der Schafe zwei geſtohlen zu haben, während der Beſchädigte im Stande war zu beweiſen, daß ihm nur eines fehle. Nach heftigen Proteſten mußte ſich der Schauderer endlich für blos eines

bekennen und darob fünf Monate lang sitzen. Als er nach vollzogener Sühne wieder zurückkam, sagte er: „Jetzo da ich so lang' hab' müssen kuschen, gereut's mich bis auf's letzte Haar, daß ich von den Schafen auch das Eine nicht hab' gestohlen. Aber ich thu' was, und Ihr werdet's erfahren, Leut', die fünf Monat' bring' ich mir noch ein."

Außerdem gab es Manchen, der mit dem Schauderer so oder so im Bunde gewesen. Dem Wildschützen wußte er Schießpulver zu verschaffen, dem Arsenikesser Hüttenrauch; irgend einem Andern war darum zu thun, den oder den Haushund unschädlich zu machen — der Schauderer that's; oder Einem lag's im Plan, irgend ein Gerücht auszusprengen, der Schauderer besorgte es. Oder es war sonst ein Schabernack, eine Spitzbüberei auszuführen — der alte Hausirer war zu Allem bereit. Und hernach, wenn er dem Fischer Forellen aus dem Behälter stahl, sprengte er, um den Verdacht von sich abzulenken, aus, er hätte in derselben Nacht eine Tagreise weit weg einem reichen Bauer die Kleidertruhen ausgeplündert.

So gab's allerlei mit dem alten Holzwaarenschnitzer und Hausirer, und so thaten die Zecher jetzt die Ohren auf, um zu hören, für welche seiner Schandthaten man ihn eigentlich jetzt auf einmal henken wolle.

„Ja!" sagte der Bruckelwirth, „wissen thut man's wohl. Aber ihr hundsjungen Bübeln. Der Schauderer ist eppas früher aufgestanden! Ehvor einer von Euch noch in die Welt hat guckt, hat Der seinen Mann schon um's Leben gebracht!"

„Oho, umbracht hätt' er Einen?"

„Ja, Leutl, in's Fenster gesteckt ist der Bruckelwirth leicht, aber ob's Einer weiß, was er kann derzählen, das ist eine andere Frag'!"

„Jetzt aber geſcheiterweis," ſagte ein Beſonnener, „voreh' bringſt ein Kerzenlicht und nachher wollen wir ein Eichtl Fried' geben und wollen loſen (horchen)."

Mit ſchwerer Müh', daß ſie einverſtanden waren. Dann ſprach der Wirth:

„Vom Keſſelſee in der Schlein geht's her — — na ja, der hinter dem Dreiwaſenberg liegt, ſeid's Einer oder der Andere gewiß ſchon kirchfahrten dort geweſen. Bei demſelbigen See iſt vor etlichen dreißig Jahren, was weiß ich, ein junger Holzknecht verloren gangen. Iſt ſelbig Zeit viel die Red' geweſen von ihm, aber was ihm denn widerfahren iſt, das hat kein Menſch ſagen können. Sein Hut iſt gefunden worden beim Waſſer. Die Geſchicht' iſt nach und nach vergeſſen worden, und jetzt auf einmal iſt's laut: Der Schauderer hat ihn umbracht."

„Die Weiberleut' ſind da!" rief der Tibur, der beim Fenſter ſaß, und ſie johlten zur Thür hinaus.

Muß jetzt freilich wohl ſtill ſein, der Bruckelwirth, mit ſeiner Mordsgeſchichte, muß eilends Glühwein kochen gehen. Die Weiberleut' ſind da!

Der Guidl bringt die Hinterſchöpp-Dirn'.

Der Bärenſchütz-Guidl war ihr gerade recht gekommen auf die Alm.

Es war ihr uneben, der Toni, und ſie wußte eigentlich nicht warum. Die Luſtigkeit war weg. Und eine Unruhe war da, gerade als ob was Arges in der Nähe! Ihr Vater war recht mieſelſüchtig (mißlaunig) letzt' Zeit her, und die Schraglin auch. Das Mädchen hatte ſchon lange gemerkt, daß die Zweie

miteinander eine Heimlichkeit hätten, und war ihr ſogar vorgekommen, als ginge dieſe Heimlichkeit ſie — die Toni — an. Wenn ſie nun daran dachte, daß der einzige Menſch, den ſie auf der Welt hatte, ihr bluteigener Vater, es mit einer Fremden hielt, dem ſein Kind nur zum Aerger und Gram war, der gegen dieſes Kind noch was Abſonderliches im Hinterhalt führte — da war es aus mit ihrem Uebermuth. Indeß war es die letzte Zeit her auch ein Anderes, was ſie beunruhigte. Aber was? Sie wußte es nicht. Bisweilen that es ſich heraus, als wie wenn es mit den Bärenſchützleuten zuſammenhinge. Der Burſch' da, der Guidl! Hernachen die Gregina! Warum daß ſie kein Mannsbild iſt und daß ſie nicht halten darf mit dem Burſchen? Das wäre doch ein Leben! — Ja, ja, hält's eh' ſchon zu viel mit den Buben! Den Vorwurf muß ſie ſich von mancher Seite gefallen laſſen. Ein Mädel in dieſen Jahren muß ſchön züchtig ſein, ſonſt geht's nicht gut aus. Es kommt ihr ſelber ſo vor, wenn ſie die Gregina betrachtet, und Andere. Aber warum ſagt der Vater, daß ſie fortweg ſollt' zu den Burſchen ſtehen? Wie die Gregina ſollt' ſie ſein, das ſieht ſie ſelber, ſo ſchön ſtill und ſittſam, ſo ſchön klug und warmherzig. Das kann ſie nicht, Jeſus Maria, das kann ſie nicht! Warmherzig könnt' ſie ſchon ſein, aber da iſt ihr gleich ſo heiß und wild, und will's hinausſchreien nach Kraden ſo laut, daß es die Bärenſchützleut' hören. Und das ſoll' ſich für ſo ein Mädel ſchon wieder nicht ſchicken. Sie iſt ſo wie in einem Nebel d'rin und hat nichts als das liebe Vieh. Und wenn ſie dem Vieh zuſchaut, da kommt ſie oftmals in's Simuliren, da wird ihr angſt und bang und da däucht ihr, ſie wäre närriſch. Dann wieder lacht ſie ſich aus, Vieh und Menſch iſt ja ein großer Unterſchied. — Daß ſie nur einen recht guten Kameraden hätt',

dem sie's kunnt sagen. Sie möcht' nur wissen, was die Gregina meint. Aber letztlich einmal, da hat sie — die Toni — davon mit ihr anheben wollen zu sprechen, ist ihr aber wieder so viel angst und bang worden. Und die Gregina lacht auf einmal d'rein: Herr Jeßtl, Toni, Dir wachst ja mitten im Gesicht ein Haar heraus! — Das ginge ihr just noch ab, daß sie so häßlich würde wie ein Mannsbild! — Wenn der Guidl ein gescheit' Wörtel mit sich reden ließe! Aber der ist gleich so viel anhabig. Wie die Buben schon sind: Fingerhackeln, Halsen und Busseln und lauter so Sachen. — Dazu ist sie nicht allemal aufgelegt. Wenn so gar nichts stimmt auf der Welt! Da ist Einem ja ganz taumelig! — Hernachen wird sie plötzlich wie wüthend und will die Kleider zerreißen, die sie am Leibe hat, und schließlich giebt es doch immer wieder nur Ein Mittel gegen solche Flausen: schreien, jauchzen so viel sie vom Mund kann bringen, springen über Stock und Stein, den Thieren nachjagen und auf dem Ziegenbock hinrasen über die Alm. —

Als nun der Guidl zu ihr auf die Alm gekommen war, fand er sie im Moose sitzen und sich den Kopf verbinden. Eben hatte sie ihr zottiger und gehörnter Hengst in einem unbeachteten Momente auf die Baumwurzeln hingeschleudert, wobei der Kopf zu einem Loche kam. Sie lachte darüber: das närrische und rebellische Blut käme heraus, das wäre schon recht.

„O Du liebe, blutige Hinterschöpp-Dirn'," so redete sie der lustige Guidl an, „jetzund bin ich da um Dich. Du weißt, morgen marschiren wir, und heut' kommen wir beim Bruckelwirth zusammen. Jeder hat seine Liebste bei sich und Du mußt mit mir. Die Gregina kommt auch." — Ist recht, denkt sie, 'leicht, wenn ich einen Liebsten hab' wie die andern Mädel, daß ich ein Eichtl gescheiter wär'. Noth thät's.

Ob ſie es ſeinetweg that oder der Gregina wegen, ſie wußte es nicht, ſie ging mit. Das Vieh vertreibt ſich ſchon allein die Zeit, und verlaufen thut es ſich auch nimmer jetzt im Spätherbſt.

Und gingen mitſammen, Arm in Arm ſpringend, hüpfend, ſingend, lachend. Die Toni war kaum um eine Fingerbreite kürzer, als der Guidl.

„Schade," ſagte ſie, „daß man die Mädl nicht brauchen kann beim Militär."

„O ja!" rief der Guidl, „Makadenterinnen. — Geh' mit, Toni! Spaß und Ernſt, geh' mit!"

„Iſt mir nichts um!" ſchlug ſie ein, „geht die Gregina, ſo geh' ich auch." —

Es dunkelte ſchon, als ſie in's Kraden kamen, und Alles lag im grauen, feuchten Herbſtnebel. Die beleuchteten Fenſter beim Bruckelwirth zogen röthliche Bänder in den Nebel hinein. Ein ſolches Band fiel auf den Tiſch, der im Freien ſtand.

„Guidl," flüſterte die Toni und ſtieß ihn mit dem Arm, „da liegt Einer!"

„Gewißlich ein Beſoffener. He, Kamerad, hat's Dich erwiſcht? Zippelt und zappelt und kann nimmer auf!"

„O je, o je, der iſt ja angenagelt über und über!"

„Höllteufel, Dirn', Du haſt recht, der iſt angenagelt. Das iſt der Jäger-Pepp. Hi, das haben ihm die Buben gethan."

„Um Himmelswillen, Leut', thut's mich erlöſen!" wimmerte der ausgeſpannte Mann.

„Gelt," raunte ihm der Bärenſchütz-Guidl zu, „jetzt biſt einmal eingegangen! Halt alleweil zu ſcharf biſt geweſen, alter Pepp, auf die Wildſchützen."

„Helfen wir ihm aus," ſagte die Toni. „Die Narren ſind' im Stand und ließen ihn liegen die ganze Nacht. Kalt iſt's auch. Laſſen wir ihn los."

„Möcht' wiſſen wie? Beißzang' iſt keine da und um meine Zähn' thut's mir leid, daß ich damit die Nägel wollt 'rausziehen."

„So ſchneidet mir die Kleider vom Leib," ſchlug der Jäger vor.

„Eh', wirſt mutternackt heimlaufen! Ein Eichtl Geduld, vernagelter Jäger-Pepp!" Der Guidl ging hinauf in ſein Haus und holte eine Zange.

Mittlerweile ſtand die Toni bei dem Angenagelten und hatte Mitleid mit ihm.

„Hinterſchöpp-Dirn'!" klagte er, „dieſe Buben ſind ärger als die Teufel. Laß Du Dich nicht ein mit ihnen, geh' heim."

„O!" ſagte das Mädchen, „ſchon lang' nicht, daß ich mich vor den Buben thät' fürchten. Und ſo was ließ' ich mir nicht anthun, voreh' ging ich mit dem Meſſer los!"

Bald war der Guidl mit der Zange da und nun befreiten ſie den Mann aus ſeiner argen Lage. In ſeinen durchlöcherten Kleidern rannte er knirſchend davon: „Keinen treib' ich mehr auf's Gericht, wenn ich ihn beim Wildern treffe, Jeden brenn' ich nieder auf der Stell'!" Mit dieſem Vorſatze eilte der Jäger-Pepp ſeinen Wäldern zu.

Um das Bruckelwirthshaus ſchlichen und lauerten die Mädchen wie hungrige Katzen um den heißen Brei. Da ſahen ſie den Guidl kommen mit der Toni. Sogleich ſchloſſen ſie ſich an, und als der Guidl zwinkernd und mit den Fingern ſchnalzend in die Stube trat, folgte ihm ein ganzes Rudel junger Weibsbilder.

„Wirth, her mit dem Feuerwein!"

Was nun der Hinterſchöpp thut, thäte nicht Jeder.

Für den langen Alten kamen nun Tage, die ihm nicht gefielen.

Für's Erſte war der Haushandel mit dem Oberſtockberger wieder rückgängig geworden. Im Weinrauſch am Wirthshaustiſch verkauft man kein Haus, wenn dasſelbe verſchuldet iſt bis zum Dachgiebel hinauf, ſo daß ſich nicht einmal die Schwalben ihre Neſter im Giebel zu bauen getrauen, weil ſie fürchten, daß dieſelben mitſammt den Jungen den Gläubigern verfallen könnten. Bei dem Verkaufe eines ſolchen Hauſes müßte ganz wer Anderer mitreden. Ungiltig iſt das Geſchrei im Wirthshaus, aber giltig war der Durſt des Oberſtockbergers und giltig waren die drei Fünferſcheine, welche der Hinterſchöpp d'rangegeben hatte. Dreimal fünffach war nun die Wuth — dieſes ſchönen Geldes wegen; aber unendlich vielfältiger noch waren die anderen Sorgen, die den alten, langen Mann peinigten. — Er bringt ſein Gütchen nicht an den Mann, er kann nicht fort, wüßte auch kein Mittel, ſein Kind wegzubringen. Aber deß iſt er mit ſich fertig: die Toni muß fort. Wenn ſonſt kein Ausweg, ſo führt er eines Tages das Mädel aus Schneewaldbach davon zu einem entfernten Verwandten, wenn er auch keinen hat; und geht in der Welt herum betteln um einen Dienſt für ſeinen Jungen, wo demſelben ungeſchoren der Bart wachſen kann. — Denn der Flaum iſt ſchon da, es iſt die höchſte Zeit. Auch thut's ihm im Weiberkittel kein Gut mehr— man merkt's.

„Aber, Schraglin, meine brave Hauswirthin, Du biſt von uns Zweien alleweil die Geſcheitere geweſen, rath' mir, wie heb' ich's denn an, daß die Sach' in die Richtigkeit kommt? Wenn ich ihm's ſollt' beibringen — Schraglin, ich

hab' eine hölliſche Angſt vor dem Buben. Der iſt mit Eſſig getauft!"

„Ja," meinte die Alte, „es iſt keine Kleinigkeit nicht. Wenn Du's nicht fein machſt, ſo kannſt eine ſchöne Sau anſtellen! — Ich vermein's auch, daß man's nimmer aufſchieben darf. Sie will nicht mehr daheimbleiben und zergt ganze Täg' draußen herum, und man weiß nicht wo. Es iſt, wenn man's bedenkt, eine ſchreckhafte Leichtſinnigkeit von Dir, Hinterſchöpp! Hat's denn ſein müſſen, dieſe unerhörte Narrheit? Hätt's nicht andere Mittel geben können: ein Bauerngut, eine Heirat?"

„Hat's bei Deinem Hanſel ein Bauerngut geben, oder eine Heirat? Hä!"

„Freilich wohl nicht. Aber ſag' mir's: wie kommſt jetzt auf gleich? Wo ſiehſt denn einen größeren Unterſchied auf der Welt, als wie zwiſchen einem Mannsleut' und einem Weibsleut'? Und Du willſt auswechſeln? — Schau' an die Dirn'. Wenn ſie daheim iſt, da macht ſie zeitweilig ſo ein verſchwefeltes Geſicht. Leicht iſt's eh' ſchon zu ſpät!"

„Letztlich komm' ich der ſauberen Geſchicht' wegen gar noch in's Zuchthaus!"

„Zweimal darfſt es nicht ſagen!"

Der Schöpp rang die Hände und murmelte: „Du höllgeigenrabenverfluchtes Soldatenleben! So bringſt mich noch in die Schmier!"

„Jetzt, das Schmenten (Fluchen) hilft nichts," ſagte ſie, „da muß der Menſch ſeinen Kopf aufſuchen und muß überlegen. Ich nach meinem Derkennen rait' mir's ſo: Ich ſchick' die Dirn' nächſter Täg' wieder auf die Alm, weil die Leut' ja ihr letztes Vieh abtreiben. Du gehſt ihr nach — daheim hält ſie gar nicht einmal ſo viel ſtill. Du trifft

ſie wo und das thät Dir juſt paſſen, hätteſt was Wichtiges mit ihr zu reden. Hernachen bleibſt aber immer oben auf und ſagſt, daß es ganz aus der Weiſ' wär, und daß die Kinder den Eltern nimmer kunnten erſtatten und danken genug für das, was die Eltern ihretwegen thun und für Kümmerniß leiden. Verzählſt ihr auch von meinem Hans und wie der arme Haſcher ſchon ſeit Jahren gepeinigt wird beim Militär, viel ärger, als wie ein räudiger Hund. Und meine liebe Toni, ſagſt d'rauf, juſt ſo hätt's Dir auch können gehen — geſchaffen wärſt dazu geweſen. — Sie ſchaut Dich an; jetzt fragſt, ob ihr niemalen was aufgefallen wär'. — Hernachen ſagſt ſo: Muß Dir was anvertrauen, mein liebes Kind, was Dich wohl tauſendmal gefreuen kann, was ich Dir auch ſchon tauſendmal hätt' ſagen mögen, wenn's nicht zu Deinem Guten geweſen wär', daß ich's verſchwiegen. Aber auferzogen hab' ich Dich danach und in Deiner Natur hat ſich's zu meiner Freud' auch ausgewieſen und ausgewachſen, ſo daß wir mit Dir fort müſſen, oder daß Du allein fort mußt, wegen dem, daß Du es nicht lügen ſtrafſt, was im Pfarrbuch geſchrieben ſteht und in den Büchern beim Kreisamt, und was Dich von dem Soldatenleben gerettet hat. — Und iſt's ſo weit richtig, Schöpp, hernach ruckſt ſtad heraus mit der Farb'. — Die Dirn' iſt geſcheit, ſie wird froh ſein. Die Männer ſind ja alleweil die erſten auf der Welt; Herrgott, wie oft immer Eine möcht' glückſelig ſein, wenn ſie den Weiberrock ſo kunnt verwerfen!"

Bei ſolchen Worten war dem Hinterſchöpp ordentlich leicht geworden, und er beſchloß nun Anſtalten zu treffen, daß er im Lehviertel für Toni einen Dienſtplatz auftreibe einſtweilen, bis er ſich ſelber dort ankaufen und niederlaſſen könnte.

Nun hatte der lange Alte aber noch ein Anliegen, ein ſchreckhaft arges Anliegen. Schon ſeit einiger Zeit trug er ſchwer daran, und es wuchs, und es wurde unerträglicher von Tag zu Tag, und es wurde ganz gräßlich.

Der 28. October — der Simon- und Judastag — ſollte ihn zum Mörder machen Und wenn er auch den ganzen Tag liegt in ſeinem Hauſe, fromm wie ein Lamm, und läßt ſich von der Schraglin die Hände und Füße binden, daß er ſich nicht anders bewegen kann, als wie ein geknebeltes Kalb auf dem Fleiſcherwagen: nutzt Alles nichts, an dieſem 28. October wird der Hinterſchöpp ein Mörder, ein wiſſentlicher Mörder.

O, Hinterſchöpp! Und wenn Du ein unſchuldiges Stück Kohle nimmſt und auf eine unſchuldige weiße Wand den Teufel malſt, ſo ſpringt er herab und zerreißt Dich!

Deine Kohle iſt aber gar nicht ſo unſchuldig geweſen, Deine Kohle iſt etwas heiklich geweſen, Deine Kohle iſt eigentlich ganz verteufelt geweſen — Du magſt ſagen, was Du willſt, oder magſt ſchweigen, wie der Grund des Keſſelſees: den Tod des Anton Obersdorfer haſt Du doch auf dem Gewiſſen. — Und gehenkt, anſtatt Deiner, wird ein Anderer!

„O Du Schauderer, o Du Eſel von einem Schauderer!“ rief der Hinterſchöpp in dieſen Tagen oftmals vor ſich hin, „was verlogenes Zeug mußt Du wieder geſchwatzt haben! Was geht Dich der Holzknecht-Toni an? Dir geſchieht ganz recht, wenn Du gehenkt wirſt, aber wie einem Anderen dabei zu Muthe iſt?“

Er wollte ſich um die Sache gar nicht kümmern, fragte aber doch immer wieder herum, ob's denn wahr wär' das vom Schauderer?

„Ja, der wird gehenkt, wie ein naſſer Lump.“

Und endlich ſah er's im Zeitungsblatte: „Der Hauſirer Jonathan Schauderer aus Schlein iſt des vor ſiebenunddreißig Jahren am Keſſelſee bei Schlein an dem einundzwanzigjährigen Holzhauer Anton Obersdorfer verübten Mordes überwieſen und zum Tode des Stranges verurtheilt worden. Die Execution wird in der Kreisſtadt L. um 6 Uhr Morgens des 28. October vollzogen werden."

Mitte October iſt ſchon vorüber. Der Hinterſchöpp hat ein paar durch und durch ſchlafloſe Nächte und eines Morgens ſagt er zur Schraglin: „Will einmal in's Schleiniſche und Lehviertel hinüberſchauen, daß ich für den Buben einen Dienſtplatz find'. Dürft' wohl etliche Täg' ausbleiben. Gieb dieweilen eppas Acht auf die Toni."

Und ging.

Ging über das Gebirge, ging am Dreiwaſenberg vorbei und nahm ſich nicht einmal Zeit, ſeine Wallfahrt zu verrichten; ließ den Keſſelſee mit ſeinem Martertaferl ſeitwärts liegen, er hatte gar kein Verlangen, das Gedächtniß des Todten, frohlockend wie ſonſt, zu feiern. Er ging ſchnurgerade zum Schleiner Gericht: Was es mit dem Schauderer wär', ob Einer mit ihm ſprechen kunnt?

Das Schleiner Gericht geht der Schauderer, Gott ſei Dank, nichts mehr an. Der hat ſich höher hinaufgebracht — hat ein höchſt eigenes Logement in der ſchönen Stadt L. und Schildwach' vor ſeinem Palaſt, als wie der Gouverneur. Ob er zu ſprechen? Darüber müßte man ſich wohl erſt beim hohen Criminalgerichte zu L. anfragen.

Der lange Alte ging gerades Wegs in die Kreisſtadt. Und wie manch' Anderer in's Gericht nicht hinein will, wollte man den Hinterſchöpp nicht hinein laſſen. — Habe aber von wegen des Jonathan Schauderer zu ſprechen!

Ob er ein Verwandter von ihm wäre?

Das nicht, wisse jedoch wichtige Zeugenschaft in Sachen des angeblichen Mordes am Kesselsee.

Wäre allzuspät. Alles schon im Reinen und von Seiner apostolischen Majestät das Todesurtel unterzeichnet.

Endlich wurde er an einen Doctor Magerle gewiesen, welcher gerichtlich aufgestellt worden war, um im Processe Schauderer die Anklage zu mildern und den Verbrecher möglichst zu entschuldigen.

„Und doch gehenkt!" rief der Hinterschöpp. „Unschuldig sein und einen gerichtlichen Beschirmer haben und doch gehenkt! Wenn das an einem Solchen geschieht: Gott gnade allen ehrlichen Leuten!"

„Von Unschuld kann hier keine Rede sein," bemerkte Doctor Magerle, „Delinquent hat die That selbst eingestanden, wenngleich sein Geständniß widerrufen, als er gemerkt, wohin es führte. — Ich hab' meine Sach' gethan. Wir sind überzeugt von seiner Schuld, aber — wenn dieser Mensch nur einen Funken Schlauheit im Schädel hat, der Teufel hol' mich, so lauft er heute wieder frei auf der Gasse um."

„Die öffentliche Meinung hat schon seit Jahren gemunkelt," fuhr Doctor Magerle fort, „sowie das Gericht in Hinsicht des Mordes am Kesselsee schon seit Jahren ein wachsames Auge auf den Hausirer hatte, bis dieser sich eines Tages in der Weinlaune selbst verrieth, vermeinend, ein Mord verjähre nach dreißig Jahren wie eine unverzinste Geldschuld. — Aus Eifersucht! Eine Art Duell soll's gewesen sein, das ändert aber nichts an der Sache. Die liebe Eitelkeit hat den alten Mann verleitet, einzugestehen, daß er einstmals der Stärkste gewesen in der Schlein, stärker als der wildkräftige Holzknecht-Toni, den er in's Wasser

geschleudert wie einen Bettelbuben. Genau seine Worte. Da haben sie ihn gleich abgefaßt. Bei Gericht hat er Alles geleugnet, und die Herren haben einen schweren Stand gehabt. — Ich streckte ihm schon die Hände entgegen und meinte, wir entkämen, da verwickelte er sich wieder in die unglaublichsten Widersprüche und ist Alles verloren. Ich suchte nun mehrere Milderungsgründe geltend zu machen, allein die Herren gingen nicht darauf ein. Uebrigens — wenn ein Einblick in die Gerichtsacten gewünscht wird? Steht Jedermann frei."

„Möcht' bitten."

„Ihr seid wohl ein Vetter, oder so was, vom Schauderer?"

„Daß mich Gott bewahr'," sagte der Hinterschöpp, „nur wegen des Anton Obersdorfer ist's, den hab' ich gut gekannt, und ich kann's ganz unmöglich glauben, daß Der ermordet worden sein soll, weil ich die Ueberzeugung-hab', daß er sich selbst fortgeschafft hat."

Der lange Alte trocknete sich den Schweiß, es war ihm schwül vor diesem Manne des Gesetzes, der ihn mit durchbohrenden Augen ansah. Ihm war, als hätte er bereits um ein Wort zu viel gesagt.

„Woraus schöpft Ihr denn diese Ueberzeugung, Alter? Das interessirt mich."

„Ich sag' nur so viel: Der Schauderer ist ein Narr!" rief der Hinterschöpp.

„Auch diese Möglichkeit habe ich zu bedenken gegeben," versetzte Doctor Magerle, „jedoch, der Gerichtsarzt gab es nicht zu."

„Ein Lügner ist er, ein niederträchtiger, dieser Schauderer," fuhr der Hinterschöpp d'rein, „als solchen kennen ihn

die Leut', wo er hinkommt. Herrgott, wenn das wahr wär', was der Alles angestellt haben will, zehnmal müßt' er schon gehenkt sein. Das ist ein Prahlhans!"

„Aber Freund, ein vernünftiger Mensch wird sich doch nicht an den Galgen prahlen!"

„Desweg' sag' ich ja, daß er ein Narr ist!"

„Und wieso, Vetter, habt Ihr die Ueberzeugung, daß Jonathan Schauderer nicht der Mörder des Anton Obersdorfer sein kann?"

„Weil's nicht wahr ist!" schrie der Alte.

„Demnach wird's Euch doch interessiren, einen Blick in die Acten zu thun," sagte Doctor Magerle, „habt nur ein wenig Geduld."

Er verließ das Zimmer.

Nachdem der Hinterschöpp eine Weile zwischen den Folianten dagestanden war, wurde ihm so heiß und unheimlich, daß er es für das Vernünftigste hielt, diesen Ort und ehestens auch die Stadt zu verlassen.

Er wollte davon und — konnte nicht. Die Thüre war verschlossen.

Der Mörder vor Gericht.

Als dann der Hinterschöpp sah, er hätte Verdacht erregt und wäre eingesperrt, da kam eine gewaltige Aufregung über ihn. Das Blut stieg ihm zu Kopf, vor seinen Augen kreiste ein blaues Firmament mit vielen Sternen. Seine Gedanken tanzten und schossen gegeneinander wie gehetzte Tollhäusler im Narrenthurme.

Ein Gerichtsdiener kam endlich und führte den langen Alten durch mehrere Gänge. — Jetzt werden sie mich zur

Verantwortung ziehen, dachte der Schöpp unterwegs, aber ich ſteck' mir die Fauſt in den Mund und red' kein Wort. Bis zum Galgen laß' ich's treiben, jetzt bin ich's im Stand'; dort aber fahr' ich d'rein und faß' dieſen Schauderer bei den Ohren und mach' das Gericht zu Schanden. Und wenn ſie mich ſelber knüpfen! Es iſt ſchreckhaft, es iſt ſchreckhaft!

Er war nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt, und als er nun in den Saal geführt wurde, trug ſich ein wunderlicher Auftritt zu.

Etliche Herren mit vergoldeten Rockbeſchlägen waren da und hatten Papierblätter vor ſich liegen, auf dem grünen Tiſche ſtand ein Chriſtuskreuz und daneben waren zwei Kerzen zum Anzünden bereit, ſobald der Eid geſprochen würde. Doctor Magerle war auch da. Und hinter ihm ſtand die armſelige, in Ketten gelegte Geſtalt des Schauderer. Des alten Hauſirers Geſicht war mager und blaß zum Erbarmen, aber in ſeinen Augen zuckte, wie einer der Richter ſo ſchön ſagte, die Unruhe des böſen Gewiſſens. Als der Schauderer den eintretenden Hinterſchöpp ſah, ſprang er einige Schritte vor, daß die Eiſenbande raſſelten an den Händen — und lachte. Lachte wimmernd und rief mit ſeiner pipſenden Stimme: „O Schöpp, was hab' ich denn alleweil geſagt! Hab' ich's nicht ſchon dem Trummelböck geſagt, damals beim Apfelbeuteln — hab' ich ihm's nicht geſagt! an den Galgenſtrick wird's mich führen! Aber," ſetzte er mit Wehmuth bei, „haben mir ja mein Lebtag nichts glauben wollen, die Leut'!"

Jetzt hatte der Hinterſchöpp alle Faſſung verloren. „Schauderer!" ſchrie er, „Du ſiebenfaches Lugenmaul! Hab' ich Dir was Ungutes in den Weg gelegt, Höllenbraten, daß Du mich willſt unglücklich machen auf Zeit und Ewigkeit, daß

ich Deinetweg ein Mörder ſoll werden? Henken ſollen ſie Dich, Schauderer! aber meinetweg' nicht!"

„Biſt ja gar aus dem Häuſel," ſagte der Schauderer, „geht's Dich was an?"

„Ja!"

„Des Holzknecht-Toni wegen geht's her!"

„Meinetweg' geht's her!"

„Haſt ihn leicht Du umbracht?"

„Ja!" ſchrie der Hinterſchöpp mit lang vorgeſtrecktem Halſe.

„Ihr habt den Holzknecht umgebracht?" fragte Doctor Magerle den Hinterſchöpp.

„Nein!" ſtöhnte dieſer.

„Alſo was? Ihr werdet Euch rechtfertigen!"

„Den Holzknecht-Toni hat gar Keiner umgebracht."

„Iſt ſelber in's Waſſer geſprungen, na, na, die alte Geſchichte."

„Iſt auch ſelber nicht in's Waſſer geſprungen, iſt auch nicht ohnvergebens hineingefallen!" ſagte der Hinterſchöpp, vor Aufregung bebend, „der Holzknecht-Toni lebt heutigstags noch. — Wo? Wo er iſt? — So macht auf die Augen, Ihr Herren. Da ſteht er!" Mit der Fauſt ſchlug er auf ſeine Bruſt, daß es dröhnte: „Da, da!"

Jetzt ſchwiegen die Richter und Doctor Magerle ſagte: „Alle Beide gehören in's Narrenhaus!"

„Alle Beide gehören in's Criminal," ließ ſich einer der Richter hinreißen, zu ſagen, „das ſind zwei Spitzbuben!"

Der Hinterſchöpp war auf einen Stuhl niedergetaumelt, er ſtarrte zu Boden, die Tropfen ſtanden ihm auf der Stirne.

Der Schauderer wieherte vor Lachen. Ein Augenblick, wie er im Gerichtsſaale der Kreisſtadt nicht wieder erlebt worden war.

Plötzlich sprang der Hinterschöpp auf und rief: „Spitzbub! 's kann sein, daß ich einer bin und noch als solcher will ich über Euch Richter Gericht halten. Wenn ich's Euch beweise, daß ich der lebendige Holzknecht-Toni bin, der sich dazumal aus der Welt gemacht, weil er das Soldatenleben hat gefürchtet; was wird mir denn geschehen: hart strafen werdet Ihr mich — vielleicht Spießruthen laufen lassen. Liegt weiter nichts d'ran. Aber wenn ich Euch beweise, daß Ihr diesen alten Lumpenkerl da desweg zum Galgen habt verdammt: was wird denn Euch geschehen?"

Ließen ihn nicht weiter reden. Führten Beide ab, steckten Beide hinter verschlossene Thüren.

Und als der 28. October kam, wurde Keiner gehenkt, weswegen sich die Bewohner der Stadt und Umgebung sehr beschwerten. Brave arbeitsame Staatsbürger, die ihre Steuern zahlen und kein „Henken" haben sollten?!

„Der Spitzbub' ist zu groß, man läßt ihn laufen," witzelte Einer.

„Hat ausgebrochen und ist bei Nacht und Nebel davon," erzählte ein Anderer.

Und ein Dritter hörte, ein Engel habe den Schauderer — sowie einst den Petrus — aus dem Kerker befreit, aber dieser Engel sei der Geist des ermordeten Holzknecht-Toni gewesen. Und der Engel sei eigentlich die unerlöste Seele gewesen, welche in ihrer Sündenlast so plötzlich vom Leibe geschieden war, und diese habe den Mörder bei lebendigem Leibe in die Hölle geführt. Bei Licht besehen: den alten Schauderer hätte der Teufel geholt.

Die Mähr' dieses Dritten schien den Leuten noch am glaubwürdigsten und man freute sich, aus dem alten Vagabunden doch ein Erkleckliches an Gesprächstoff geheimset zu haben.

Welch' Erſtaunen aber, als Mitte November der Schauderer wieder frei herumging und mitten auf dem Marktplatz der Stadt ſeine Holzwaaren feilbot. Die Kochlöffel um einen Groſchen gingen reißend ab, denn jede Hausfrau und Köchin benöthigte ſo ein Ding jetzund und Jede ſuchte gelegentlich dem Hauſirer hinter ſeinen ſtruppigen Vollbart zu lugen, wie ſich's denn mit dieſem Halſe eigentlich verhalte.

„Iſt ſoweit in der Ordnung mit der Gurgel," entbrach ſich der Schauderer nicht manchmal zu ſagen; „nur daß ſie ſich zeitweilig halt gern ein Biſſel anfeuchten thät'. Zwei Gröſchel koſtet der Löffel, Euer Gnaden; ſteigt halt im Preis, das Zeug, ſeit ſie die Holzſchnitzer henken wollen. Na nu, für mich iſt ein Anderer eingeſtanden. Verſtatt' mir, Frau, das iſt ein bairiſch' Gröſchel, kann's nicht annehmen. Und fürder heb' ich's geſcheiter an, daß ſie mich nimmer derwiſchen, das weiß ich."

„Ja, will denn der Kerl wieder was anſtellen?" rief eine dicke Köchin entrüſtet.

„Was denn!" ſagte er, „von meinen leeren Holzſchüſſeln und Löffeln da werde ich nicht ſatt. Laß' ich mich nur wieder aufnehmen, wo ihrer vierzig ſind!"

Vierzig Räuber! Die Weiber machten ſich eilig davon und hielten es der hohen Obrigkeit arg für übel, einen ſolchen Menſchen frei im Land' herumgehen zu laſſen. — Der Leſer ſtimmt ihnen vielleicht bei. Ich nicht, ich kenne meinen Jonathan Schauderer. Es ſteigen deren Manche herum draußen auf dem Lande — arge Schwätzer, Phantaſten, die ſich überall gern intereſſant machen möchten, die lieber für ſchlau und niederträchtig gelten, als für ehrlich und dumm, die um jeden Preis gefürchtet ſein wollen, wo möglich gar der Häuptling einer Räuberbande, oder davon zum

mindesten absichtslos in den Tag hineinschwätzen, oder den zu hoffenden oder gehabten Arrest lieber mit einer kecklichen Verbrecherthat motiviren, als mit ihrem gemeinen, armseligen Diebstählchen — im Grunde harmlose Strolche, die gelegentlich aus Passion blos ein bischen Langfingerei betreiben, größerer Schelmenstücke aber keineswegs fähig sind.

So wandert der Schauderer wieder in's Land hinein, tiefe Befriedigung im Busen, denn — umleuchtet sein altes, borstenbärtiges Haupt nicht der Nimbus des Galgenstricks? Er hört, liest und spricht von seinem Processe, von seinem Todesurtheile mit freudiger Begeisterung, läßt Andeutungen fallen, daß seine Schuldlosigkeit an dem Morde beim Kesselsee durchaus nicht bewiesen sei, und hat im Uebrigen sein Ziel — gehenkt zu werden, ohne daß es weh thut — erreicht.

Unangenehmer stand's mit dem Hinterschöpp. Der mußte wochenlang sitzen, bis von allen Seiten her der Beweis erbracht werden konnte, daß er thatsächlich der seit siebenunddreißig Jahren vermißte Anton Obersdorfer sei. Und da dieses endlich zweifellos festgestellt war, hauptsächlich dadurch, daß in den Büchern die Existenz eines Paul Hinterschöpp gar nicht nachweisbar, mußte er wieder wochenlang sitzen, bis man den Proceß gegen ihn, als gegen einen alten Militärflüchtling einleitete.

Die Schraglin daheim war ganz verzagt und wußte gar nicht, was denn jetzo werden sollte. Auch hatte sich mit der Dirn' was zugetragen — o mein Gott, wenn nur der Schöpp heimkäme!

Wird gar nicht mehr kommen, hieß es, das sei der allergrößte Spitzbub', noch viel größer wie der Schauderer. Das Bissel Verlegenheit, das da noch herauskommen würde!

Aber Doctor Magerle war noch da. Der habe, ſagte er, den ſchon Verurtheilten ſozuſagen vom Stricke gelöſet und zweifle gar nicht, auch den braven Hinterſchöpp wieder auf die Gaſſe ſetzen zu können. Dieſer Fall gehöre überhaupt nicht vor's Civilgericht und vor's Militärgericht auch nicht. — Und was that er, der Doctor Magerle? Zum Kaiſer ließ er's gehen. Und fragte, ob ein hinfälliger Greis, der, um einen ihm ganz fremden, ja verhaßten, aber unſchuldigen Manne vom Tode zu erretten, ſich ſelbſt geſtellt und in den Schlamm geſetzt habe, lediglich nur der Gewiſſenhaftigkeit willen; ob ein ſolcher Menſch, der allerdings eines alten Fehls zufolge ſtrafbar geworden war, was aber längſt als verjährt anzuſehen: ob ein ſolcher Menſch verurtheilt werden könne?

Der gute Kaiſer Ferdinand ließ zurückfragen, ob der in Rede ſtehende Mann Kinder habe.

Ja, eine Tochter, welche mutterlos der ferneren Leitung des Vaters ſehr bedürftig ſei.

„Es hilft Alles nicht," ſagte der verzweifelte Hinterſchöpp zum Vertheidiger, „wenn Sie mich für dasmal auch hinausdoctorn, ich komm' doch wieder herein. Raiten Sie, Doctor Magerle, was ich ſag: Mit meiner Tochter heben wir noch eine Sau auf!"

Von Wien kam der Beſcheid: Meine Gerichte ſollen machen, was ſie wollen, aber nach meiner Meinung könne man den Alten laufen laſſen.

Es war gut. Sie ließen ihn laufen.

Und doch Soldat!

Auf dem Rückweg nach Schneewaldbach trieb der Hinterſchöpp im Lehviertel beim Breitegghofer einen Dienſtplatz für ſeinen Buben auf. „Sonſt brav und nicht ungeſchickt," ſagte er, „aber ein biſſel übermüthig. Geht in's ſechzehnte Jahr; für das Alter ſoweit noch unerfahren." — Nu das macht nichts. — Hat auch ein Töchterl, der Breitegghofer. Bis der Bub in's Mannbare geht, wachſt ſich die gerad zurecht. Kunnt ein Paarl werden, das, feſter Breitegghofer. Nachher, du verwindirter Soldatenrock, biſt verbrannt. Amen.

Gar zufrieden, daß ſich die zwei Laſten ſeines Herzens nun ſo leichtlich gehoben hatten, kam er nach Schneewaldbach zurück. Vor der Schraglin hatte er ein Verhör auszuſtehen. Er ſagte ihr's offen: „Was er um Gotteswillen dafür könne, daß die Leute geglaubt hätten, er läge im Waſſer, und nicht weiter nach ihm gefragt hätten? Wollte den Herren das geſagt haben! Wo iſt mir die Toni?"

„Jeſus Maria!" rief die Schraglin und ſchlug die Hände zuſammen, „das thät'ſt Du noch nicht wiſſen, Hinterſchöpp?"

Er ſtarrte ſie an. „Du, Weib," murmelte er, und ſeine Zunge war ſchwer, „was ſteckt jetzt dahinter?"

„Seit ſieben Wochen iſt ſie davon, iſt fort mit den Kradner Recruten."

„Was iſt ſie? Davon mit den Recruten?" Der Alte lachte wild auf.

„Iſt auch ſchon ein Brief von ihr da. Iſt doch noch gut, daß Du ihr das Schreiben haſt lernen laſſen."

Das hätte der Alte ſicherlich niemals gethan, wenn er vorausgeſehen hätte, welch' einen Brief ihm dieſes Kind eines Tages ſchreiben würde.

Der Brief lautete ſo:

„Abzugeben an den Paul Hinterſchöpp genannt, in Schneewaldbach ob Kraden.

Verzeihe mir's Gott im Himmel, daß ich nicht anders kann und ſchreiben muß, wo ich mir vorgenommen habe, mit dem Hinterſchöpp im Leben und Sterben nichts mehr zu thun haben will. So thut ein Vater nicht, ſo was thut der größte Feind nicht, und was habe ich Euch den beleidigt, daß Ihr mir das habt anthun können? Gemeint, ich muß ein Narr werden und was für Schand und Spott! Der Fleck geht in meinem Leben nimmer aus; ſo dumm. Und wenn mir nicht denken müßt', es wär' aus guter Meinung geſchehen von wegen dem Soldatenleben — keine Verzeihung. Und möchte wiſſen, wer geſagt hat, daß nicht Soldat werden will? Gar nichts lieber als wie das, bei meiner Seel'! Der Guido Bärenſchütz hat mich aufgeklärt und was Ihr da zu verantworten habt! Das es Euch nicht brennt in der Ewigkeit.

Bin mit, und hab' mir vorgenommen, daß bei den Soldaten verbleiben will. Keine ſolchen Eltern brauch' ich nicht und Ihr habt keinen Sohn wollen, jetzt habt Ihr keinen. Das iſt eine Schmach vor Gott und Welt.

Anton — —

P. S. Nicht einmal einen Vatersnamen hab ich, fremde Leut' müſſen mir einen geben."

Der Hinterſchöpp war niedergebrochen auf den Erdboden, auf welchem er nun knieend kauerte und die Fäuſte mit dem zerdrückten Papier in's Geſicht preßte. Nach einer Weile ſtand er auf und ſagte: „Geſchieht mir ſchon recht," und ging hinaus.

Am nächſten Tage traf eine Vorladung vom Gerichte ein für den Anton Obersdorfer, vulgo Hinterſchöpp. Der

Adressat war nicht daheim, der wanderte in die Kreisstadt, und von dieser nach Wien, um seinen Sohn zu suchen. Unterwegs war ihm der Hans Schragl begegnet, der endlich auf unbestimmte Zeit Urlaub erhalten hatte, gegen Kraden zog und nach Schneewaldbach zu seiner Mutter. Er war gealtert und hatte etliche Narben auf dem braunen Gesichte, aber sein ganzes Wesen schwamm in Lust, nun doch einmal des Joches los und ledig zu sein. Der Hans wußte dem Schöpp das Bataillon des Regiments und die Kaserne in der großen Stadt genau zu bezeichnen, wo die Recruten aus Kraden untergebracht waren.

„Müssen schon wohl recht übermüthig geworden sein, die Kradner Burschen," sagte der Urlauber, „möcht' nur wissen, wer der junge Freiwillige ist? — Soll' vom Hauptmann zum Obersten und gar zum General gegangen sein und wie ein Narr gebettelt haben, daß sie ihn assentiren. Ein blutjung' Bürschl! Daß er nicht etwa was angestellt hat, daheim."

„Geh' nur jetzt, hast noch weiten Weg," sagte der Schöpp, „die Mutter laß' ich grüßen, und schaut mir gut auf die Wirthschaft!"

Und gingen auseinander.

Zu Wien hat der Hinterschöpp seinen Sohn gesehen in schmucker Uniform, schlank, frisch und flink — daß ein Herz könnt' lachen. Anton Obersdorfer, wie sie den jungen Soldaten nannten, besaß bereits die Liebe der Kameraden und das Wohlwollen der Officiere. Aber, als ihm der lange Alte die Arme entgegenstreckte, da verweigerte ihm der Bursch' die Hand und jeden freundlichen Blick.

„Anton, schau! daß Du mir nicht böse bist!"

„Bös'? wüßt' nicht warum," antwortete der Soldat trotzig, „geht nur heim, Hinterschöpp, kenn' Euch nicht. Bin Soldat und diene meinem Kaiser!"

Und rechtsum kehrt Euch! war er weg.

— „Nun bin ich fertig," sagte der Hinterschöpp, und sage ich, der Erzähler.

Bis auf Eins.

Im Jahre 1857, als der lange Alte nach mancherlei Kümmernissen und Mißhelligkeiten mit dem Gerichte kränklich und armselig geworden war, kehrte Anton Obersdorfer aus Ungarn als Major nach Kraden zurück.

Er hatte eine Narbe an der Stirne, ein Kreuz an der Brust, und — was die Weibsleut' zu Kraden mit großer Verwunderung und besonderem Wohlgefallen vermerkten — einen schönen braunen Schnurrbart im Gesicht.

Und wie hat Zeit und Leben sein Herz gewendet!

Sein erster Weg war nach Schneewaldbach zu seinem Vater. Da war Alles gut und Anton erzählte dem ungläubig Horchenden von der Lust, Soldat zu sein.

Und der Alte sagte: „So viel Jahr' jetzund, seit der Toni in's Wasser ist gefallen; so viel Jahr', seit ich ein Mädel hab' taufen lassen, und der Anton Obersdorfer ist doch beim Militär. 's nutzt nichts. Was sein muß, muß sein, und da hilft kein Gott und kein Hinterschöpp. Und Major! Ja wenn's so geht, thät' ich schier vermeinen, der alt' Holzknecht-Toni, wenn er wär' dazugegangen, kunnt heut' ein alter General sein. Mach's halt gut für ihn, Toni, mach's halt gut. Und g'freuen thut's mich, daß wir Zwei wieder auf gleich sind — Major!"

Dann ging der Herr Major zum Bärenschütz. Dort verkündete er, daß schon nächster Tage der Korporal Guido auf

Urlaub käme. Und warb dafür wen Andern an — auf Kriegs- und Friedenszeit — für alle Fälle.

In der Capelle unter den drei Buchen — gerade dort, wo vor Jahren die weißgekleidete Hinterschöpp-Dirn' und das Mädchen im Blümelrock beisammengestanden, standen jetzund dieselben Zwei wieder beisammen: der Major Anton Obersdorfer und die Gregina Bärenschütz. Denn die Gregina war assentirt und für tauglich befunden worden.

Ohne Urlaub und zeitliche Befreiung. Auf Lebenszeit!

Haben in Kraden und in Schneewaldbach Lager abgebrochen, letzte Ordre ertheilt, Salut gegeben und sind abmarschirt zum Regimente.

Die Pfingstnacht.

Anna von der Waldburg war sie genannt, dies- und jenseits des Flusses. Des Waldhüters Annchen wollten sie die Leute nicht heißen, sie vermeinten ihr einen schöneren Namen zu schulden, denn Annchen war gar schön. Sie zählte erst wenig über fünfzehn Jahre. Ihr großes, schattiges Kindesauge hatte bisher die ganze Welt und alle Menschen offen und treuherzig angesehen; zu dieser Zeit aber begannen sich die langen Wimpern zu senken, das Mädchen wurde still und in sich gekehrt. Nur dem hungernden Bettelmann schenkte sie noch ihren reichen, gütevollen Augenstern, wenn sie ihm ein Stück Brot in die Hand legte. Angesehenen Männern, hübschen, lebensheiteren Jünglingen, wie weit sie auch herkommen mochten zur niederen Thür der Waldhütte, versagte sie gar den grüßenden Blick, hatte ihnen kaum ein trauliches Wörtlein; wenn sie aber kühnen Burschen gegenüber zu Zeiten doch ein Wörtlein sprach, so war es scharf wie eine Lauge, und manch' Kecker empfand sich schmählich verbrüht.

Deshalb nannten sie Viele auch aus Spott wegen ihres Stolzes die Anna von der Waldburg.

Jenseits des Flusses wohnte ein Junge, dem dieser Titel noch zu nichtssagend war, der das Mädchen immer das gnädige Fräulein vom Walde hieß.

Anna war nämlich die einzige Maid in der Gegend, die ihn nicht grüßte, nicht ansah, nicht haben wollte, und er war doch der flotteste Bursche in der Runde über die achtzehn Jahre hinaus und erwartete täglich die ersten Spuren der Mannheit auf der Oberlippe. Er war der einzige Sohn des Verwalters d'rüben in dem weitberühmten Eisenwerke und hieß Otto Er studirte auf dem Gymnasium, und wenn er daheim auf Ferien war, stellte er den Pferden und Hunden nach, beherrschte alle Jungen und neckte alle Mädchen.

Einmal, als er mit anderen Burschen auf einer Jagdpartie war, begegnete er im Walde dem Annchen, das Brennholz sammelte. Die Anderen nannten sie spottweise die Klaubholzgräfin, aber Otto stimmte heute nicht ein. Er trat zur Anna und sagte: „Leg' Du das Holz auf einen Haufen zusammen, ich will es Dir mit zwei Pferden in Dein Haus schaffen lassen."

„Kann's schon auch selber tragen!" war die Antwort, und das Mädchen arbeitete emsig in dem dürren Gefälle. Als es hierauf über einen riesigen Baumstrunk klettern mußte, hielt ihm Otto die Hand entgegen und sagte: „Komm' her, ich heb' Dich über!"

„Dank' schön, bin mir schon selber genug." —

Abgetrumpft war er, und seine Gefährten lachten ihn tüchtig aus. Otto stieß ein derbes Wort heraus, schlug mit seinem Rohrstabe auf die hohen Stiefel, schoß noch ein paar gluthsprühende Blicke auf die stolze Holzklauberin und stürmte davon.

Und wie wenn seine gluthsprühenden Blicke ihr Gesichtchen entzündet hätten, flammte es hochgeröthet, als das Geschrei und Gelächter nunmehr fernhin hallte. Sie blickte empor und gegen die Richtung, in welcher die jungen Leute fortgezogen

waren. Dann zitterten ihre Lippen und sie sagte bei sich: „Ein toller Bursche, aber spotten ließ er mich doch nicht.“ —

Sie bückte sich nieder, brach dürre Aeste von dem Gefälle und band sie mit grünen Reisern in Büschel. Auch pflückte sie noch ein Waldmeisterblümchen, steckte es in ihr reiches Haar und sang:

„Die Rosen, sie blühen,
Sie blüh'n alle Jahr',
Die Lieb' blüht nur einmal,
Und nachher ist's gar!“

Zuletzt lud Anna sich einige Bündel des Holzes auf die Schultern und trat damit den Weg nach der Elternhütte an.

Es war die holdselige Frühlingszeit, es nahte das Pfingstfest. Dieses reiche, allebendige Blüthenfest sollte für die Waldhütte von besonderer Bedeutung werden. Anna's Eltern feierten die silberne Hochzeit. Es war dazu eine große Vorbereitung in dem Kirchlein und um dasselbe herum, und Viele in der Gemeinde ließen sich zu dieser Feier eigens neue Kleider und Tanzschuhe machen. Für die zahllosen Kränze und Blumensträuße sorgte die Maienzeit.

Anna sollte ein schneeweißes Kleid tragen und ein grünes Kränzlein im Haar, und ihre Gespons sollte Adelheid, die Schwester Otto's sein. Das Fräulein hatte sich selbst dazu erboten und gesagt: „Anna, wir Zwei halten zusammen, und ich will Deine Kammerjungfrau sein, Du Gräfin von der Waldburg!“ —

In der Waldhütte war der Vorabend des Festes schon ein tiefer, stiller Feiertag, und Anna saß bei ihrer Mutter und horchte kindlich froh der Erzählung, wie ihre Eltern vor fünfundzwanzig Jahren im Brautstand gelebt und was sich damals zugetragen.

„Ja, Du liebes Kind," sagte die Waldhüterin, „das ist eine wüste Pfingstnacht gewesen. Wir haben schon die ersten Sommertage gehabt, aber oben in den Hochgebirgen ist noch das Eis angestaut gewesen, und mein Bräutigam, Dein Vater, zur selben Zeit zweiter Holzmeister, ist noch am Pfingstsamstag hinauf gegangen zu den Holzleuten und hat angeordnet, daß sie ihre Waldarbeit stehen lassen und zu dem Wasser gehen sollten. Er ist an demselben Abend nicht heimkommen. Wir haben noch einige Dinge für die Hochzeit vorbereitet und sind nachher ruhsam schlafen gangen. Aber 's wird noch nicht Mitternacht gewesen sein, weckt's uns auf, 's ist ein fürchterliches Getöse vor der Hütte und meine alte Mutter schreit: Herr Jesus, jetzt ist das Wasser da! Wir springen Alle auf und sehen es und hören es, das Eis ist losgegangen, der Fluß ist ausgetreten und wie eine Sündfluth schaut's aus im ganzen Thal; viel Häuser hat's fortgetragen und viel Leut' sind ertrunken in derselbigen Nacht, und ich bin vor Angst gar nicht bei mir selber gewesen und hab' mir nichts Anderes gedacht, als daß mein Bräutigam verunglückt unten im Drachenloch zerschmettert und begraben liegt. Unsere Hütte ist wohl stehen blieben, und wie der Pfingsttag aufgegangen ist, haben wir den Jammer und die Verwüstung nicht ansehen mögen, sind hinauf in die Kirche gegangen und hingekniet vor den Altar, wo ich vermeint hab', an diesem Tage den Segen der heiligen Eh' zu empfangen. Und da — ich seh' ihn noch heut', wie mein Bräutigam auf einmal in die Kirche poltert und schreit: „Was hockt's denn da zwischen den Wänden, wenn unten das Unglück ist und hilflose Menschen jammern!" Voll Sand und Lehm ist er gewesen, Dein Vater — hat ja gerad' eine Stund' früher die Verwalterstochter von drüben aus der Fluth gerissen. Er hätt' das schöne, reiche Mädchen d'rauf

heiraten können, aber er hat gesagt: Ich bleib' bei meiner Braut, wenn sie auch ein armes Fischerkind ist. Gereut wird's ihn doch wohl nicht haben, denn schau', die fünfundzwanzig Jahre sind eine so kurze, glückselige Zeit gewesen. — Das Wasser hat an demselben Tag wieder abgenommen und wir haben bald darauf die Hochzeit gehabt. Nicht lange nachher ist ein junger Verweser in's Werk gekommen, hat die Verwalterstochter geheiratet, und Dein Vater hat für ihre Rettung dieses kleine Haus zu eigen bekommen und ist Waldhüter und Förster geworden. — So, mein Kind, ist's gewesen, und der Verweser hat die Jahre darauf den Fluß regeln lassen, daß er im Frühjahr nicht mehr solchen Schaden thun mag. Jetzt ist ein friedsameres Pfingsten, 's ist für dies Jahr auch das Eis schon geschmolzen und wir werden einen Freudentag haben."

So sagte die Waldhüterin und in solch stillen Gesprächen der Erinnerung ging der Tag dahin.

Um so lebendiger ging es jenseits des Flusses im Hause des Verwesers zu. Dieser hatte des Waldhüters Ehrentag eigentlich veranstaltet und bereitete die Räume seines Hauses für das Gastmahl.

Otto war im Pferdestall und in den Wagenschuppen thätig, richtete Feuerwerke her und sagte bei sich: „Morgen werd' ich sie zwingen, daß sie mit mir tanzt!"

Am späten Nachmittag kam auf dem Umwege der Oberbrücke Anna in's Herrschaftshaus, um mit ihrer morgigen Gesponsin noch Manches zu verabreden. Adelheid lief ihr schon dem Flusse entlang, der breit und stattlich durch die Gegend wallte, entgegen und weihte sie in die Geheimnisse des Festes ein, natürlich unter der Bedingung, daß Anna ihren Eltern davon nichts verrathe.

„Und Dein Mütterlein bekommt einen gar schönen Brautkranz," plauderte Adelheid, „aber sag' ihr ja nichts, daß es schon der zweite ist, den ich ihr band. Den ersten richtete mir Otto zugrunde. Ich hatt' ihn mit so viel Fleiß gebunden aus Rosmarin und Immergrün, und meine ersten drei Pfingströsslein, die in diesem Jahre so spät aufgehen, hab' ich hineingewunden — kommt Dir der tolle Junge gelaufen, reißt mir den Kranz aus den Händen, setzt ihn tanzend auf sein Haupt und läuft davon. Gewiß eine Stunde hab' ich Dir geweint vor Zorn und Leid. Otto ist oft gar so ausgelassen lustig und kehrt uns das ganze Haus um. Wen er lieb hat, dem schenkt er sein Eigenthum und gar oft das meine dazu, und ich glaub', er thät für ihn dreimal durch das Fegfeuer laufen. Dafür will er Jeden, der ihn nur ein Tüpferl beleidigt, gleich in den Boden stampfen und zermalmen. Kannst es nicht glauben, Anna, was das für ein Trotzkopf ist, Dir sag' ich's doch, und wenn er zehnmal mein Bruder ist. Sollst ihn nur einmal sehen, wenn er so aufbraust! Und ist der Sturm vorbei, dann schämt er sich und möcht's gern gut machen. Der muß noch ordentlich geschliffen werden, sagt der Vater."

Die Mädchen hatten noch Vieles über das morgige Fest, über ihre Bekleidung und über ihren Schmuck zu plaudern, und malten sich aus, wie sie neben einander hinter den Musikanten hergehen, den Brautleuten Blumen streuen, in der Kirche ganz vorn am Altare knien und sonst sich benehmen wollten. Da fiel es endlich dem Mädchen aus der Waldhütte ein, daß es noch eine gute Stunde brauchte, um über die Oberbrücke wieder an das jenseitige Gelände zu gelangen; aber die Frau Verweserin sagte, Anna möge nur weilen und deswegen keine Sorge haben, sie werde schon durch einen Nachen über den Fluß gesetzt werden.

Die Mädchen wandelten noch in dem duftreichen Garten, dessen Blüthen sich in der Abendkühle bereits zu schließen begannen. Die Schatten des Hollunderbusches hatten sich über die Blumenbeete hingelegt und am Zaune zirpten die Heimchen.

„Wenn nur die Nacht schon vorbei wäre," sagte Anna hüpfend, „ich werde gewiß kein Auge zumachen, bis die Sonne wieder da ist. Ich komm' in aller Früh' zu Dir, daß wir uns helfen und gut vor dem Kirchgange fertig werden. Und jetzt behüt' Dich Gott, Adelheid!"

Sie nahm den kunstreich und sinnig gewundenen Hochzeitskranz für die Mutter in ein Handkörbchen und eilte davon. Am Thore blieb sie noch einmal stehen, wandte sich um und lächelte: „Die Hand muß ich Dir ja auch noch geben — so! nun schöne gute Nacht, Adelheid!"

„Ja gute Nacht, und wirf mir den Kahn nicht um; ein nasses Kranzelgespan könnt' ich nicht brauchen!"

Draußen war Otto mit der Mutter im Streit. Er wollte das Mädchen über den Fluß rudern, aber die Frau hielt ihm vor, daß er dafür viel zu ungeschickt sei; endlich gab sie doch nach, und der Bursche warf seine Reitpeitsche weg, streifte die Aermel auf, lief an's nahe Ufer, tauchte den Kahn in die hochgehende Fluth und ankerte ihn los.

Und als Anna mit ihrem Körbchen kam, lüftete er das Strohhütlein und führte sie sorglich über das Brett in das schwankende Fahrzeug.

„In Gottes Namen, Kinder, aber nehmt Euch in Acht, und Du, Otto, leite gut an! Nein, wartet, ich schicke Euch doch lieber den Fischer mit!"

Da hatte der Bursche schon abgestoßen und murmelte: „Just, als ob ich noch ein Knabe wär'!"

Mit gewandter Hand stach er das Ruder in die braungrünlichen Fluthen und der Nachen glitt schief über den Fluß dahin.

Das Mädchen saß auf dem Bänklein und grüßte mit seinem weißen Tuche noch an das Ufer zurück, bis Adelheid und ihre Mutter durch das Thor in den Garten getreten waren. Dann blickte Anna in das Wasser. Es ist nicht zu sagen, ob sie es that, um in den Wellen ihr Köpfchen zu schauen, oder um dem Jungen nicht in das Antlitz sehen zu müssen. Indeß, er sah sie auch nicht an. Das glatte, ruhige Wasser schmiegte sich sehr sanft an das Fahrzeug und bildete hinter demselben einen zierlich geflochtenen Streifen.

Plötzlich, als die Schiffer fast in der Mitte des Flusses angelangt waren, ließ Otto die Ruderstange ruhen und sagte zu Anna: „Jetzt will ich was mit Dir sprechen, Anna!"

Diese hob ihr Köpfchen. Der Kahn schien auf dem Wasser stillzustehen, aber das Weidengebüsch zog langsam aufwärts.

„Anna," sagt Otto gedämpft, „Du mußt mich lieb haben!" Seine Augen flammten.

Das Mädchen schwieg.

„Anna, Du mußt mich lieb haben!" wiederholte er.

„Warum denn nicht?" versetzte das Mädchen. „Du hast mir ja nichts gethan. Aber ich hätt' gemeint, dem gnädigen Fräulein vom Walde dürft' man nicht gleich so mit dem Muß kommen."

„Anna, treib' nicht Deinen Spott mit mir — ich ertrag' das nicht — ich bin ein Mann!"

„Das glaub' ich, wenn Du noch um einen Kopf gewachsen bist."

Der Bursche richtete sich auf, und er hatte eine schöne, schlanke Gestalt.

„Du ſtehſt nicht ab, mich zu hänſeln," verſetzte er; „ich aber will Dir zeigen, daß ich Kopf genug hab', daß ich zum mindeſten ſo viel Verſtand und Charakter hab', wie jeder Andere, der Dir nachgafft und nachläuft — vielleicht noch ein gut Stück darüber. Schau mir in mein Aug', Anna!"

„O, ich weiß ſchon, wie Du ausſiehſt."

„Schau' mich an, Anna, ſonſt geſchieht was!"

Er ſtemmte das Ruder an den Kahn, ſein Auge funkelte mehr und mehr.

„Nun, was ſoll denn geſchehen? Oho, willſt mir vielleicht dieſen Brautkranz meiner Mutter auch noch zerreißen, wie Du Deiner Schweſter den andern verdorben haſt?" Sie barg das Körbchen hinter ſich.

„Sie ſollen allein Hochzeit halten, da oben!" ſtieß er heraus, dann hackte er das Ruderbrett los, zitternd und im halb erſtickten Tone ſprach er:

„Wenn Du mich nicht anſehen, mich nicht lieb haben willſt, Anna, ſo ſchleudere ich dieſen Balken in das Waſſer!"

„So ſchleudere ihn in das Waſſer," verſetzte Anna kalt.

Da wendete er den Arm und wortlos ließ er das Brett über den Rand gleiten. Es plätſcherte in der Fluth und ſchwamm hin. Otto lehnte ſich an die Ecke des Kahnes und kreuzte die Arme über die Bruſt.

Anna war aufgeſprungen und hatte verſucht, das Ruder zu erhaſchen; nun ſtand ſie da und erbleichte.

Das kleine Fahrzeug glitt ſtill dahin, wie es die Wellen trugen. Die Bäume und Sträucher der beiden Ufer zogen langſam zurück, die in den Hintergrund getretenen Gebäude des Gewerkes wurden nach und nach mit all' ihren Schornſteinen durch das Buſchwerk verdeckt.

Anna war stumm vor Entsetzen; Otto lehnte scheinbar in tiefster Befriedigung mit halbgeschlossenen Augen an dem schiefen Boden, und seine langen, blonden Locken fielen über Bord und streiften leicht das Wasser. Seine Finger trommelten an der Holzwand.

Das breite Thal lag still und lieblich da. Dort dehnten sich grünende Felder und Wiesen und die höchsten Baumgruppen tauchten ihre Wipfel noch in das Strahlenmeer der Abendsonne. Die einzeln dastehenden Gehöfte feierten den heiligen Ruheabend und auf ihren hölzernen Rauchfängen wehten die blauen Schleierstreifen des häuslichen Herdes.

Anna bedeckte ihr Gesicht und weinte.

Otto erhob sich halb und sagte: „Jetzt sind wir allein auf der Welt, Du und ich!" Seine Stimme klang weich.

Da faßte sich das Mädchen und rief: „Du hast mich über das Wasser zu führen, Otto, Du hast diese Aufgabe übernommen und ein Mann bricht sein Wort nicht!"

„So werde ich Dich über den Fluß führen."

„Du hast mich gegenüber von Eurem Hause an das Land zu setzen!"

„Sei still, Anna, Du siehst, daß dies für jetzt unmöglich ist; unser Haus ist weit zurück. In einer kurzen Zeit kommen wir zu den Fischerhütten, dort werden wir halten. Dann nehm' ich in einem Bauernhofe Roß und Wagen und in einer Stunde bist Du daheim. Jetzt sei gut, schau, Du wirst wohl einen Spaß verstehen. Zwingen kann ich Dich nicht, daß Du mich lieb hast."

Und das Schifflein glitt weiter und weiter.

Immer mitten auf dem hohen Flusse ging es dahin, und zu beiden Seiten plätscherten die Wellen an dem sandigen Ufer. Oft hob ein Fischlein sein Haupt und schnappte nach einer Mücke, und da gurgelte das Wasser an derselben Stelle.

Die Sonne war untergegangen, am Himmel zogen sich goldige Wolkenbänke hin, und da schwebte das Fahrzeug auf purpurnen Wellen. Geröthet war das Antlitz des betrübten Mädchens, und geröthet war das Antlitz des sinnenden Burschen — Alles blüht, wenn Pfingsten ist . . .

Endlich, als es dunkel wurde, das Thal sich mehr und mehr einzuengen begann und der Nachen gegen die Fischerhütten kam, begann Otto laut zu rufen. Im Walde drüben hallte es matt nach; zur Hilfe kam Niemand. Da begann Otto das Schiffchen auf und abzubewegen, um ihm eine andere Richtung zu geben; begann an dem Sitzbalken zu reißen, daß er ein Ruder gewänne — Alles fest, wie zusammengeschmiedet, und das Schifflein glitt weiter und weiter.

Jetzt schlug der Junge seine Hände zusammen und fiel vor Anna auf die Kniee. „Und wenn ich mein Leben dafür gebe," rief er, „so kann ich's nicht mehr anders machen. Anna, die Nacht ist da, und wenn wir noch ein paar Stunden durch die Wälder hinschwimmen, so — Anna, lieb haben, nein, das sollst Du mich jetzt nicht mehr, denn ich bin Dein Unglück. Für uns Beide geht es in dieser Nacht an's Sterben. Wenn wir noch ein paar Stunden so hinschwimmen, Anna," er faßte sie bebend an ihren Armen, „so fahren wir in das Drachenloch!"

„In das Drachenloch!" kreischte Anna auf, wendete sich zuerst schaudernd ab und klammerte sich dann fiebernd an Otto, als sollte sie schon in diesem Augenblicke in unergründliche Tiefen versinken.

Still war es auf dem Fahrzeug, nur das Wasser rieselte, plätscherte, gurgelte, und im Forste schrie ein Nachtvogel.

Das Drachenloch, so wurde die Mündung in jene wüsten Höhlen genannt, durch welche der Gebirgsfluß sich ergießt,

um stundenlang unterirdisch fortzubrausen und erst hinter dem Gebirge, wo die Ebene beginnt, wieder zu Tage zu treten.

Der Fluß kommt jenseits kleiner hervor, als er sich diesseits durch die gähnende Mündung drängt, er schwemmt zu Zeiten Schlamm, verwittertes Gestein, Tropfgebilde und Thierknochen in die Ebene hinaus. Die Sage geht, daß in diesen unerforschten Grotten in alten Tagen das Geschlecht des Lindwurms gehauset, wonach die Mündung heute noch das Drachenloch genannt wird. Daß in den Höhlen fremdartige Thiere gelebt haben mußten, zeigten die hervorgeschwemmten seltsamen Knochengestalten. Schon seit Langem hatten die Männer der Wissenschaft vorgehabt, in diesen unterirdischen Räumen Forschungen anzustellen, doch das Unternehmen war gar nicht einladend, war vielleicht unmöglich. Man konnte die Klippen im Innern, die Ungründe nicht ermessen; aber daß sie fürchterlich sein mußten, bewies das dumpfe Tosen, das aus den Mündungen hervor drang.

Gegen diesen unheimlichen Ort wurde unser hilfloses Schifflein getrieben.

Noch zog es auf milden, leise flüsternden Wellen, noch fächelten sanft die Lüfte der Mainacht, noch leuchtete oben in heiliger Ruhe die Sternenkrone — aber das Schifflein glitt weiter und weiter.

„Das Ruder schwimmt uns nach und es muß wieder an den Nachen stoßen, es kann, es darf nicht anders sein!" sagte Otto.

„Es kann nicht anders sein!" rief Anna. „Möchtest Du recht haben! Du schöne Welt und Du mein junges Leben! Morgen ist Hochzeit und ich habe den Brautkranz meiner Mutter bei mir! Soll das mein Todtenkranz sein?"

Der Kahn wurde etwas rechts gegen das Ufer getrieben; Otto versuchte mit seinen Armen die Wellen zu bezwingen, er

schlug in's Wasser und bat Anna, daß sie ihm helfe; zuletzt spannte er seinen Rock wie ein Segel aus — Alles vergebens, das Fahrzeug trieb zurück auf die hohen Fluthen.

„Es ist närrisch, wie wir uns anstrengen," sagte Otto und wischte sich mit dem Rockflügel das triefende Gesicht; „mein Vater wird uns mit vier Pferden vorausgefahren sein und uns noch weit vor dem Drachenloch an's Ufer ziehen."

Woher soll er wissen, daß wir das Ruder in das Wasser geworfen haben? dachte Anna, und wenn er's auch gesehen hätte, in diese wüste Haide herein führt kein Fahrweg. Das Wasser geht seinen sicheren Pfad, da kommt uns Niemand zuvor .... Sie sprach diese Gedanken nicht aus; sie wollte ihm nicht mehr wehe thun.

„Wir werden morgen über die Geschichte recht lachen," versetzte Otto plötzlich; „wirst sehen, Anna, auf so einen Spaß ist man doppelt so lustig. Nachmittag ist Musik, am Abend ist Feuerwerk und sonst wird auch noch was sein — was, das verrath' ich nicht!"

„Laß das sein, Otto," versetzte jetzt das Mädchen traurig; „ich kann nicht dafür, und Du kannst nun auch nicht dafür; Du bist wie im Fieber gewesen, Du hast, wie es geschehen ist, soweit nicht denken können. Und weil es schon so sein muß an diesem Pfingstabend, daß wir zwei junge Menschen auf diesem Schifflein fortfahren in die Ewigkeit, so will ich mich nicht fürchten!"

Wieder schwiegen sie. Am Ufer schwebten die röthlichen Funken der Johanniswürmchen; über das Himmelszelt streifte von Zeit zu Zeit eine Sternschnuppe hin.

Da zitterte von fern her über die Waldungen der Ton einer Glocke. Nicht die Schläge, nur die schwebenden, absterbenden Töne waren vernehmbar — sie kamen wohl von einem fernen Ort.

Lange horchten die Schiffer den ahnungsreichen Klängen. Und als der letzte Hall erstickt, verschwommen war in den lauen Lüften der Nacht, da sagte Otto: „Es ist wohl schon spät, wenn sie in Sanct Johann die Gebetglocke läuten."

Dann wieder nichts als das Plätschern und Gurgeln des Wassers. Das Schwanken des Kahnes auf der gleichmäßig hinziehenden Fläche war kaum zu bemerken.

An beiden Ufern erhoben sich nun waldige Berge.

„Man glaubt es nicht, wie schnell so ein Wasser geht," murmelte Otto, als ob er für sich allein spräche; „jetzt kommen wir schon in die Schlucht hinein."

Dann erhob er sich und begann laut und lauter zu rufen. Das war ein Hallen und Schallen an den Berglehnen, in den Bäumen — dann wieder nichts als das Gurgeln des Wassers, und das Schifflein glitt weiter.

„Kaum zwanzig Schritte von uns an beiden Seiten ist das Land und unser Leben, und wir fahren mitten hindurch, Anna, ich schäme mich! Ich habe gelernt, wie man klettert und tanzt und jagt, aber wie man im Wasser schwimmt, das hab' ich nicht gelernt." So sprach der Bursche. Dann setzte er sich nahe zu dem Mädchen, daß der Kahn schier umkippen wollte.

„Noch eine Hoffnung hab' ich," sagte Anna, die unheimliche Stille unterbrechend; „wenn die zehnte Stunde schlägt und meine Mutter zur Nachtruhe geht, so betet sie immer die fünf Wunden Jesu für Alle, die zu derselben Stunde in Todesgefahr sind. Otto, vielleicht kommt ein Sturm und trägt uns an's Land. Vielleicht kommt unser Schutzengel und führt uns an's Ufer . . ."

Es kam kein Sturm, es nahte kein Engel. Die Nacht wurde tiefer und finsterer, das Wasser plätscherte und rauschte, das Schifflein schaukelte und glitt schneller dahin.

Anna klammerte sich an Otto's Arm, Otto sagte: „Wenn ich Dich nun fasse und wir uns in die Wellen stürzen, so ringen wir uns vielleicht an's Ufer."

„Du siehst, wie das Wasser hier schon unruhig ist, und das Ufer ist steil. Muthwillig wollen wir nicht in den Tod gehen, Otto, das wäre nicht recht. Ich leg' mich jetzt hin und schließ' die Augen, dann soll Gott machen, was er will."

„O, Du hast es leicht, Anna," versetzte der Jüngling im Innersten bewegt. „Ich aber muß als Mörder sterben."

Das Rauschen wurde mächtiger, die Wellen schlugen an und in den Felswänden der Ufer hallte das Brausen.

Das Schifflein wogte, wallte auf, glitt nieder und wurde gegen eine Felswand geschleudert.

Otto stemmte sich an, klomm empor, erfaßte das Wurzelgeflechte eines Strauches, wand sich auf das Gestein und that einen Freudenruf. Doch Anna — um sie zu fassen, an's Ufer zu raffen, sprang er nochmals in den Kahn — da wurde in demselben Augenblicke das Fahrzeug mit den zwei Menschen wieder abgestoßen und flog wallend dahin.

Der Jüngling sank erschöpft zu ihren Füßen: „Jetzt, Anna, ist Alles vorbei, jetzt giebt es keine Rettung mehr auf dieser Welt!"

Er nahm das Körbchen in die Hand, hob mit Vorsicht den Hochzeitskranz hervor und legte ihn an die Stirne des Mädchens.

Da rief das Mädchen mit unsäglich bewegter, herzensreicher Stimme das Wort: „Otto!" und sank an seine Brust.

Das Schifflein flog hin, getragen, gestoßen, geworfen von den schäumenden Fluthen. Da brauste und brandete es alllebendig im Gewässer, und oben hingen die Felswände über und verdeckten zuweilen die hellen Sterne des Himmels.

Plötzlich schoß der Nachen in die tiefste Nacht hinein und gewaltig war das Brausen und Tosen, und das Beben und Hüpfen des Schiffleins; es gischten die Wellen über die zwei Menschen, die sich fest umschlingend in das schaukelnde Todtenbettlein niederkauerten.

Sie waren in das Drachenloch gefahren.

Es war in dem unbeschreiblichen Getöse nicht zu hören, wie das Fahrzeug ächzte; oft prallte es an kantige Felsen, wurde von dem wüthenden Elemente in Wirbel getrieben, aber es zerbarst nicht — es entwand sich immer wieder den gewaltigen brandenden Fluthen, und glitt in Blitzesschnelle weiter — tiefer und tiefer in die Klüfte und Grotten — Gott weiß, welchen Schreckniſſen entgegen . . .

Endlich begannen sich die Brandungen wieder etwas zu legen, das Brausen wurde matter und löste sich in ein Plätschern und Rieseln auf. Das Schifflein zog auf ruhigem Grunde — vielleicht stand es still. Eine eisige Luft wehte, als sollten die Tropfen, welche von der Höhe niederfielen, unterwegs in Eiskörner verwandelt werden.

Anna schien zu schlummern, aber Otto fühlte, wie ihre Lippen leise bebten, und er preßte sie fester an seine Brust, auf daß er sie mit seinem Herzblute erwärme.

So zog das Schifflein und schaukelte. Die Höhlung wurde so niedrig, daß der Schnabel des Fahrzeuges einigemale an das niederhängende Gestein schlug. Das Rauschen des Wassers wurde jedoch bald wieder lauter und hohler, die Tropfen kamen schwer von der Höhe nieder. Die Höhle schien sich zu erweitern. In der Ferne erhob sich dumpfes Tosen, das näher und näher kam und in erschrecklich kurzer Zeit zu einem erschütternden Sturmgebrause wurde. Ein dichter, feuchter Nebel, der Staub von zermalmten Wellen wallte

heran und das Getöse wuchs zum Donnerrollen an. Mit größerer Schnelligkeit flog das Schifflein hin — da erhob sich Otto halb und rief aus: „Jetzt, Anna, ruf' ich Dich noch einmal an um Verzeihung!"

Sie hörte die Worte nicht; ehe die Botschaft mit dem letzten Gruße zu dem geliebten Ziele kam, wurde sie von dem brausenden Lärm erdrückt. — Jetzt sprang das Schifflein empor, jetzt stach es nieder, wie ein Blitz fuhr es gegen die dräuende Tiefe — ein gewaltiger Stoß und das Fahrzeug saß fest.

Otto sprang empor, riß das Mädchen zu sich und hob es auf steinigen Grund. Der Kahn war in eine Felskluft geklemmt, über seinen freistehenden Schnabel spritzte der Gischt.

Aber die zwei Menschen waren auf festem Grunde und kletterten über Felsblöcke aufwärts in grausiger Nacht bis zu einer ebenen, glatten Stelle — dort sanken sie zusammen. Sie waren wieder auf sicherem Boden, wenngleich tausend Klafter tief in der Erde vergraben, und von stürmenden Wogen umbraust.

„Wir finden vielleicht einen Ausweg, Anna!" rief Otto, von neuer Hoffnung belebt. Das Mädchen that plötzlich einen kreischenden Schrei und klammerte sich krampfhaft an den Jüngling. Ein eiskaltes Thier war an ihrem Fuße herangekrochen; sie schüttelte es von sich.

Sie hörten gegenseitig kaum ihre Stimme. Mit der Hoffnung steigerte sich wieder die Angst. Mit ganzer Seele schmiegten sie sich von Neuem an den Gedanken der Rettung. Dann wieder hatten sie eine Empfindung, als ob Alles ein Traum, ein schwerer, schrecklicher Traum sei. Aber sie erwachten nicht, sie entwanden sich nicht der Nacht, die mit ihrem dumpfen, grabeskalten Athemhauche sie umfangen hielt.

Ihre bedrängte Seele lechzte nach einem Funken Licht. — Da leben die Menschen in ihren lichten Wohnungen bei klingendem Spiele, Keiner ahnt die ewige Nacht, die fürchterlich gewaltige Musik der brandenden Gewässer in den Gründen der Erde. — Ein einzig Spanglimmchen am Herde — welch ein Reichthum! — Und das Sonnenlicht und das Sternenmeer, und das helle Pfingsten, das die Welt begeht in Gedanken an die erleuchtenden Flammenzungen des göttlichen Geistes! — Alles versagt — von undurchdringbaren Wänden eingeschlossen in der Finsterniß! . . .

Wenn das Gewässer einen moderigen Pfahl losrisse draußen an den Ufern und ihn hier anschwemmte an das Gestein, auf daß sein Phosphorglanz leuchte!

Sie suchten ihre Kleider zu trocknen. Als Otto seinen Rock umwendete, fiel ihm ein leichtes, mit Papier umwundenes Stängelchen in die Hand. Er jubelte, das war eine für das Fest bereitete Feuerwerksrolle, welche er am Nachmittag vorbereitet und während der Kranzscene mit Adelheid gedankenlos eingesteckt haben mußte. Neue Gedanken kamen ihm, mit Hast durchsuchte er alle seine Säcke und fand das Gesuchte in einem Feuerschwamm, wie er ihn auf Jagden gern bei sich getragen hatte. Der Schwamm, zwischen dicken Falten gelegen, war trocken geblieben.

„Anna, wir werden Licht haben!" rief Otto dem Mädchen in's Ohr, und darauf begann er mit einem gebrochenen Steinchen an den Felsen zu schlagen. Aber, als ob auch das Gestein in dieser feuchten Grotte der Nacht den Samen des Lichtes, der sonst überall in dem Mineralreiche schlummert, verloren hätte: es gab keine Funken.

Otto arbeitete unermüdlich, versuchte es an verschiedenen Stellen, und siehe, da blitzte ein befreites Sternchen auf.

Ein Freudenruf, ein fortgesetztes Bemühen, die Funken sprühten häufiger und endlich glimmte der Schwamm.

Als ob sie in ihrem Verlorensein einen Führer gefunden hätten, so schwebten sie in Entzücken, und das Erste war, daß sie bei dem matten Scheine ihre Augen suchten — und in diesen sahen sie die Hoffnung und das Leben leuchten....

„Jetzt, Anna, jetzt wird es Tag, paß auf!" rief Otto in fiebernder Lust und stellte die Rolle auf einen Stein und legte ein glimmendes Stückchen Schwamm dazu. Dann stand er zur Seite und schob das Mädchen in den Hintergrund.

Ringsum herrscht noch Nacht. Nichts, als das dumpfe, ewige Brausen und das Heranwallen feuchter Dünste. Da plötzlich schlägt der Blitz aus der Rolle und zuckt auf in einen blendenden Strahl, und hoch an den grauen, zerklüfteten Wänden empor — Alles glüht, leuchtet; wunderbare Gestalten in allen Farben stehen da in der unabsehbar weiten Grotte, und im Abgrunde gährt und brandet der feurige Brodem des Gluthstroms. — Bleich, wie die niederhängenden Tropfsteingebilde steht Anna da; ihre geflochtenen Haarsträhne hängen wirr und triefend über die Schultern und daran kleben noch einige Blätter und Blüthen des Brautkranzes.

Nun fährt oben in den zackigen Kuppeln der strahlende Punkt auseinander in tausend bunten Garben und Sternen, und halb erblindeter Gluthregen senkt sich nieder; einzelne Funken bleiben kleben an den Wänden und glimmen noch eine Weile fort; andere verschwimmen hinter den dämonischen Felsgestalten, welche ragen und grinsen und drohen wie ein erstarrter, wüster Höllengedanke. Dann huschen, schweben und springen noch riesige Schattengebilde hin und zucken und hüpfen und vereinen sich und verhüllen zuletzt Alles. Wieder ist Finsterniß, dichter und schwerer als je.

Ein erstickender Geruch war Alles, was von dem großen Momente zurückgeblieben.

„Jetzt haben wir den Himmel und die Hölle gesehen mit Einem Blick!“ sagt Otto, „und jetzt wissen wir, wie unser Haus aussieht. An Raum werden wir keinen Mangel haben, Hitze und Durst werden wir nicht leiden.“

Er hörte seine Worte nicht, und es war doch so still — es war kein Brausen und Tosen mehr.

Sie tasteten nach einer trockenen Stelle und setzten sich zusammen auf einen Stein. Otto preßte das Mädchen an sich und auf seine Hand fielen ihre warmen Thränen.

So saßen sie lange — lange. Anna war an Otto's Busen eingeschlummert. Milde lag ihr Köpfchen auf seinem Arm und milde schmiegte sich das feuchte Haar um seine Hand. Er legte seine glühenden Wangen an ihr Haupt. — „Verzeih' mir, verzeih' mir, Du geliebtes Mädchen!“ — Du holder Engel im Schattenreiche, ein Missethäter, der in diesem Augenblicke mit einem Kuß auf Deinen Mund Dich aus dem Traume scheuchte. Deine Seele wandelt in dem lichten Eden der Kindheit, besucht zum letztenmal die Stätte der Wiege, wandelt zum letztenmale an des guten Vaters Seite, ruhet zum letztenmal an dem liebereichen Busen der Mutter — bevor sie von hinnen zieht.

„Wenn Du so entschliefest!“ hauchte Otto, „so wollte ich mit Deinem Leichnam mich in die Fluthen stürzen und Dich im Tode umschlingen. Die Wellen müßten ihren Raub zurückgeben und unsere Leichen hinausschaukeln in das Licht zu den Menschen.“

Anna zuckte aus dem Schlafe auf, entwand sich erschrocken den Armen des einzigen Menschen, der um sie war. Sie rief um Hilfe, sie hörte ihre eigene Stimme nicht.

Als sie etwas beruhigt wieder auf den Stein gesunken war, suchte Otto den aufgesparten Feuerschwamm hervor, schlug ihn an und stieg bei diesem spärlichen Lichte vorsichtig nieder in die Tiefe. Er wollte untersuchen, was aus dem Flusse geworden, daß er verstummt war. Vielleicht hatten schützende Geister ihn abgesperrt, daß der Ausgang frei werde, vielleicht war ein Wunder geschehen. — Nein, es thaute ihm noch der feuchte Staub entgegen, er empfand zu seinen Füßen das Schäumen der Wellen und ein schwacher Strahl des Schwammes zeigte ihm das Wallen und Wüthen der Gewässer.

Er stand im Schlamme, es war ihm, als trete er auf kriechendes Gewürme, es überlief ihn ein Schauer. Er stieg noch tiefer und bis zu dem Kahne nieder, der zwischen Felsblöcken stak, er blies seinen Schwamm an und starrte hinein in das glitzernde Gewoge des Flusses und wie das Gewässer in den Abgrund stürzte. Plötzlich sah er auf den Wellen eine schillernde Linie, eine bläulichschimmerde Tafel mit Sternchen, als hätte eine einzige getreue Woge das Bild des Nachthimmels in sich gewahrt. Die Tafel glitt hin und her, nahte sich dem Abgrund, zog aber wieder zurück. Dann war es, als ob dieser Erscheinung ein langer, dünner Körper, eine Natter folgte — dann war wieder nichts zu unterscheiden.

Es drohte in den feuchten Dünsten auch der Schwamm auszulöschen.

Hoffnungslos stand der Jüngling da; nun wollte er hinanklettern zu Anna und nicht mehr von ihrer Seite weichen. Da sah er in dem Gewässer wieder das bläuliche Schimmern, und es kam näher; es schwebte zurück — endlich hüpfte es heran und zum Ufergestein. Wieder schlängelte sich die Natter. Da kam dem jungen Manne eine Ahnung. Bis an die Lenden rutschte er in das Wasser und

haſchte nach dem leuchtenden Gegenſtand; er erfaßte einen Holzklotz und er erfaßte ein Seil.

Gluthheiß durchzuckte ihn die Freude, mit beiden Händen zog er das ſchwere Seil heran, warf den Holzklotz in den Kahn und ſchlang das Ende des Seiles durch den Eiſenring des Fahrzeuges, um es feſt in einander zu flechten.

Das geſchah in einem Glückstaumel, den keine Worte ſchildern können; und dann eilte Otto empor über die Felstrümmer zu Anna, rüttelte ſie und ſchrie ihr mit aller Gewalt ſeiner heiſeren Stimme in's Ohr, daß ſie ſogleich mit ihm kommen möge, daß ſie gerettet ſeien.

Als ſie hierauf zum Kahne kamen, begann dieſer bereits vom Ufer abzuſchaukeln; bei dem letzten Glühen des Schwammes ſprangen ſie noch zu rechter Zeit in das zum Theile mit Waſſer gefüllte Fahrzeug, und hielten ſich feſt an das Holz und an das ſtrammgeſpannte Seil — ſchwer und langſam ſchaukelnd zog das Schifflein aufwärts.

Nach einer Weile glitt es über ruhige Wellen, duckte unter die niederhängenden Felſen, dann kam es zur wüſten Stelle der hohen Wogen und der Klippen. Noch mächtiger ſpritzten dieſelben, als vor Stunden, aber ſie brachen ſich an dem Nachen, die rauhen wüſt durchfurchten Wände traten hervor und wurden grau und wurden deutlicher und heller.

Das Seil zog wacker an, vorwärts ging es, aufwärts zum goldenen Lichte — und endlich — die Geretteten hielten die Hände vor die Augen — endlich ſtanden ſie am trockenen Ufer, mitten in dem milden, freien, himmelumfloſſenen Sonnentag . . .

Eine große Menſchenmenge war verſammelt an beiden Ufern des Fluſſes vor dem Drachenloch. Viele waren auf die Felsbänke geklettert, daß ſie den Nachen ſehen konnten, wenn er kam. Nun klärte ſich auch Alles auf.

Gestern Abends hatten Fischer unfern des Gewerkes das Ruderbrett schwimmen gesehen, und als die jungen Leute vermißt wurden, war das Unglück bald errathen. Die ganze Nacht waren Hunderte von Menschen auf und an den Ufern des Flusses, um die Vermißten zu suchen, und es wurde endlich klar, daß diese in das Drachenloch getrieben sein mußten. Doch auch jetzt noch sannen sie auf Rettung, den gepeinigten Elternherzen zum letzten Troste, und sie ersannen ein Mittel, um den Verunglückten, wenn sie, ja, wenn sie noch am Leben, einen langen Arm zu reichen.

Stundenlang hatten sie geharrt, als das endlose Seil abgewickelt und mit dem morschen, phosphoreszirenden Holzblocke hineingelassen wurde in's Drachenloch. Das Seil spannte sich, wurde wieder locker, und rann immer hinein und hinein. Dann wand man es zurück, vier kräftige Männer drehten an der Winde. Man getraute sich nicht, an das Beste zu denken, die Wahrscheinlichkeit lag gar zu fern; und als das Ende des Strickes zurückkam, war nichts an demselben, als der morsche Holzblock, an dem die Wellen schäumten. Wohl begann die letzte Hoffnung zu sinken; allein der Werksverweser befahl, das Seil noch einmal hineinzulassen, er meinte, es könne nicht anders sein, und es müsse sich sein Kind an den Rettungsanker klammern.

„Es ist keine Möglichkeit mehr, es ist Alles vorbei!" rief der Waldhüter aus; „mein liebes, liebes Kind ist verloren. Gott hat es genommen, ich gebe mich darein."

Aber als das Seil endlich wieder zurückkam, da schaukelte aus dem finstern Rachen der Höhle hervor — der Rachen.

Und als man ihn sah und als die zwei jungen triefenden Leutchen an das Ufer gehoben wurden, da übertönte der Jubel das Brausen des Wassers.

Wie umarmten da die Eltern mit hellem Weinen ihre wiedergefundenen Kinder! Aber diese hatten todtenbleiche Gesichter; mit heiserer Stimme riefen sie die Namen der Ihren, starrten die Fragenden an und gaben verkehrte Antwort. — Sie waren betäubt.

Erst nach und nach löste sich der Bann, der auf ihnen lag, und sie sahen die lichtumflossene Welt und die freudigen Menschen, und sie hörten das Rauschen des Wassers und die tausend Jubelstimmen. —

Arm in Arm stiegen Otto und Anna in den sammtgefütterten Wagen; sie ließen sich nicht mehr los. Zart und weich waren ihre Herzen und für immer gereinigt von den Schlacken des Trotzes und Uebermuthes.

„O Gott, welch' ein Brautgeschenk zur silbernen Hochzeit!" rief der Waldhüter aus und sein Weib sagte: „Nicht umsonst hab' ich in dieser Nacht die fünf Wunden Jesu gebetet!"

So zogen sie fort durch die Waldungen, über die Haide und die Hügel, bis sie in das heimatliche Thal kamen. Wie eine Procession folgte die Menschenmenge dem Wagen und den geschundenen Kahn schleppten sie mit sich wie ein Siegeszeichen. Der sollte dem Paare Otto und Anna aufbewahrt werden zum ewigen Andenken an diese Pfingstnacht.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Der Höllbart	3
Die Mission zu Falkenbach	126
Der Waldstreit	183
Der Hinterschöpp, oder die Geschichte dreier zweifelhafter Personen	293
Die Pfingstnacht	392

Ch. Reißer & M. Werthner, Wien.

89095217006

B89095217006A

89095217006

b89095217006a